

kürbiskern

W 20094 1

Kurt Bartsch: chausseestraße 125
Manfred Wekwerth: Brief an einen Journalisten
Petra v. Morstein: Gedichte
Rainer Wochele: Drei Geschichten
Ernst F. Steffen: Gedichte
Rolf Haufs: Ein Lohnbuchhalter erzählt drauflos
Annemarie Czaschke: Das Todeskarussell
Yaak Karsunke: Belanglose Belletristik
Auswahl: Politische Lyrik und Songs
Gespräch mit Prof. Dr. P. A. Thießen
Johannes Bobrowski: Fortgeführte Überlegungen
Protokoll: Ulm im Schneider
Erich Fried: Abschied von der BBC
Johannes Schenk: Portugiesische Wedel
H. Rubinstein: Gesammelte Stimmen über Portugal
Hans Peter Hohn: Schutzmarke: Goethe
Bernt Richter: Gesucht für ungenannte Zwecke
Franz Schonauer: Preußische Legende

No. 3424

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Kurt Bartsch
chausseestraße 125

Brecht sitzt wie eh und je
im schaukelstuhl und schnee
fällt auf die gräber hin
Brecht schaukelt her und hin
und lutscht an der zigarr
die nie erkaltet war
rauch steigt schwarz aus dem dach
der winter ist schon schwach
die mütze hängt am nagel
es fallen stein und hagel
bald gibt es blattsalat
(bis man genug von hat)
Brecht schaukelt noch ein stück
er hat noch einmal glück
dann ist es abends acht
kein licht ist angemacht
da seh ich einmal her
der schaukelstuhl ist leer.

Manfred Wekwerth Brief an einen westdeutschen Journalisten

Lieber Herr Dr. L.

Frau K. gab mir Ihren Brief, und ich möchte versuchen, zu antworten. Es ist mir angenehm, zu antworten, da ich ausgehen kann von Ihrem Artikel, der eine wesentliche Seite enthält, die man sonst so sehr vermißt: Information. Könnten sich die Berichterstatter auf beiden Seiten doch entschließen, ein wenig mehr von dieser angenehmen und nützlichen Tätigkeit Gebrauch zu machen! Es könnten so viele Gespräche vielleicht nicht leichter, aber doch nützlicher und interessanter sein. Auch der Streit wird unter solchen Bedingungen angenehm. Bevor ich Ihre Frage beantworte, also ein kleines angenehmes Streiten. Über den Freiheitsbegriff, wie ihn Brecht in der „Commune“ gibt, könnte ein Student bei uns nicht nur beliebig viel schreiben, er wäre sich sogar des Lobes seines Professors sicher. Deshalb würde ich einem Studenten gar nicht einmal raten, nur über den Freiheitsbegriff zu schreiben (dessen Definition aus einer Bürgerkriegssituation heraus gegeben wird), sondern ebenso über den Begriff des öffentlichen Denkens, der eine notwendige Ergänzung darstellt: „Weihen wir das Publikum ein in unsere Unvollkommenheit, denn wir haben nichts zu fürchten außer uns selber“.

Nun zu Ihrer Frage: Für uns ist es sehr schwer, zu verstehen, daß sich die Diskussion „Brecht und das Regime“, die nun schon ein gutes Jahrzehnt währt und die Fortsetzung ist der Diskussion vor 1933, immer noch nicht beruhigen kann. Ich verstehe schon, daß hier ein Angelpunkt einer Politik liegt, die die Anerkennung der SOGENANTEN — und sei es auch nur durch einen toten Dichter — fürchtet wie Beelzebub das Kreuz. Wenn man es schon nicht lassen kann, wie das achtzehnte Jahrhundert die Dichter in Politiker und Menschen zu zerlegen, führt dieses Verfahren eben allenfalls zu Ludwig Tieck, kaum zu Brecht. Warum — zum Teufel — soll denn Brecht als Marxist eine andere Haltung zur DDR eingenommen haben als andere große Marxisten: Hanns Eisler, Paul Dessau, Helene Weigel, Ernst Busch, Paul Rilla, Max Schröder, die Brechts

Freunde waren? Sie gerade waren doch in den letzten Jahren um ihn und richteten sich in ihrem Verhalten nach Brecht. Diese Leute wollten nicht erst seit 1945 die — wie Brecht sagt — Gesellschaftsumwälzung, also die Änderung der Produktionsverhältnisse. Diese Absicht hat sie schließlich einiges gekostet. Den einen Zuchthaus, den anderen Emigration. Und gleichgültig, ob man es für einen Nutzen oder Schaden hält, in der DDR haben sich die Produktionsverhältnisse verändert. Genau so, wie es zum Beispiel Brecht in der „Mutter“ und anderswo wünscht: es gibt kein Privateigentum an den wichtigen Produktionsmitteln mehr. Herr Eßlin und Herr Rühle nun lassen den Menschen Brecht in die DDR gehen, nur weil ihm dort ein Theater angeboten wird. (Abgesehen, daß er erst 1953 ein Theater bekam, gibt es ja auch Theater anderswo.) Bleiben also die Fehler und Schwierigkeiten, die „den Menschen Brecht abschreckten“. Dafür gibt es nur eine Erklärung: Der alte Brecht hat seinen Marx und Lenin nicht studiert. Ihm gehört die Note vier in Marxismus. Denn daß es bei einer so eingreifenden Gesellschaftsveränderung Schwierigkeiten — neuer und alter Art — geben wird, darüber liest man am besten bei Marx und bei Lenin. Es hat sich bis nach London herumgesprochen, daß der Mensch Brecht Zufriedenheit haßte, weshalb er die Verfremdung erfand. Wieso soll dieser Mann von einer Gesellschaft, die Fehler neuer Art macht, seine Hand abziehen im Moment, wo Verfremdung, also Veränderung der Welt gebraucht wird? Wir hören, der Mensch Brecht mochte zwar den Marxismus, aber bestimmte Marxisten mochte er nicht. Auch hier verhielt sich Brecht einwandfrei als Marxist: er blieb dort, wo es in seiner Macht stand, eben diese Marxisten zu verändern. Zu verändern, wie er es in seinem „Kleinen Organon“ wünscht, nämlich mit Hilfe seines Theaters. Wie sehr ihm dieses Experiment geglückt ist, beweist die Geschichte des Berliner Ensembles. Viele, die 1951 den „Lukullus“ und die „Mutter“ zu formalistisch fanden, sind heute ständige Besucher des Berliner Ensembles. Ich will gar nicht reden von der alten Platte mit dem österreichischen Paß. Erzählt man diese Geschichte einmal nicht als Heimatlosenschnulze wie Herr Rühle, sondern als Kalendergeschichte, hört sie sich so an: da sitzt in der Schweiz ein Mann, den die Staaten paßlos gemacht haben. Er hat eine Frau und zwei Kinder und ernährt sich durch das schweizer Theater. Er hat leider den Ruf, umstürzlerischer Marxist zu sein, weshalb die Eidgenossen ein Gesetz finden, nachdem Paßlose das Land binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen haben. Nun war es für den Mann nicht so tragisch, wie seine Biographen es später wollen, denn er war auf dem Wege nach Berlin, der für ihn über Prag führte, da die Amerikaner ihm als umstürzlerischem Marxisten den Weg durch Westdeutschland versperrten. Nun machte ein witziger Freund in einem Gespräch dem paßlosen Mann den Vorschlag, für einen salzburger Bischof ein Totentanzspiel zu schreiben, das der für seine Festspiele dringend brauchte. Als Preis und als Experiment sollte er einen österreichischen Paß verlangen. Ein Experiment insofern, da es lustig die innige Verquickung von Politik und Kirche beweisen würde. Das Wunder geschah. Der Erzbischof

sagte dem Marxisten einen österreichischen Paß zu. Der Bischof wies das Totentanzspiel als marxistisch brüsk zurück. Die kafkasche österreichische Bürokratie aber arbeitete weiter, und als Brecht längst schon in der DDR war, erhielt er zu seinem Vergnügen einen österreichischen Paß. Und seine Ansichten über Pässe, zumal man uns im Travelboard-Büro das Reisen nicht erleichtert, ist aus den „Flüchtlingsgesprächen“ her bekannt. Aber diese Anekdotchen bekommen unter der Feder von Eßlin, Rühle, Reich-Ranicki, Kesting das Gewicht einer Tragödie, und an Brecht ergeht der Vorwurf, er hätte den „Galilei“ nicht schreiben, sondern in der DDR leben müssen.

Entschuldigen Sie diesen Exkurs, Sie sehen, wie wenig ich diese ganze Diskussion verstehe. Sie kann, wenn man die Fragen beliebig fortsetzt, doch immer nur dahin führen, daß sich Brecht unter allen Umständen als Marxist verhielt, und das Mißverständnis kann doch nur darin liegen, daß man nicht weiß, was Marxismus ist. Also auch hier der dringende Vorschlag nach Information.

Konkret zu Ihrer Frage: Was sich am 17. Juni Stunde um Stunde in Berlin (und anderswo) tatsächlich abgespielt hat, kann man in dem Brief Brechts an Peter Suhrkamp nachlesen; daß er nicht veröffentlicht wurde, liegt nicht an uns. Diese Fakten sind notwendig, um Brechts Verhalten zu verstehen. Brecht war mehr besorgt als viele andere, auch politische Funktionäre, die den Normenstreik am 16. Juni nicht in seiner Tragweite erkannten. Brechts Sorge ging allerdings nicht dahin, die streikenden Arbeiter „zum Aufstand zu bewegen“ (das besorgte in regelmäßigen Abständen von 15 Minuten der Rias), sondern sie daran zu hindern. Er hielt die Frage der Normen für ein Gesprächsthema und nicht für einen Streikgrund. Brecht berief uns damalige Assistenten am 16. abends in seinem Haus in Weißensee zusammen, wo wir die ganze Nacht blieben, und wir begaben uns um 8.00 Uhr früh ins Theater. Als die Stadt noch schlief, führte Brecht viele Telefongespräche. Er bot dem Rundfunk an, daß das Berliner Ensemble den ganzen Sendetag übernimmt, damit Ernst Busch und Helene Weigel mit Liedern und Gedichten die mit Recht unzufriedenen, aber verwirrten Arbeiter daran erinnern, wo Freund und Feind stehen. Der Rundfunk zog es vor, Operettenschnulzen weiter zu senden. 8.00 Uhr früh, als von Demonstration noch keine Rede war, schrieb Brecht auch jenen leider so berühmten Brief. (Er ist inzwischen zu einem Telegramm verfälscht worden, wahrscheinlich, um das Spontane der Aktion zu betonen.) Und es war nicht *ein* Brief, sondern drei Briefe: einer an den 1. Sekretär der SED als Vertreter der ganzen Partei; der zweite an Semjonow, den Vertreter der Sowjetunion; der dritte an Otto Grotewohl, den Vertreter der Regierung. Die drei Briefe haben sinngemäß den gleichen Inhalt. Brecht erklärt seine Solidarität mit der SED, mit der Regierung der DDR, mit der Sowjetunion, und verlangt die große Aussprache mit jenen Arbeitern, die nach seiner Meinung fälschlicherweise den 17. Juni als einen Streik angesehen haben. Er distanziert sich von jenen Leuten, die die Verwirrung der Arbeiter ausnutzten, um ihnen reaktionäre Losungen in den Mund zu legen. Diese Briefe

Brechts waren *mehr* als Ergebnheitsadressen, sie waren Anleitung zu revolutionärem Handeln. Brecht selbst praktizierte es. Er war am Brandenburger Tor, als die sowjetischen Panzer einfuhren. Ihn beeindruckte sehr, daß vor den Panzern ein offener Jeep fuhr, in dem der sowjetische Stadtkommandant Dibrowa der Bevölkerung zuwinkte. Brecht war einer der wenigen, die zurückwinkten. Erst als Steine geschmissen wurden, schlossen die Panzer ihre Luken. Leider sind diese Briefe Brechts von unserer Presse behandelt worden wie Ergebnheitsadressen, die Tage danach geschrieben wurden, und der Redakteur, dessen Rotstift ein Teil des Briefes an Walter Ulbricht zum Opfer fiel, weiß hoffentlich, wieviel Arbeit er uns damit gemacht hat: mein Brief an Sie ist eine solche Arbeit. Es gab am Nachmittag des 17. Juni eine Betriebsversammlung im Berliner Ensemble. Brecht hielt eine — was bei ihm selten war — lange Ansprache. Er verlangte weiterhin die große Aussprache mit den Arbeitern und eine große Kampagne der Aufklärung über den Faschismus, vor allem über dessen gefährlichste Seite: der Anfälligkeit gegenüber Demagogie. Das von Ihnen angeführte Gedicht, später geschrieben, ist die Folge einer kleinen Anekdote. Gegen 10.00 Uhr am 17. Juni rief der damalige Sekretär des Schriftstellerverbandes vom Schriftstellerklub aus Brecht an und teilte ihm mit, er habe alle Türen verbarrikadieren lassen, da er das Schlimmste befürchte. Brecht sagte uns darauf, den Telefonhörer auflegend: „In Erwartung der Leser“. Dieser Sekretär veröffentlichte im „Neuen Deutschland“ am nächsten Tag einen Artikel, geschrieben in der Haltung einer den dreißiger Jahren angehörigen Ideologie, mit der Überschrift „Wie ich mich schäme“. Er beschuldigte die Bauarbeiter, sie hätten das Vertrauen der Regierung verscherzt und müßten nun sehr viel daran setzen, das Vertrauen wieder zu erlangen. Das war die wahrscheinlich gut gemeinte, aber ungeschickte Meinung eines einzelnen Funktionärs, die Brecht mehr belustigte als ärgerte. Es war niemals die Haltung der Regierung oder der Partei. Und gegen die Ungeschicklichkeit eines Einzelnen richtet sich das von Ihnen bezeichnete Gedicht aus den „Buckower Elegien“. Liest man es nicht tagespolitisch, sondern ein wenig nach den Gesetzen der Semantik, ja lediglich der Syntax, heißt es doch sinngemäß: hätte der Sekretär des Schriftstellerverbandes recht, wäre doch die Konsequenz seiner Ungeschicklichkeit, die Regierung müsse sich ein anderes Volk wählen. Ich habe in der Schule gelernt, das ist ein Konjunktiv. Wenn dieser Beweis aber zu primitiv ist, kann man ja die anderen Gedichte der „Buckower Elegien“ hinzuziehen, etwa „Nicht so gemeint“ (ich lege Ihnen eine Abschrift des Gedichtes bei). Im übrigen ist es hier wieder dieselbe Geschichte. Es war das marxistische Wissen und Gewissen Brechts, zu dessen Bestandteil der Kampf gegen Blödheit, Dummheiten und Entstellungen zählte, und das ist für Marxisten nicht so ungewöhnlich. Ich hasse das Zitieren, aber es gibt über diese Frage ein schönes Wort eines großen Marxisten, den Brecht sehr verehrte, nicht weil er groß, sondern weil er vernünftig war. In einer ähnlichen Situation, ich glaube es war die Zeit des Kronstädter Aufstandes gegen die Sowjets, sagte Lenin: „Das Verhalten

einer politischen Partei zu ihren Fehlern ist eines der wichtigsten und sichersten Kriterien für den Ernst einer Partei und für die tatsächliche Erfüllung ihrer Pflichten gegenüber ihrer Klasse und den werktätigen Massen. Einen Fehler offen zugeben, seine Ursachen aufdecken, die Umstände, die ihn hervorgerufen haben, analysieren, die Mittel zur Behebung des Fehlers sorgfältig prüfen — das ist das Merkmal einer ernsten Partei, das heißt Erfüllung ihrer Pflichten, und Schulung der Klasse und dann auch der Masse.“

Lieber Dr. L., ich bin eigentlich bekannt als sehr unlustiger Briefschreiber und, meine Zeilen überfliegend, konstatiere ich: Überdimension. Vielleicht ist es der Ärger, über dieses endlose Gewäsch über Brecht und die Hoffnung, es zu verdrängen zugunsten einer wissenschaftlichen Diskussion um Brecht, oder vielleicht ist es meine Hochachtung vor Ihrem Bemühen, den Krieg zwischen Helmstedt und Marienborn, auch den kalten, nicht stattfinden zu lassen. Das klingt wie eine Phrase und es ist wahrscheinlich auch eine, aber sie stimmt trotzdem.
Mit freundlichen Grüßen

Ihr
Manfred Wekwerth

DINGGEDICHT

Ich bekam zum Auszug
dennoch
eine Vase geschenkt.

Das Notizbuch kauften wir
auf der Insel
in dem einzigen Laden.

Den gestreiften Kiesel
hast du gefunden
in der Bucht Aber-Bach in Wales.

Mit diesem Tintenstift
schrieb ich,
was niemand mochte, ich auch nicht.

Bitte.
Machen Sie die Geschichtenabdrücke weg,
und außerdem hätte ich gern
ein paar Gegenstände mit Eigen-
schaften.

SPAZIERGANG

Die Leute ziehen aus und lassen
die Geschichten in den Häusern
an denen ich vorbei muß
wenn ich zur Wiese will.

Der Rückweg
macht mir zu schaffen.

DABEI

Einer spricht
über etwas und
viele hören zu und
ich höre zu wahrscheinlich
wäre jedes Wort
dasselbe
mein Platz wäre leer oder
irgendein Platz der nicht
leer ist wäre leer und
jemand
säße auf meinem Platz
wenn ich nicht
dabei wäre.

Auf einem zentralen Bahnhof
habe ich
noch weniger Einfluß.
Immerhin
bin ich ein Unterschied.

VORAUSSETZUNGEN

Viel verlangt von
Wißbarem, Verstehbarem und Erinnerbarem.

Das Wißbare muß wahr sein.
Das Verstehbare komplex.
Das Erinnerbare gewußt.

Nichts
verlangt,
gewußt, verstanden oder erinnert
zu werden.

Zum Beispiel
werden zum Glauben
vom Glaubenden
und nicht vom Geglaubten
gute Gründe verlangt.

TAUSCHUNG

Du folgst mir
auf all meine Inseln
und wenn du abfährst
machst du mich glauben
daß es kein Einbruch war.

MORALISCHER GEDANKE

Zum Beispiel:
der Ausdruck „ma non troppo“
in Partituren.

Aber
wir sagen nicht
wenn wir es gut meinen:
Gehe zu schnell
Bleibe zu lange
Gib zu viel
Sprich zu deutlich.

Nihil nimis und die Sprache
kann nicht feiern.

AN C. S. LEWIS,
der sich die Hölle wie die sich weit erstreckenden Slums von
Oldham (Nordengland) vorstellt. (So sagte man mir.)

Glaubt man mir.
Daß ich heute
durch Oldham fuhr, daß
vor meinem Auto her
ausgerechnet
eine Last mit wabernden Schafleichen
gefahren wurde immer
auf den Straßen
die mir vorgeschrieben waren.
Mit dem Zug, sagte man mir,
kann man Oldham vermeiden.

TOTER PUNKT

Du denkst,
du kannst nicht denken.

Aber du kannst denken:
Ich konnte denken.
Du hast einen Gedanken
an dein Denken.
Denn du denkst,
du wirst nicht mehr denken.

Das denkst du nicht mehr,
wenn du wieder denken kannst.

Dann denkst du:
Ich konnte nicht denken
und dachte:
Ich dachte
und werde nicht denken können;
ich werde immer nur denken:
Ich konnte denken
und kann nicht denken.

Nun denkst du wieder.

Rainer Wochele
Drei Geschichten

DER SCHERBENMANN

In der Kantine war es laut.
Blies der von der dritten Abfüllmaschine bis über den Tisch herüber. Pustete in seinen Löffel, daß es überschwappte. Und:

„Warst am Büro vorhin, was?“

Der Alte sagte:

„Die Kasse hats bewilligt. Sie schicken mich auf Erholung!“

Meinte der mit der heißen Suppe:

„Sicher kommst du im Schwarzwald irgendwohin.“

Der Alte schluckte Nudeln.

„Ja, im Schwarzwald vielleicht.“

Er schmatzte ein wenig und sagte mit den Nudeln zwischen den Zähnen: „Zehn Jahre im Betrieb. Und vorher in der Gießerei. Und Gießerei, da mußte arbeiten. Bei Hitze —“

„Na“, sagte der andere, „ich hol nochmal“, und stand auf und ging mit seinem Teller zum Essenschalter.

Den Teller saubergescharrt, die Gabel hineingeworfen und den Löffel von daneben auch. Schnippte dann die Nudel weg vom Arbeitskittel. Mit zwei Fingern durch den Henkel des Bierkruges gesteckt, erhob sich der Alte und schlurfte durch die Schwingtür der Kantine hinaus.

Im Hof der Brauerei schien die Sonne. Arbeiter schwatzten sich in Grüppchen aus dem Hauptgebäude heraus und herüber zur Kantine.

Den Hof hinauf war es ruhiger. Der Alte sah nach einer leeren Bierkiste. Er stellte sie an die sonnenbeschienene Wand des Hauptgebäudes und ließ sich langsam darauf nieder. Setzte den Bierkrug auf den rechten Oberschenkel, lehnte den Rücken gegen die Wand, beugte den Kopf zurück und schloß die Augen. Ohne sie zu öffnen hob er den Bierkrug an den Mund. Das Bier rann über seine Zunge in ihn hinein. Er mochte es. Aber nur, solange er es auf der Zunge spürte. Einmal geschluckt, war es ihm gleich.

Der Alte dachte an nichts.

Die Sonne schien warm.

Einmal öffnete er die Augen und sah, wie sich Spatzen vor seinen Füßen balgten. Dann wieder Bier. Dann nickte er ein.

„Es ist Zeit Opa, komm!“

Der von der dritten Abfüllmaschine hockte beim Haupteingang und schnürte einen Schuh.

Der Alte schrak hoch. Der Bierkrug war ihm aus der Hand gerutscht, und am Boden breitete sich eine Pfütze aus. Der Alte stand auf und scharrte mit dem Schuh die Scherben des Kruges zusammen. Die Bierkiste stand lange später noch vor der großen Wand.

„Heute abend gibts Fußball.“

Der von der dritten Abfüllmaschine trug eine Gummischürze über dem Arm. Sie gingen ins Hauptgebäude hinein.

„Vorm Fernseh?! — Ich schlaf da ein dabei“, sagte der Alte.

„Du schläfst ein?“

„Ne Flasche Bier nach dem Abendbrot, und ich setz mich davor. Aber fast immer schlaf ich dann ein.“

Die Gummischürze wurde vorgebunden.

„Machs gut Opa.“

Der andere sprang die Treppe hinauf. Die Gummischürze schwabbelte. Der Alte klinkte die Tür zum Flaschenkeller auf.

Im Flaschenkeller hing Lärm, dicht und beißend.

Männer in bierflaschengrüner Arbeitskluft paßten darauf, daß die Maschinen ausreichend mit Kisten und Flaschen gefüttert wurden. Einer fegte den Betonboden. Alle bewegten sich wie in einem Film ohne Ton. Zwischen Maschinen, Bändern und Arbeitern kurvte der Elektromuli. Der Gabelstapler. Der junge Mulifahrer peilte pausbäckig an den Türmen von Bierkisten, die er transportiere, vorbei und pfiß. Er pfiß wie im Stummfilm.

„Dann wolln wir mal wieder“, sagte der Alte. Er zockelte hinüber zum Scherbensilo.

Das Scherbensilo war ein zimmergroßer Raum. Zwei Klappen im Boden. Darunter Schächte. Drei, vier Meter tief. In dem Raum stank es nach ätzendem Moder.

Der Alte langte sich eine Karre mit breiter Griffstange. Zweirädrig. Zwei Eisentraversen über der Achse hochstehend. Mit der Griffstange verbunden. Fleckig die Räder und mit Dellen. Er fuhr die Karre aus dem Scherbensilo heraus und an das Ende der ersten Bandstraße.

Flaschen!

Überall gab es Flaschen.

Flaschen, die aus Kisten gegriffen wurden. Flaschen, die in Kisten gestellt wurden. Flaschen, die sich wie eine Menschenmenge drängten und schoben. Flaschen, die in schmalen Bändern von der Decke herunterschwebten. Flaschen mit bunten Etiketten. Und andere mit Silberköpfen.

Und überall auch zerbrochene Flaschen.

Für die zerbrochenen Flaschen die Scherbenkübel.

Für die Scherbenkübel der alte Mann.

Der Alte. Er war. Sie nannten ihn Scherbenmann.

Bandstraße eins. Kübel Nummer eins. Der war voll. Der Alte fuhr heran. Nahm ihn zwischen die Eisentraversen. Bugsierte, so daß die zwei Bolzen an jeder Seite des Kübels in die Kerben an den Enden der Traversen einfelen. Drückte die Griffstange nieder, und der Kübel hob sich und schwebte über der Achse des Karrens.

„Schön so“, sagte der Alte.

Er fuhr den Kübel ins Scherbensilo und vor die Bodenklappe. Er öffnete sie und umfaßte die Tonne mit einem Arm, um sie zu neigen.

Das Glas scheuerte und kreischte an den Kübelwänden und fiel dann in den Schacht hinunter. Der Alte stellte den Kübel senkrecht und ließ die Bodenklappe zufallen. Mehrere Flaschenhälse mit Verschlüssen, die er mit der freien Hand aussortiert hatte, warf er auf einen Haufen.

Der Alte fuhr den leeren Kübel hinaus und entlang der Bandstraße und stellte ihn an deren Ende ab.

Der nächste war noch nicht reif.

Der folgende quoll schon über.

Der Alte rackerte, ohne etwas zu übereilen, bis er alle Kübel aus dem Flaschenkeller versorgt hatte.

Dann karrte er zum Lastenaufzug. Er fischte den flachen Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn ins Schaltschloß, holte den Aufzug herunter, fuhr hinein und drückte den zweiten Stock. Nicht viele haben einen Aufzugsschlüssel, dachte der Alte. Die Chefs, die natürlich. Aber von denen am Band jedenfalls keiner.

Der Aufzug hielt mit sanftem Ruck.

In der Abfüllhalle war der Lärm dicht wie Wasser. Man bewegte sich wie am Grunde eines großen Beckens. Die Abfüllhalle war sehr verwinkelt. Das machte es schwierig, mit der Kübelkarre an die einzelnen Kübel heranzukommen. Der Körper des Alten arbeitete gleichmäßig und nicht zu schnell. Er leerte auch den letzten Kübel, fuhr ihn wieder hinauf in die Abfüllhalle und ließ die Karre oben stehen.

Wieder im Scherbensilo, hockte er sich auf eine Kiste vor den Haufen Flaschenhalse. Er begann sie mit einem langstieligen Hammer zu zerschlagen und die Metallverschlüsse herauszulösen. Er klopfte Flaschenhalse, nahm sich vor den Glassplittern in acht und dachte an gar nichts.

Als draußen die Bänder und Maschinen abgestellt wurden, stand der Alte auf und räumte die Scherben in das Silo hinunter. Die Metallverschlüsse sammelte er in die Kiste. Den Hammer stellte er zur Wand. Im Flaschenkeller säuberte jeder seinen Arbeitsplatz. Unter den Rollbändern wurde gefegt. Andere spritzten den Betonboden ab. Man hörte den Mulifahrer jetzt pfeifen. Der Alte fuhr in die Abfüllhalle hinaus.

Dort lief nur noch die dritte Maschine und die Bänder, die sie belieferten.

„Na Opa“, sagte der von der dritten Maschine, „kommst nochmal?“

„Muß ja sein“, sagte der Alte.

„Wenn du im Schwarzwald bist, wer machts uns dann?“

„Die werden schon jemand finden dafür.“

„Aber mach Feierabend jetzt, Opa!“

„Ja, ja, werd wohl. Bis morgen, ja —“

Der Alte schob die Karre mit dem Kübel durch Pfützen und über rote Schläuche davon.

Der Aufzug kam lange nicht.

Im Flaschenkeller war es still und leer. Die meisten drückten sich auf der Toilette herum, um den Arbeitsschluß abzuwarten. Der Alte fuhr ins Silo. Die Tür schlug zu. Er stellte den Kübel vor die Schachtöffnung und zog die Klappe hoch. Er kippte den Kübel leicht an. Der Kübel war schwer und stand sehr knapp an der Öffnung. Dann mußte ihn der Alte stärker neigen und der Kübel bekam Übergewicht. Der Alte umfaßte ihn mit beiden Armen, um den ganzen Körper dagegen stemmen zu können.

Der Kübel stand sehr schief und drückte den Alten einfach um. Der Kübel kippte dann und rollte noch einen Augenblick schwerfällig am Rande des Schachtes.

Lärmend verließen die Arbeiter den Flaschenkeller. Der Mulifahrer piff.

VERPLAKAT EINES SCHWINDENANKLEBERS

Und zwar so:

Ein Feuerzeug sollte Flamme geben.

Die rechte Hand packte den Leimpinsel im Kübel.

Das Plakat kündigte ein Eishockeyspiel am 30. Oktober an. Dann hatte der schwerbepackte Radreiter die Kreuzung erreicht und stieg ab.

Das aufgetragene Leimrechteck versprach überall zu kleben. Bei der Litfaßsäule kurz darauf, indem er das Zwergenrad des mißgestalteten Osterhold auf den breiten Vorderradständer setzte, dachte er:

Osterhold nahm das Obenaufliegende heraus.

Sie nachfolgend mit sicherem Stand gegen die Säule gelehnt. Besagtes Fahrrad war ein niedriges seiner Art.

Sein Schaffner sah zwar den Buckelmann gegen die nordwestliche Brise ankämpfen, doch Ge Windy war nicht Windy George. Osterhold, Mißwuchs im Kreuz und lederbejackt, aber Hut am Kopf, stieg von der Leiter.

Er hatte Wind gegen sich, als er, schief über dem Lenker liegend, jedes Niederreten mit einer Abwärtsbewegung des Oberkörpers unterstützte und so genanntes Fahrrad dem Breslauer Platz zu trampelte.

Name

Osterholds Name wurde in der Einwohnerkartei und den Gefängnisakten geführt. Neben seinen Familienangehörigen, war er namentlich drei Wirten und zehn bis zwölf Gästen seiner Stammlokale bekannt. Ein Fernmeldetechniker, Osterhold hatte ihm vor Jahren im Zug seinen Namen genannt, konnte sich heute noch an ihn erinnern.

Den Pinsel in den Leim getunkt, begann er aus der Mitte der Plakatrückseite heraus Leim aufzutragen.

Robert Osterhold, George Windy nannte sich so, wegen seines Zwergenwuchses und des Buckels, des Klumpfußes am Rücken. Hinterher behende auf die Leiter geklettert.

Der Leim war gut, das Feuerzeug brannte, der ehemalige Regenwindy pappte an dem Eishockeyplakat fest.

Rechtsseitig konnte man einen kübelartigen Behälter ausmachen.

Deswegen auch, hatte er in seinen Stammlokalen gerne im Cowboyydress paradiert.

Neben den rotweißen Absperrpfosten des Breslauer Platzes zog er das Fahrrad über die Gehsteigkante.

Ostergeorge, er piff jetzt gegen die Ränder des Windschattens hin, wendete den großen Papierbogen.

Und das auch nur, weil sie die Mammutwarze auf seinem Rückgrat gegen ihn ausgespielt hatten.

Mit wenigen knappen Griffen die Leiter aus der Halterung gehoben und zusammengesetzt.

Es war zudem recht mißförmig gebaut.

Auch die Leiter war Augenblicke darauf auseinandergenommen und am Rad untergebracht.

Der Bus Nummer 59 stand auf der anderen Fahrspur der Straße. Selbst in der Strafvollzugsanstalt, im Brummstall, war er als Dschordsch Windy, der Regenkiller bekannt gewesen.

„Du hast mit Glück diese Arbeit bekommen, mach sie so gut wie es dir möglich ist.“

So wie der Fahrer des Velozipeds, der Pedaltreter.

Schließlich faßten die Robert-Windy-Hände die Ankündigung an den oberen Ecken und lösten sie ab.

Zwergmännchen

Sehr kleine Männchen. Oft nicht viel mehr als die männlichen Zeugungsorgane enthaltend; sie heften sich zuweilen dem weiblichen Tier dicht neben die Geschlechtsöffnung an, oder leben gar in den weiblichen Geschlechtsgängen.

Im Bauch des Betonzylinders piff er wieder jenes Lied in die Dunkelheit, das der Gangster auf der Mundharmonika spielt, während alle den Bahnhof belagern und warten. Ziemlich unvorschriftsmäßig überquerte er daraufhin die Kreuzung.

„Wenn ein krummer Hund wie ich, krumme Touren fährt, kann ja nichts dabei herauskommen.“

Auf dem Gepäckträger jedoch, gehörte mit halbrundem Deckel ein viereckiger Blechkasten noch zu Osterwindys Höckerrücken. Dicht trat er an die Plakatsäule heran, fummelte eine Zigarette heraus, die er lose in der Tasche gehabt hatte. Ride along auf einem ballonbereiften Eisenmustang, an dessen Gepäckträger links in einem Rahmen zwei Teile einer Leiter standen.

George Regenkiller sackte in die Ausbuchtung.

In dem Blechkasten am Gepäckträger lagen die Plakate.

Worauf sich George Regenkiller gegen die Betontonne lehnte, wegen der nord-westlichen Zugluft.

Papier wurde glattgestrichen, abstehende Ecken niedergebügelt, Falten nach außen gepinselt.

Nur diesen breitrempigen Texanerhut, mit Riemen unter dem Kinn gesichert, leistete er sich noch jetzt, nach der Blechnapfzeit.

Der winzige Windy Osterhold begann zu rufen und mit beiden Fäusten gegen die Betonwände zu trommeln.

„Saubere, schnelle Arbeit leistet Robert, jetzt ein Zigarettchen.“

Gegen Abend wurde von einem Arbeiter der nahen Baustelle Osterholds Plakatankleber-Zwergenfahrrad gestohlen.

Kleidung

Robert Osterhold trug am Leibe: Eine kurze Unterhose, ehemals weiß. Drei Unterhemden übereinander. Dasjenige am Körper sehr gelb. Eine braune lange Hose. Ein rotgewürfeltes Arbeitshemd. Pullover, Wollsocken, hohe Schnürschuhe. Eine schwarze Jacke aus Kunstleder. Preis 39 Mark 50. Besagter Cowboyhut stammte aus einem US-Laden.

George Osterhold kam erst im Inneren der Betonröhre wieder zu Besinnung und vermißte nur seinen Hut.

Dann wenige Schritte zum Rad zurück, den Leimkübel losgeschnallt und mittels eines Hakens an eine Leitersprosse gehängt.

Sauber und bündig paßte er dessen Stirnkante gegen den unteren Rand eines weiter oben sitzenden Anschlages.

Stunden später kauerte Robert Osterhold, alias George Windy, vormals Regenkiller, jetzt Plakatankleber mit gutem Willen, die Beine angezogen, in kalter Finsternis gegen die Innenwand der Litfaßsäule gelehnt.

Deshalb kraxelte der Texashutträger von der Leiter, stakste breitbeinig, die Gefahr nicht achtend, das Pferd am Zügel, die staubige Straße zum Saloon hinter, der Colt baumelte . . .

Sog, klebte ihn immer fester an sich, zerrte ihn in sich hinein, obwohl er sich wehrte und schloß sich hinter ihm.

Wieder auf der Leiter, klebte er die Bekanntmachung mit der bedruckten Seite gegen die leimbestrichene Fläche.

Amöbenartig umfloß, die im übrigen fest am Boden stehende Anschlagssäule, Osterholds verbogene Gestalt.

Der schwere Pinsel brachte den Mann mit der Riesenbeule zwischen den Schultern beinahe aus dem Gleichgewicht, als er, mit weitausholenden Bewegungen, einen Eskimo mit Rumflasche überkleisterte.

In Sekundenschnelle buchtete sich die Plakatsäule ein, dort, wo Osterhold sich gegen sie stützte.

Gekillt hatte er keinen, lediglich beinahe!

Zeugung

Der Kokereiarbeiter Karl Osterhold war am 17. März 1930 betrunken nach Hause gekommen. Seine Frau mußte zuerst ihn und dann sich vollkommen entkleiden. Während er breitbeinig in der Mitte der Stube stand, hob er seine Frau zu sich empor und sie schlang ihre Beine um seine Hüften. So führten sie den Akt aus, dem Robert Osterhold entsprang. Anderntags hatte sich der Hauswirt wegen Lärms beschwert.

DAS AKKORDEON

Eben.

Was ich sage.

Natürlich nicht!

Das kannst du nicht sehen.

Das kannst du natürlich nicht sehen!

Wie auch?

Ist ja bloß 'n Tick von mir oder sowas.

Aber ich mein:

Was ich bin, ich schaff ja fixer als die anderen. Arbeite ich. Will ich mal sagen.

Das ist, wegen, ich bin eben schon ziemlich lange, und, weil ich eben schneller bin.

Du meinst Angabe oder was?

Brauchst die anderen bloß fragen!

Also ich arbeite recht fix, und nebenbei, da. Wie, na ja, also, in der Beziehung, nun, da hab ich eben nen leisen Stich weg. Wenn ich mal so sagen darf. Sagen will.

Also ich steh vorm Abnehmetisch wie immer. Wie die anderen auch, die, — und, ja, wir fassen ein — per Hand fassen wir ein.

Weil, —

das ist nämlich so:

Nachmittags, da wird nämlich meistens Bier in ne Sorte Flaschen abgefüllt, wo wir keine Maschine für haben, zum Einfassen und so. Die sind nämlich was größer. Dreiviertelliterdinger, Flaschen, sind das, mein ich.

Vor mir eben, was soll ich sagen, da dran ist das Transportband von der Abfüllmaschine, wo von oben runter, zu Ende. Eigentlich, ja, da drauf sind dann die Flaschen drauf. Also, wir nennens Abnehmetisch.

Ist doch ganz einfach. Wir —

Das ist ne Fläche, ein Beispiel gesagt, wien Leintuch zum Beispiel. Doch, kann man sagen. So groß mein ich. Auf der anderen Seite, also da, wo wir nicht stehen, da kommt das Transportband, was die Flaschen ranschaft an die Fläche ran. Genau!

Und drauf, auf der Fläche, das kann ich dir sagen. Da rammeln die Flaschen. Aber auch wie. Ganz dicht. Und das ganze Zeug hält keinen Augenblick still und so weiter.

Ist ja auch klar, wennde überlegst, weil nämlich hinten das Band immer neue ranschiebt. Wennde überlegst.

Bewegt sich ne Flasche, kommt se an ne andere ran. Ist klar. Und das klirrt. Ist auch klar. Aber schon wie sonstwas, Menschenskind. Klar doch, du mußt denken, der ganze Haufen. Ehrlich!

Weißte,

ich steh also da, und lang immer rein, immer vor die Arme und zugefaßt, in jeder Hand zwei Pullen, — ist natürlich auch nicht nur so, weil, die Etikettendinger, die sind nämlich frisch geklebt, sind die, — zwei Pullen also in jeder Hand und zurück das Ganze. Und runter damit, und eingeknallt in die Kisten, und gleich wieder hoch, aber ehrlich, und gleich wieder hoch wie verrückt. Ehrlich!

Halt mal!

Haste ja keine Ahnung davon.

Das ist:

Zwischen da wo wir stehen und dem Abnehmetisch, läuft 'n Rollband lang, mit was die Kisten angeliefert sind.

Jetzt weiter:

Langste einmal, und nochmal. Haste, will sagen, sechs, acht Flaschen drin, ruckt die Kiste an zum nächsten. Automatisch. Was denn sonst? Und vor dir steht ne neue mit nix drin. Weil, —

Das ist. Ich hab das ja gerade erklärt.

Das jeder so.

Die ganze Reihe durch, was wir so sind.

Wenn ich mal sagen soll, laß überlegen, sicher, doch, doch, an die dreißig bis vierzig Flaschen die Minute, die sicher. Also jeder mein ich. So viel fassen wir wirklich bestimmt weg.

Ehrlich

Mir kannstes glauben. Wo ich doch. Aber die drei Jahre fast genau.

Schön!

Ich also ganz rasch in der Arbeit. Und das andere . . .

Oder haste schon mal so nen Spinner gesehen, wo bei der Arbeit Akkordeon spielt, will ich mal sagen und so? Versteh!

Meist probier ich rum. Schwierige Baßbegleitung und so weiter. Von was die morgens im Radio bringen. Komm ich dann heim, nach Feierabend mein ich,

lang ich die Quetschorgel. Kommt auch schon mal Hubert rüber. Na ja, den kennste nicht. Kannste nicht, den.

Sag ich dann zu dem Jungen wo neben mir steht, sag ich: Wahrscheinlich wieder den ganzen Nachmittag.

Ist 'n Oberschüler, der. Die haben wir schon öfter mal. Machen Aushilfe dann. Ich kanns ja verstehen. Weil, schau mal, hat ja nicht jeder nen Vater wo sichs leisten kann, und überhaupt.

Schrei ich:

Wie lange biste jetzt eigentlich schon hier?

Seh ich, wie ihm ne Flasche kaputt geht. Kommt ja vor, das.

Sechs Wochen, sagt er und tut die Scherben raus.

Sechs Wochen? sag ich, denk erst 'n paar Tage?!

Wieso, sagt er, von Anfang der Ferien an, sagt er, immer hier im Flaschenkeller, sagt er, wissen Sie doch, oder nicht?

Schafft er, was ich sehe, die Flasche in Scherbeneimer rüber.

Sag ich ne Weile nix.

Dann:

Herrgott, sag ich, Hergott nochmal, sag ich.

Also:

Was später mach ich weg von mein Arbeitsplatz, die Bandstraße runter und so. Kommt mir eine quer. Die segelt vielleicht übern Boden, kann ich dir sagen, Mensch. Dann haut sie mit dem Hals gegen nen Träger von die Maschine ran.

Also:

Ich vorbei, wos Leergut übereinander ist. Bis rauf unter die Decke gestapelt. Der Fahrer vom Gabelstapler, was der Manfred ist, — hat jetzt, was ich sage, nen Opel Kadett, prima Fahrzeug, — der Manfred eben, ich seh, wie der im Moment nen Stapel Leergut runtertut.

Kippt ihm mit nem Mal der ganze Dreck vorüber.

Sag ich nix, geh weiter.

Hö Kull, schreit er, helf mal schnell!

Da wo die Toilette ist, kommts Wasser vor. Unter der Tür. Ich möcht mal den Tag sehen, wos auf der Toilette nicht schwimmt. Ehrlich. Ich knall die Tür zu hinter mir.

Meinste, die täten mal nen Spiegel sauber machen, die? Alles versaut, wie sonstwas. Wenns nach mir ginge, die müßten ganz anders. Aber wie!

Also,

na schön,

und mit einem Mal,

weiß nicht, egal überhaupt, jedenfalls,

ich geh in sone Kabine rein und schließ mich zu.

Klapp ich den schwarzen Dings, den Deckel von die Kloschüssel runter. Hock mich drauf.

Sitz ich da, fisch nach ner Stuyvesant, wie ich da so hock und so, und nach Streichhölzer. Zieh an der Zigarette und kuck aufs Streichholz wie blöd. Bewegt sich das in der Flamme drin. Ringelt sich, will ich mal sagen. Natürlich nicht richtig, aber doch.

Ehrlich. Mußte mal kucken.

So ne Sorte von Idiot, die kannste aber auch suchen. Ehrlich. Versuch ichs damit dann. Ich mein mitm Akkordeon.

Nu Rauch ich ja die Stuyvesant noch nicht lange, was das angeht. Vorher, das heißt früher. Der Hubert meint.

Dann, ja, also seh ich, wie sone Rolle Klopapier, die steht da aufm Fensterbrett rum. Lang ich danach. Weiß gar nicht und. Steh ich auf dann. Vom Glimmstengel der Rauch zieht am Auge hoch.

Na, dann mach ichs Fenster auf. S'schüttet schweinemäßig. Aufs Teerpappedach, wo unten drunter ist, das heißt nen Stock tiefer, da drauf pladdern die Tropfen rauf.

Schweinemäßig.

Werf ich den Glimmstengel raus.

Und dann, weil. Wills nochmals probieren. Das Akkordeon.

Wenn de mich fragst, weiß nicht, ehrlich, keine Ahnung. Jedenfalls benehm ich mich mit nem Mal wie der allerletzte Idiot. Wie der blödeste Spinner. Wie einer aus der Klappsmühle.

Horch,

fang ich an die Rolle, wo ich in der Hand habe, aufzufetzen. Meterlange Streifen reiß ich weg davon. Wie irr. Ehrlich.

Schmeiß sie raus in Regen, wie verrückt, wie blöde. Kannst mirs glauben. Ein Streifen nachm anderen wies kommt, egal, so immer raus in den Regen so. Ehrlich. Wie der letzte Idiot, sag selber, oder nicht?

Schau ich runter dann, liegen die, die Streifen, na die sehen aus wie riesige weiße Würmer, auf dem schwarzen Dach, wo einer übergefahren hat. Ganz groß, die Dinger.

Unds gießt schweinemäßig.

Später dann, was soll ich sagen, also schließlich, na ja, komm ich heim jedenfalls. Steck den Kopf in die Küche rein und so. Steht die Frau am Herd.

Und ich:

Frau, sag ich, gibts 'n heut zum Abendbrot?, sag ich.

Und so weiter.

Will ich mal sagen.

Aber ehrlich.

Eben.

Na ja.

PROLOG

Wie wollt Ihr's denn haben?
In die Fresse?
Ins Gewissen?
Ins Herzchen?
In die Genitalien?
Wollt Ihr mich als Schurken?
Als Verzweifelten?
Als Psychopathen?
Oder wollt Ihr: mich?
Dann versucht nicht:
zu begreifen.
Klammert Euch an die Fakten,
sie lassen Euch alle Möglichkeiten,
die sie mir nehmen:
Wenn ich Gedichte mache,
werden sie kriminell sein.
Wenn ich einer Frau anbiete,
ihren Koffer zu tragen,
wird man mich wegen versuchten Diebstahls
festnehmen.
Wenn ich ein Kind streichle,
wird man das Kind vor mir
in Sicherheit bringen.
Sage ich etwas Neues,
etwas anderes als die anderen,
ist es die Ausgeburt
eines verbrecherischen Hirns.
Wenn ich schreibe,
wie Ihr zu schreiben wagt,
wird man es
den Manierismus eines Ganoven nennen.

Ich werde deshalb schreiben
wie ein Ganove schreibt.
Und Deinen Koffer nicht tragen,
Mädchen.
Und Kindern aus dem Wege gehn.
Und so weiter.
Beklagt Euch nicht!

DAS VORLEBEN

Mein Vater war Oberfeldwebel
und starb in Stalingrad,
von wo er als mein Onkel zurückkehrte.
Er war ein guter Onkel.

Nach neunzehnhundertfünfundvierzig
nahm er jedoch
eine schwarze Hautfarbe an.
Das irritierte mich.
Ich war so jung damals.

Der staatlich geprüfte Jugendpsychiater
erzählte mir eine Geschichte,
in der ein Mann namens Oedipus vorkam,
und ich sei kein schlechter Junge,
sagte er;

der Krieg sei schuld,
so und so,
auch an der Null-acht,
mit der ich so sehr ins Schwarze getroffen hatte
zwischen den weißen Augen.

Er brachte mich dann selbst
in das Erziehungsheim,
weil sein Freud recht behalten hatte.

Im Heim erhielt ich eine Tante,
die sich meiner Komplexe annahm
und schließlich meiner Libido.
Ich war so hübsch damals.

Als sie ein Kind bekam,
begann ich den Vorgang zu verstehen
und erhielt wieder einen Onkel.

Irgend jemand sagte mir dann,
Flucht sei ein Ausweg.
Unterwegs lernte ich Motorrad fahren,
weil ich Blasen an den Füßen hatte.

Dann brachte man mich vor einen Onkel,
der von Schuld sprach
und mich seiner Gnade versicherte.

Im Jugendgefängnis lernte ich,
was er damit gemeint hatte.
Ich lernte viel im Gefängnis.
Besonders mochte ich Goethe leiden.
Er schrieb eine Farbenlehre.

ZUCHTHAUSPERSPEKTIVE

Ich sehe eine Frau
jenseits der Mauer.
Sie geht unter Bäumen
und bückt sich,
etwas einzusammeln —
und da sehe ich:
Es gibt noch Früchte,
die unter Bäumen liegen.

Ich sehe einen Mann
jenseits der Mauer.
Er geht über Wege
und schaut nach der Frau
und nach den Bäumen —
und da sehe ich:
Es ist noch die alte Frage
zwischen den beiden.

Ich sehe ein Kind
jenseits der Mauer.
Und von den Höhen herunter
tropfen die Schüsse
übender Soldaten —
und da sehe ich:
Es tönt noch die alte
Antwort darauf.

PORTRÄT

Er hat schöne Hände.
Manchmal hört er im Radio,
daß er niemehr frei sein wird.
Dann lächelt er.
Er kann lächeln,
klein und verstört;
ein Gerichtssaallächeln,
mit dem man nichts begreift.

Einmal versuchte der Pastor
diese schönen Hände zu falten.
Danach besuchte ihn Jesus
und fraß mit ihm aus dem Blechnapf.
Und er ließ seinen Bart wachsen,
weil Jesus auch einen hat.

Es ist große Kraft in diesen Händen;
allen seinen Opfern war
der Kehlkopf eingedrückt.
Er ist Nichtraucher;
kein Nikotin verunziert sie.

Im Profil erinnert er
an Dante Alighieri.
Er ist schüchtern
und errötet leicht.
Vor Mädchen hat er Angst,
deshalb macht er sie zu Opfern.

Einer seiner Fälle
blieb unverhandelt;
wenn die Todesstrafe kommt,
können sie ihn töten.
Er weiß es.
In der Freizeit
treibt er gerne Sport.

FLUCHT

Man kann junge Tannentriebe kauen,
wenn man Hunger hat.
Wenn man aus dem gestohlenen Transistor erfährt,
daß man ein gefährlicher Verbrecher ist,
vor dem gewarnt wird,
kann man sogar lachen.
Ein Mädchen, das am Wald vorbeikommt,
kann man überfallen
oder auch laufen lassen.
Wenn es Nacht wird
und man kriecht aus dem Wald,
sind viele Sterne am Himmel,
und in einem Haus findet man Bier
und einen Krug, auf dem steht:
Im Wein liegt Wahrheit.
Man kann auch trinken gegen den Hunger.
Die Wahrheit macht stark.

Schaufensterscheiben machen großen Lärm,
wenn man mit dem Beil nach ihnen schlägt.
Beim dritten Schlag platzen sie.
Man kann dann hineinsteigen
und seinen Hunger stillen,
bevor die Polizei kommt und einen
in die Strafanstalt zurückbringt.
Die Strafanstalt ist sehr froh
über die Rückkehr.
Im Arrest kann man dann
lange schlafen.
Dem Richter kann man später sagen,
man habe frei sein wollen.
Der Richter hat Verständnis.
Er bedauert sogar,
daß die Mindeststrafe
zwei Jahre Zuchthaus sein muß;
er ist an das Gesetz gebunden.
Die Strafe kann man annehmen
oder auch nicht annehmen.
Nach sechzehn Monaten kann man
ein Gnadengesuch schreiben.
Der Staatsanwalt kann es bewilligen
oder auch ablehnen.
Aber nach der Entlassung kann man wieder
ein ganz neues Leben beginnen.

ZELLENINVENTAR

Mit herzl. Gruß an J. Prévert

Ein Tisch
Ein Stuhl
Ein Bett zum Hochklappen
Ein Wandschrank
Zwei Blumentöpfe mit Inhalt
Ein Vormerkbuch leer
Dreiunddreißig Fotografien, zwei gerahmt
Ein kleiner Spiegel
Drei Blechnäpfe

Messer, Gabel, Schere
Licht bis neun
Gedankenfreiheit
Eine Klosettbürste
Ein Abfalleimer
Ein Abreißkalender
Ein Fenster nach Westen vergittert
Eine Tür von Osten verschlossen
Ein Buch
Eine Hausordnung
Noch ein Buch
Wenige Briefe
Fünf Vorstrafen
Zwei Leitz-Ordner
Ein Herzfehler
Fünf Narben sichtbar
Eine Notrufklingel
Ein Kruzifix
Ein Spion
Mehrere Bücher
Eine Blumenvase leer
Ein Rest Eukalyptusbonbon
Eine Vergangenheit
Noch eine Gedankenfreiheit
Ein Aschenbecher voll
Ein Marzipanschweinchen

Zwei Novalgin-Chinin
Ein Zahnbecher Nescafé
Eine Rede des Bundeskanzlers
Eine Rede des Bundespräsidenten
Zwei Balladen von Biermann
Ein Tod an der Mauer
Eine Nationalhymne
Eine Lach- und Schießgesellschaft
Wind durch die Zelle
Hundertvier nicht eingetroffene Briefe
Einer davon erwartet
Ein Telegramm an Johnson
Acht Prozent Frauenüberschuß
Sechstausend Zuchthausgefangene
Und noch ein Marzipanschweinchen

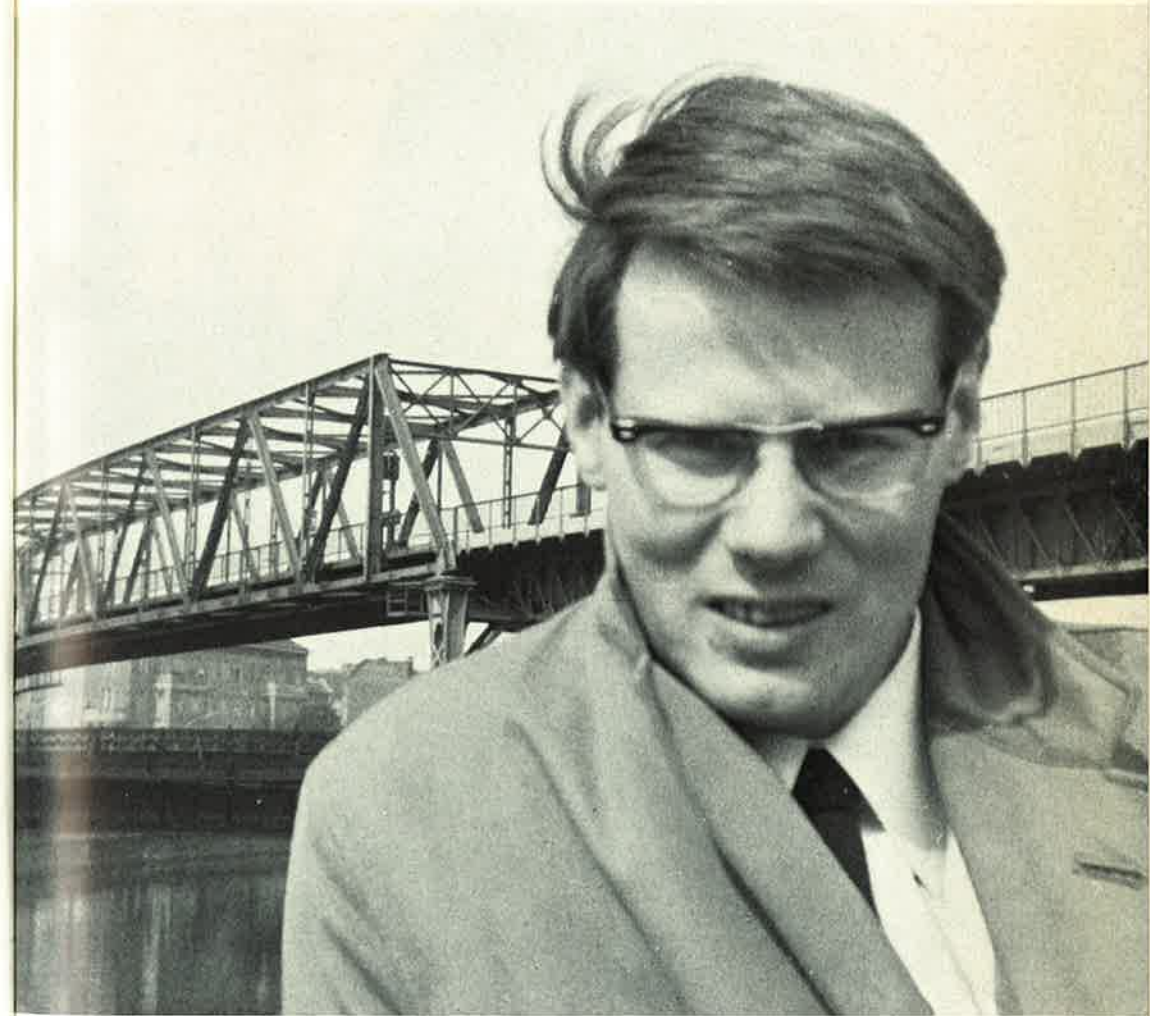
Ein Paket verpaßte Gelegenheiten
Eine genutzte Gelegenheit
Ein Dutzend fehlgeschlagene genutzte Gelegenheiten
Noch ein oder zwei Marzipanschweinchen
Eines mit roter Schleife

Zehn Tage verschärfter Arrest
Eine Kostschmälerung
Acht Minuten Dusche
Zwei zum Einseifen
Ein deutscher Abendstern
Zwölf arabische Ziffern
Ein lateinischer Spruch
Eine freud'sche Libido
Eine christliche Erziehung
Ein Gallenstein
Zwei Weisheitszähne
Eine Goldbrücke
Ein Lineal mit Zentimetereinteilung
Ein Paragraph 20 a StGB
Eine Zahnbürste hart
Eine Rolle Klosettpapier weich
Eine Gemütsverfassung
Ein Lexikon der Musik
Eine selbstgedrehte Zigarette
Ein zweiter Becher Nescafé
Eine Fünftagewoche
Ein Paar ungewaschene Socken
Eine Erinnerung vage
Einige tausend Müdigkeiten
Und
Mehrere Marzipanschweinchen

JAHRESZEITEN

Winters bekommen wir Sauerkraut.
Das ist gesund für die Zähne.
Sommers bekommen wir Salat.
Das ist auch gesund
für die Zähne.
Der Frühling fällt hier aus.
Das ist gesund
für den Herrn Direktor;
er hat etwas gegen Geschlechts-Leben.
Aber im Herbst werde ich entlassen.
Vielleicht.

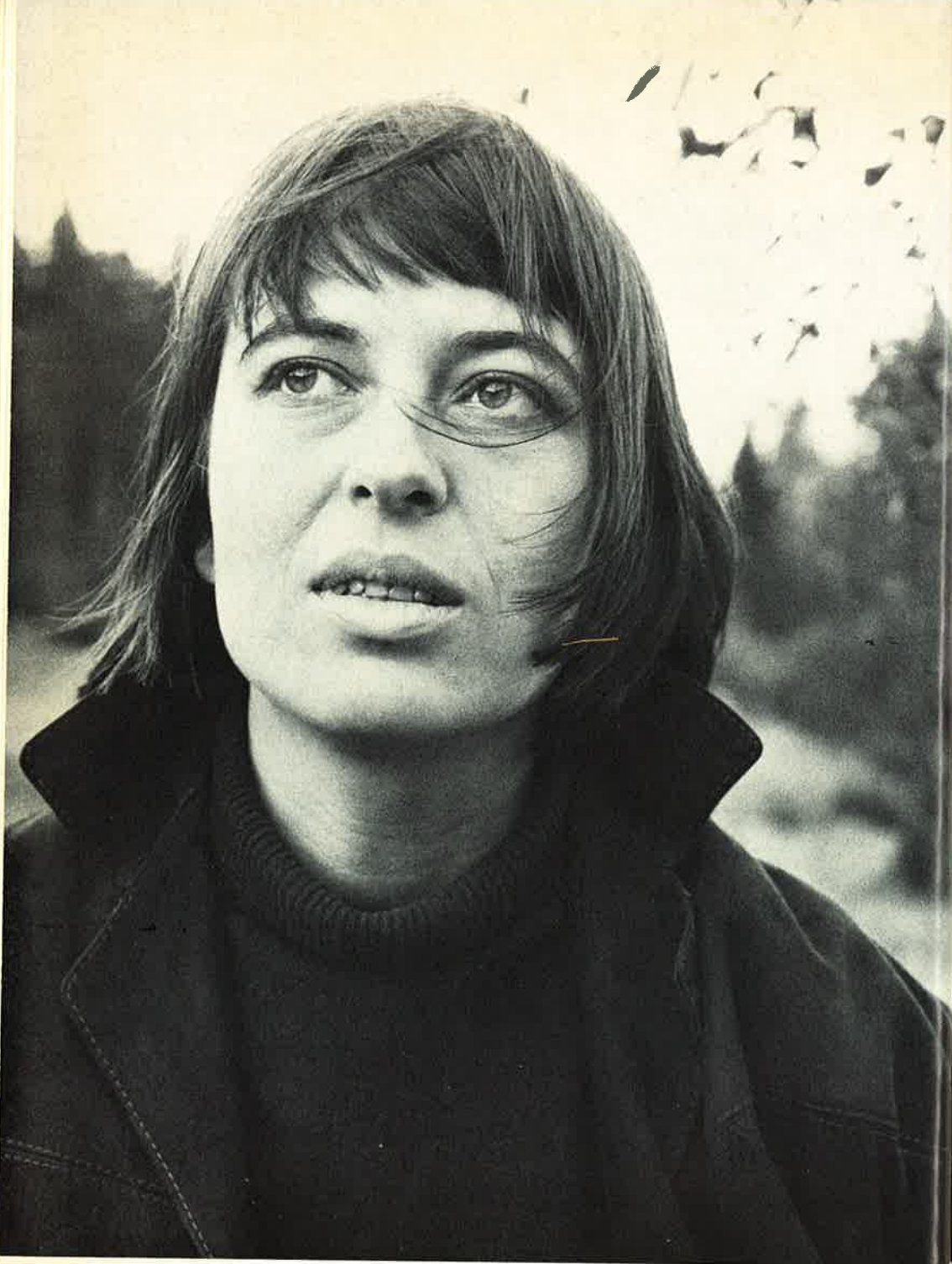
Dann werde ich Sauerkraut kaufen,
ein ganzes Faß
schönes deutsches Sauerkraut.
Und Salat werde ich kaufen,
einen ganzen Waggon
schönen deutschen Salat.
Und dann werde ich
ein großes Stück Fleisch,
schönes saftiges Fleisch
auf das deutsche Sauerkraut
und den deutschen Salat
und den saftigen Rücken legen
und meine gesunden deutschen Zähne
darin vergraben
und den Frühling einläuten. —
Dreimal dürfen Sie raten womit,
Herr Direktor.



Rolf Haufs

Rolf Haufs
Ein Lohnbuchhalter erzählt drauflos

Ich erzähle gleich drauflos. Ohne Blatt vorm Mund. Wie ein Kind des Volkes. Auf Band soll ich sprechen, und dann soll das ausgewertet werden für ein Buch. Also gut, habe ich gesagt, wenn das alles anonym ist, mache ich mit. Ob ich schonmal ein Buch gelesen hätte, wurde ich gefragt. Aber ich bitte Sie. Mit Mümmelmann bin ich aufgewachsen, weil mein Vater ein leidenschaftlicher Wanderer war, und den Glöckner von Notre Dame und Via Mala habe ich sogar zu Hause stehen, oben auf dem Kleiderschrank, wo die Koffer liegen. Einmal im Jahr, wenn wir in Urlaub fahren, kommen die Bücher mit runter und werden abgestaubt. Man glaubt ja nicht, wieviel Staub sich da ansammelt. Ist auch kein Wunder, in unserer Gegend, wo man kein Stück Wäsche raushängen kann und man am liebsten mit einem Filterpapier vorm Mund rumlaufen möchte. Ich sage immer, hier braucht man gar kein Kettenraucher zu sein, um an Lungenkrebs kaputtzugehen. Manchmal denke ich, ist es soweit? Frau Jennessen, die ist auch groß im Unken, wenn ich auch solche Reden ganz allgemein sofort unterbinde. Sie will unbedingt ein Kind haben. Ich denke schon mit Schrecken an diese Zeit, weil Frau Jennessen so schnell nicht zu ersetzen ist, vor allem, wenn dann Kartoffelgeld gezahlt werden muß, vierzig Mark für Verheiratete, zwanzig für Ledige und Geschiedene. Das ist eine rein soziale Angelegenheit, die der Betriebsrat durchgesetzt hat. Daß das für uns mehr Arbeit ist, daran denkt ja keiner. Aber ich will mich nicht mit Einzelheiten aufhalten, vielmehr immer das große Ganze im Auge behalten, meine Arbeit nämlich, die meine Welt ist, denn es gibt Wochen, da sagt meine Frau, ich soll mir doch ein Feldbett im Büro aufstellen, dann fiele der lästige Heimweg weg, und morgens könnte ich ein Stündchen länger schlafen. Da bin ich strikt dagegen, weil ich um zehn Minuten vor sieben am Werktor stehe, wo die Stempeluhren sind. Da muß man hellwach sein und die Brüder ausgeschlafen angucken, damit auch jeder stempelt und nicht nachher kommt und sagt, er hätte es vergessen, wo er doch nur zu spät gekommen ist. Bei ein bis drei Minuten Verspätung ziehen wir nämlich eine Viertelstunde vom Lohn ab, bei vier bis acht Minuten eine halbe Stunde, und alles, was drüber ist, eine ganze Stunde. Wer dreimal zu spät gekommen ist fliegt, oder er wird auf



Annemarie Czaschke

Foto Ute Biermann

Stundenlohn gesetzt, wenn er Akkord arbeitet. Ich brauche nur acht Tage hintereinander neben der Stempeluhr zu stehen, dann habe ich die gesamte Belegschaft zur Raison gebracht. Es ist mir zu Ohren gekommen, daß einige Herren im Betriebsrat wegen dieser Erziehungsmaßnahmen gegen mich eingestellt sind. Ich hätte da auch einen Vorschlag zu machen. Jeder, der zu spät kommt, gibt seinen Ausweis beim Pförtner ab. Die einzelnen können den Ausweis dann bei mir persönlich abholen. Nur müßte dann der Pförtner ausgewechselt werden. Ein harter Mann muß dahin und nicht so ein Lascher, der auch noch beinamputiert ist und gar nicht so schnell hinter den Kerls her sein kann. Auch dürfte er nicht organisiert sein. Aber das sind alles innere Angelegenheiten, die eigentlich gar nicht hierher gehören.

Ich will jetzt unser Büro beschreiben, das schon lange mit der Betriebskrankenkasse zusammengelegt werden soll, weil wir doch eng zusammenarbeiten, zum Beispiel bei der Abrechnung der Krankmeldungen. Auch was die Überwachung der Kranken angeht, arbeiten wir eng zusammen. Herumhören in der Nachbarschaft, Beobachtung der Wohnung des Kranken, und andere Sachen, über die ich zu Stillschweigen verpflichtet bin. Das Büro liegt an der Nordseite der größten unserer drei Montagehallen. Bevor man das Büro erreicht, muß man ein Stück durch den Betrieb. Es ist wichtig, daß der Arbeiter einen morgens sieht, damit er sich anstrengt und vielleicht noch mehr rausholt für sein Geld. Als leitender Angestellter kann man ruhig mal an die Drehbank rangehen und ein paar Worte mit dem Arbeiter reden. Hamacher, der ist schon über zwanzig Jahre im Betrieb, dem hau ich schonmal eine über, so einen kleinen freundschaftlichen Klaps, der sagt aber nichts, sondern grinst nur. Früher soll er einmal rot gewesen sein, sogar ziemlich aktiv. Das gibt sich eben alles, wenn der Laden richtig läuft. Trotzdem bin ich für gewisse Unterschiede. In meinem Büro habe ich schon vor zwei Jahren weiße Hemden durchgesetzt, was die Exportabteilung bis heute nicht geschafft hat. Selbstverständlich auch Krawatten, und die verlange ich auch im Juli, weil ich der Meinung bin, daß man seine Haltung nicht von der Witterung abhängig machen kann. Erst haben sie alle rumgedrückt, aber jetzt sind sie stolz, wenn die breiten Manschetten aus dem Rockärmel gucken, die sie zurückschieben müssen, wenn sie auf die Uhr sehen wollen. In meinem Büro arbeiten sechs Angestellte, die mir alle unterstellt sind einschließlich des Lehrlings, der alle vier Monate wechselt. Frau Jennessen nannte ich ja schon. Die einzige, die nicht meckert, wenn mal Not am Mann ist. Die sogar sonntags kommt, wenn ich es verlange, ohne gleich ans Überstundenzahlen zu denken. Ihr gegenüber sitzt Fräulein Garbe, eine ziemlich freie Person, wenn ich das mal so ausdrücken darf. Ihretwegen kommen die Arbeiter ins Büro, stellen dämliche Fragen und lassen sich die Abzüge erklären, was ohnehin eine Dreistheit ist, weil die uns nicht trauen, als ob wir das Geld in die eigene Tasche stecken. Ich seh mir das nie lange an. Meistens genügt ein scharfer Blick und sie kuschen hinaus. Wenn das nichts nützt, ziehe ich die Notbremse. Das ist ein Seil, das über ein Rad an der Decke

läuft. Damit kann ich das Sprechfenster von meinem Platz aus betätigen, daß es nur so runterknallt. Wehe, wenn da einer seine Finger dazwischen hat. Das ist dann wie in der Stanzerei, wo sie auch zu dusselig sind, um ihre Hände rechtzeitig wegzuziehen. Außerdem ist es Vorschrift, mit der Zange die Bleche einzulegen. In der Stanzerei scheint es sowieso zu stinken. Möchte nur wissen, wer das ist. Reichen die doch tatsächlich einen Verbesserungsvorschlag ein mit der Forderung, die geistestötende Arbeit an der Stanzmaschine abzuschaffen. Als ob es da noch was zu töten gäbe. Von denen geht vorläufig niemand in Urlaub. Das ist schon ein gekochter Hund. Vorschläge wie Entlassung der Schreibtschengste und Schikaniermiezzen nehmen wir hier nicht ernst. Aber das mit der Stanzerei, das hat System. Da steckt Rebellion hinter. Da muß hart durchgegriffen werden. Dann ist da noch Herr Steuernagel. Ein ganz Stiller ist das. Aus dem wird man nicht so recht schlau. Dem kann man nichts anhaben. Mischt sich nicht ein. Immer freundlich. Kommt rein. Setzt sich an seinen Platz. Beginnt mit der Arbeit. Punkt neun hört er auf. Legt den Bleistift weg. Legt Lohn- und Akkordzettel weg. Holt sein Brot heraus. Gießt sich Tee ein. Kaut. Trinkt. Exakte fünfzehn Minuten. Arbeitet weiter. Punkt zwölf erhebt er sich. Geht raus. Geht quer über den Hof. Die Treppen rauf in die Kantine. Ißt. Ißt immer Stamm. Kommt pünktlich die Treppen runter. Kommt zurück. Kommt quer über den Hof. Nicht zu schnell. Nicht zu langsam. Sitzt Punkt halb eins an seinem Arbeitsplatz. Blickt nicht auf. Rechnet. Rechnet nach. Zeichnet ab. Gibt weiter. Nimmt den nächsten Stoß. Geht wenn die Sirene heult. Punkt siebzehn Uhr. Unverheiratet. Untermieter im Rabenwinkel. Auch bei den Arbeitern ist er beliebt. Erklärt ihnen alles, daß mir manchmal der Kragen platzt. In der Gewerkschaft ist er auch. Wird schon wissen warum. Daß ich da nicht eintrete, ist wohl klar. Der Dirigent von unserem Werkchor soll auch Mitglied sein. Den Chor hat er ganz schön in Schwung gebracht, das muß man ihm lassen. Auf der letzten Weihnachtsfeier haben sie sogar mehrstimmig gesungen, und er selbst hat was auf dem Akkordeon gespielt. Am besten aber hat mir unser Direktor gefallen. Obwohl er alles abgelesen hat, fühlte man doch, wie sehr er sich um das rechte Wort bemüht. Alles hat Hand und Fuß bei ihm, besonders als er sagte, daß wir eine einzige große Familie sind, wo auch schonmal was vorkommt, was wir aber gemeinsam im Sinne des großen Ganzen ausbügeln müßten. Das sind Worte, die sich mancher hinters Ohr schreiben sollte statt rumzumeckern oder Forderungen zu stellen. Nur wer gehorchen lernt, wird selbst einmal befehlen können. Daran halte ich fest. Im letzten Jahr hatte ich einen Lehrling. Fragt der doch tatsächlich, was ich in Stalingrad gemacht hätte, wo ich doch drei Zehen erfroren habe. Daß ich den Kerl nicht erwürgt habe. Geflogen ist er. Von einer Stunde auf die andere. Sachen packen. Papiere. Und ab. Der jetzige Lehrling scheint auch nicht viel besser zu sein. Zahlen schreibt der. Die acht ist kaum von der drei zu unterscheiden. Und eine richtige neun wird der sein Lebtage nicht zu Papier bringen. Wenn man diese jungen Leute sieht, kann einem um die Zukunft des deutschen Industrie-

kaufmanns angst und bange werden. Ich will damit nicht sagen, daß das Militär das beste wäre. Wem zu Hause die Ohren nicht lang gezogen worden sind, dem ist auf dem Kasernenhof auch nicht mehr zu helfen. Aber in den Turnverein sollten sie rein. An das Reck und über den Bock und die Stangen rauf, bis sie nicht mehr wissen, wo oben und unten ist. Statt dessen qualmen sie eine nach der andern und pumpen kleine Mädchen auf. Zum Glück sind nicht alle so. Mertens zum Beispiel. War auch mal Lehrling bei mir. Eine nette Frau hat er geheiratet. Sauber. Appetitlich. Zwei Kinder sind inzwischen da. Alle wie aus dem Ei gepellt. Da kann man sehen, was man aus sich machen kann. Auch mit dem Arbeiter geht Mertens prima um. Kurz und hart. Wie sie es verdient haben. Der wird seinen Weg machen. Jetzt seh ich, daß das Band bald abgelaufen ist. Hoffentlich sind sie nicht enttäuscht, wenn sie hören, was hier los ist. Aber schließlich steht unsereins mitten im Leben. Da ist nichts mit Goethe und so was. Da geht es hart ran. Wenn man nicht neben der Maschine stehen bleibt, tut kein Mensch was. Mit der Stoppuhr in der Hand. Anders läuft der Laden nicht.

Annemarie Czaschke
Das Todeskarussell

Ausgerechnet ein Kettenkarussell! Aber das muß man ihm lassen, einen Riecher für das unfehlbar Lächerliche hatte er. Unter tausend Möglichkeiten fand er instinktsicher die eine, die ihm am besten zu Gesicht stand, ihn zum Clown für alle machte. Wie ein Magnet zog er die Mißgeschicke an, tappte auch am helllichten Tage in die Fallgruben, die wir ihm bauten, du konntest sie ruhig mit Warnschildern versehen. Und je vertrauensseliger er hineintappte, um so gemeiner waren wir zu ihm.

Ich will versuchen, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihn, den Nichthelden, zum Helden einer Geschichte machen, dieser hier, mag ich dabei auch schlecht abschneiden.

Angeschleppt hatte ihn Betta, das muß ich ihr in die Schuhe schieben, aber profitiert haben wir beide von ihm, das heißt, wir drei, aber darauf komme ich später. Bevor ich ihn in persona sah, hatte Betta mir Fotos von ihm gezeigt, und die Bilder sprachen für sich. Aus Pfadfinderjugendtagen bis zur Korporiertengegenwart war keine Lebensstation ausgelassen. Der Menge der Bilder nach hätte man annehmen können, er bedeute Betta irgendwas, wäre sie nicht so achtlos damit umgegangen.

Iltis — ich nenne ihn hier bei seinem Spitznamen — verehrte Betta bis zur Andacht. Ich glaube, er bildete sich bis zum Schluß der Geschichte ernsthaft ein, sie würde ihn eines Tages doch noch heiraten.

Sie ließ ihn aus Taktik im Ungewissen, da sie seine großzügigen Einladungen nicht missen mochte. Immer kann man den Mensafraß nicht essen, sagte sie zur Entschuldigung und, um mich als Komplizin zu gewinnen: Wir nehmen ihn aus wie eine Weihnachtsgans.

Ihm, der mich als Anstandsdrachen zum Teufel wünschen mußte, log sie vor, ich sei wahnsinnig scharf auf ihn, und man könne mich nicht einfach hängenlassen, sei ich doch ihre beste Freundin.

Die Wahrheit war, daß wir beide scharf waren auf Spinasse, der zwar nie Geld hatte, uns aber aus anderen Gründen faszinierte. Mir hatte es seine Künstlerpose angetan, die er trotz ewiger blue Jeans dandyhaft durchhielt. Aber Betta hatte auch nicht unrecht, wenn sie sagte: als Lover ist er Spitze. Denn das war er.

Ich will nicht übertreiben und behaupten, die eitle Harmonie habe geherrscht zwischen uns, aber gegenüber Iltis machten wir gemeinsame Front. Den Jungen schöpften wir nach Kräften. Da wurden wir zwei Animierdamen — und mit Spinasse sogar drei, wenn mans nicht allzu wörtlich nimmt — die einem Mutter-söhnchen halfen, Vaters Schecks zu liquidieren.

Wer aber denkt, es wäre die reine Freude, einen Geber bei Laune wie Distanz zu halten, ist im Irrtum. Iltis konnte aus unerfindlichen Gründen plötzlich sauer werden, sei es, daß ihm unser Jargon nicht paßte, sei es, daß er sich vernachlässigt fühlte. Nicht, daß ihm alle Dimensionen unseres Einvernehmens aufgegangen wären, dazu hatte er zu wenig Phantasie, aber er muß es in hellen Minuten doch gespürt haben, daß es da keine Wege gab von ihm zu uns.

Betta hatte sogar relativ leichtes Spiel, ihn sich vom Leibe zu halten, da er es seiner präsumtiven künftigen Frau hoch anrechnete, sich ihm „vor der Ehe“ nicht „hinzugeben“. Spinasse brauchte ihm solcherart sprachliche Fußangeln nicht einmal zu legen, Iltis verfiel sich automatisch darin, wenn er über seine Vorstellungen von Liebe, Ehe, Glück und Familie reden durfte.

Ihr braucht ja nicht hinzuhören, kam Betta unseren Kommentaren zuvor. Aber sie sah uns lieber nicht dabei an, wenn sie Iltis über seine — und ihre — Zukunft schon jetzt verfügen hörte. Er scheute sich nicht, uns die Stationen seines geplanten Werdegangs an den Fingern vorzuzählen: Staatsexamen, Doktorprüfung, Übernahme des väterlichen Betriebs, Heirat und Familiengründung inklusive Namen und Anzahl sodann von ihm zu zeugender Kinder.

Diese Flasche auf mich loszulassen, ist eine wahre Zumutung, hielt Spinasse Betta nachher vor, spornete Iltis beim nächsten Treffen aber noch zu größeren Ausgaben an als zuvor. Er kann gar nicht soviel zahlen, wie er mich Nerven kostet, sagte er.

Wir gewöhnten uns daran, ihn in teure Lokale zu schleppen, ließen ihn Theater- und Konzertkarten kaufen und fuhren mit seinem Wagen, wohin es uns — und manchmal auch Iltis — paßte. Und Iltis paßte viel Natur.

Einmal in der Woche nämlich schleppte er uns ins Grüne, da wir Betta fairerweise nicht mit ihm alleinlassen konnten. Aber auch unsere Gegenwart hinderte ihn beim Anblick hoffnungsgrüner Wiesen nicht immer daran, Betta die besitzgewohnte Hand um die Schultern zu legen, die davon das Zittern bekamen, was er zu seinen Gunsten mißdeutete.

Meine Rolle verlangte es dann, Eifersucht zu mimen, Iltis abzulenken, ihm Haltung zu empfehlen, da man sich schicklicher Weise nicht auf offenem Markte paare.

Iltis sah das ein. Nur scherzhaft beklagte er sich bei Spinasse über die zurückhaltende Scheu der Frauen, die uns Männer — er sagte „Damen“ und „Herren der Schöpfung“ — so frustrierte, worauf Spinasse ihm zum Troste, Betta dabei die Knie streichelnd, auf die rätselhafte Psyche der Frauen verwies, die bekanntlich abstoße, was sie anziehe und umgekehrt.

Iltis fraß solches Stroh mit Selbstverständlichkeit. Seine unbekümmerte Beschränktheit korrumpierte uns mehr und mehr. Wir gingen der Einfachheit halber auf seine Sprache ein, damit er uns die Brathähnchen bezahlte. Zu träge, mit ihm zu diskutieren — wo hätten wir auch anfangen sollen? — schwiegen wir zu seinen patriarchalischen Tönen, weil er sie an Orten äußerte, die seine Brieftasche uns erschlossen hatte. Wir hielten Stunden mit ihm in bis in die Toiletten parfümierten Nachtlokalen aus, bloß weil uns die Eintrittskarten für die eigene Tasche zu teuer waren. Wir überhörten, daß er im Theater mit Bonbonpapier knisterte, uns im Konzert Schokolade anbot und im Kino die Handlung kommentierte. Er durfte in unserer Gegenwart ungestraft Kellner abkanzeln, und wir sahen auch dezent weg, wenn er halbvolle Zigarettenpäckchen mit dem Fuß zerstampfte, weil sie ihm heruntergefallen waren. Es konnte kein gutes Ende nehmen.

Wenn er auch nur die mindeste Menschenkenntnis gehabt hätte, er hätte früher drauf kommen müssen. Als Betta ihn wochenlang nicht sehen wollte zum Beispiel und dafür ich mit ihm durch die Lokale zog und seine Klagen über die Kälte der Geliebten, über die Prüfungen des Brautstandes über mich ergehen lassen mußte, während ich mir vorstellte, wie wenig kalt sie wahrscheinlich gerade in diesem Augenblick zu Spinasse sein würde.

Oder wenn Betta ihm unter ihrer verschlossenen Tür Zettel durchschob, auf die ihre Hand geschrieben hatte: Bin für dich nicht zu Hause. Oder was ihr sonst noch einfel.

Trotzdem überraschte uns das Ende der Affäre Iltis. Ich hätte darauf getippt, es würde langsam im Sande verlaufen, ohne theatralische Szenen jedenfalls, da Iltis einfach zu farblos dazu wirkte. In dem Punkte haben wir uns geirrt.

— Was hatte Iltis schon für Probleme! Zum gegebenen Zeitpunkt würden seine Eltern ihn ja doch verkuppeln, an irgendeine höhere Tochter, die es sich zur Ehre anrechnete, eine so gute Partie! Und schließlich würde er nur noch milde lächeln können über seine jugendliche Torheit, die ihn sein Herz an ein Mädchen wie Betta verlieren ließ. —

Es geschah auf unserer letzten Fahrt mit ihm ins Grüne. Spinasse war an dem Tag ziemlich übler Laune. Er hätte das Theater mit Iltis endgültig satt, sagte er. Es gebe scharenweise Frauen mit Sportwagen und ohne Anhang, die es danach dränge, einen Typ wie ihn auszuhalten. Er nehme fortan keine Rücksichten mehr. Er kam aber doch mit.

Iltis war in Sonntagsstimmung, weil er uns ein Lokal im Freien vorführen wollte, das so recht nach seinem Geschmack war: die reine Touristenattraktion mit Tanzfläche, Swimmingpool, Hollywoodschaukeln und Gartentischen auf Baumkronen, die man mittels Strickleitern ersteigen mußte. Aus den schlichteren Zeiten der Familienausflüge gab es auch noch einen gammeligem Rummelplatz mit elektrisch betriebenen Kettenkarussell, der zu der modischen Note des Restaurants seltsam kontrastierte. Iltis hatte schon einen Tisch für vier Personen reser-

vieren lassen. Er habe auch noch eine andere Überraschung für uns.

Da er den Mund nicht halten konnte, kriegten wir die Überraschung unterwegs schon raus: er hatte Geburtstag. Halt die Luft an, sagte Spinasse, und Betta, die vorn neben Iltis saß, sah bloß mit hochgezogenen Brauen zum Fenster raus. Er habe auch was Schönes für die Dame seines Herzens, sagte Iltis und zog eine Schachtel aus der Tasche. Ich könnte heute schwören, es waren Ringe drin. Betta rührte sich nicht.

Iltis grinste noch, versuchte dann aber, wie ein Westernheld Betta seine rechte Hand unters Kinn zu schieben, wobei er irgendwas von Küßchengeben an einem solchen Tage faselte. Und Betta — ich muß gestehen, sie überraschte mich immer wieder —, Betta, die uns schon ganz andere Szenen geliefert hatte, die gelegentlich den Zündschlüssel herauszog, Ohrfeigen anbot oder nur kühl und sarkastisch Iltis ins Auge blickte, Betta gab Küßchen. Und sie bestand darauf, daß auch ich und Spinasse Iltis ein Geburtstagsküßchen gaben. — Das war der Judaskuß, sagte sie dann mit ihrem sanftesten Lächeln.

Wenn Iltis in diesem Augenblick auch nur das leiseste Zeichen eines Erschreckens oder irgendeine menschliche Reaktion zu erkennen gegeben hätte, ich bin nicht sicher, ob nicht Spinasse oder ich uns doch noch auf seine Seite geschlagen hätten, oder selbst Betta, aber nichts. Er grinste nur dumm wie immer, und bald piff er auch wieder seine alten Kamellen, „Alte Burschenherrlichkeit“ oder ähnlichen Quatsch.

Als er mal zum Tanken aussteigen mußte, kam Betta mit der Sprache heraus. Keinen Tag länger könne sie ihn mehr ertragen, und wir verabredeten die Schau, die Iltis bei etwas konsequenterem Vorgehen tatsächlich das Leben hätte kosten können.

Selbstverständlich hatte er einen Tisch auf einem der Bäume bestellt. Der Kellner, der uns die Strickleiter hielt, guckte grämlich, wahrscheinlich sah er sich schon die Speisen raufbalancieren.

Paßt Ihnen vielleicht irgendwas nicht? sagte Iltis forsch und dann, mit beziehungsvollem Lächeln, zu Betta: Hier mitten im Blättergrün kann uns die Sittenpolizei nicht sehen.

Zuerst bestellte er das Überraschungs-Menü nach Art des Hauses, nachher wollte er tanzen. Wir gingen alle vier. Das Lokal war an Sommer-Weekenden immer gut besucht. Wir hatten eine Menge Zuschauer. Um so besser, sagte Betta, das wird ihm eine Lehre sein.

Nach ihrer Anweisung hatten Spinasse und ich uns als bürgerschreckendes Liebespaar aufzuführen, nicht bloß Wange an Wange und Körper an Körper auf einem Fleck der Tanzfläche herumzustehen, wo Iltis mit ihr die im Fortgeschrittenen-Tanzkursus gelernten Figuren hinlegte, sondern mindestens die Hände untern Pullover und, na, ihr wißt schon, sagte sie. Es war klar: am liebsten wäre ihr ein kompletter Striptease gewesen.

Der Erfolg war auch so ganz passabel. Auf Spinasses angestrengtes Keuchen

wandten etliche Leute indigniert die Köpfe nach uns um. Für mein Empfinden übertrieb er maßlos: er wirkte wie ein Asthmatiker, aber Betta war es zufrieden, denn da stand sie plötzlich vor uns wie eine Furie, als ob die Szene nicht gespielt, sondern bitterer Ernst wäre, und hinter ihr, verlegen lächelnd, Iltis.

Sie machte ihre Sache glänzend, hatte hektische rote Flecken auf den Wangen, als sie auf uns zukam, uns auseinanderriß und erst mir, dann Spinasse eins um die Ohren ballerte. Es verschlug uns allen dreien das Lachen.

Iltis muß die Erkenntnis der Lage blitzartig überkommen sein. Er war weiß im Gesicht, als er uns ansah und fragte: So ist das also? — Ja, so ist das also, sagte Betta fest. Da ging er. Und laufe bitte nicht hinter ihm her, sagte Spinasse. Am Tisch warteten wir eine Stunde auf Iltis, der nicht kam. Er ist imstande und läßt uns auf der Rechnung sitzen, sagte Spinasse; mal sehn, ob der Wagen noch da ist.

Als wir ums Haus gingen, hörten wir vom Spielplatz her Ketten quietschen. Das Karussell lief auf Hochtouren. Es saß aber nur einer drin, soweit man in der Dämmerung erkennen konnte. Und plötzlich fluchte Spinasse, weil er auf irgendwas ausgerutscht war. Es stank auch wie im Affenstall. Und da sahen wir es schon aus der Luft herunterkommen, aus dem Karussell, kaum, daß wir Deckung nehmen konnten.

Der Bursche oben kotzte, kotzte einfach in die Gegend, in Zentrifugalstreuung, ohne Rücksicht auf Passanten. Das hörte überhaupt nicht auf.

Ich rannte nach dem Wirt, der zu erklären versuchte, ein Herr habe das Karussell für zwei Stunden im voraus bezahlt, aber wenn wir darauf bestünden, bitte sehr, könne er es auf unsere Verantwortung auch abstellen.

Die Gestalt, die uns aus einer der Schaukeln entgegentorkelte, war natürlich Iltis. Idiot, sagte Betta, ausgerechnet Karussellfahren, wenn man kotzen muß!

Spinasse half dem Wirt, ihn in eins der Gästezimmer im Haus zu transportieren. Er muß Bettas Nähe gespürt haben, denn er flüsterte: Zuerst wollte ich rauspringen, aber dann dachte ich, es geht auch so, wenn man lange genug drin sitzen bleibt. Warum habt ihr mich nicht gelassen?

Zu Hause kamen mir doch Bedenken. Ich sagte zu Betta: Solche Sachen rächen sich, warte nur ab. Später, wenn wir alt und verknöchert sind, müssen wir uns die kleinen Jungs für harte Währung kaufen.

Na und wenn, sagte Betta, bis dahin ist ja noch ein bißchen Zeit.

Yaak Karsunke Belanglose Belletristik

— Undogmatisches über Günter Herburger —

1

„Während ich am Steuer sitze, sehe ich die obszöne Beweglichkeit meiner Zunge im Rückspiegel, wie sie die Goldkronen abtastet, sich spannt, gegen den Gaumen wölbt, sich löst, wieder spannt, kippt, vibriert, in der feuchten Höhle steht und vorschießt. Mein Sohn, den ich wie jeden Werktag um diese Zeit in den Kindergarten fahre, sitzt aus Sicherheitsgründen hinter mir. Er wird etwas anderes als ich sehen. Draußen herrscht starker Verkehr. Ich muß aufpassen. Ich habe Bewegung, den offenen Mund, meinen Sohn, mich, das Auto, Zweideutigkeiten, den Kindergarten, ich könnte ein Gedicht machen. Es wird mir noch mehr dazu einfallen.“

So endet eine der jüngsten Selbstaussagen eines westdeutschen Lyrikers, Jahrgang 1932 *), der seiner Prophezeiung die Tat hat folgen lassen — es ist ihm noch mehr dazu eingefallen, er hat ein Gedicht gemacht **), wiederum eine Selbstaussage:

„Mein Jagdstand ist der Frühstückstisch, wo ich ein weiches Ei
Bissen für Bissen auf Nachrichten verteile, die nacheinander
gekaut werden, ich brötle Toast, überschlage Kalorien,
spüle mit Tee nach, schmecke wie üblich genau
und wenn ich mit meinem Sohn, der hinter mir sitzt,
in den Kindergarten fahre, sehe ich im Rückspiegel
meine Zunge, die Goldkronen abtastet,
kippt, vibriert, in der feuchten Höhle steht und vorschießt,
draußen herrscht starker Verkehr, ich werde aufpassen müssen.“

Ein paar Zeilen zuvor werden Träume notiert („Seinen Jazz haben in den neuen Pulloverfarben mit Sekretärinnen / die auch einmal hemmungslos paarweise keuchen möchten“), ein paar Zeilen später geht es um Fakten, um Folterungen und Napalm. Das Wort „Napalm“ allerdings wird vermieden, es heißt „geliertes Benzin“, Günter Grass darf sich freuen. Ihm verdankt der Text vermutlich auch das Dichterfrühstück, das sich bei Grass zehn Jahre früher so las:

*) Günter Herburger „Dogmatisches über Gedichte“ Kursbuch 10/1967
**) Günter Herburger „soso Vietnam aha“ Kursbuch 10/1967

„Von Eiern, die als weich gekocht serviert wurden, überzeugt man sich am besten mit dem Löffel. Denn mit dem Frühstück beginnt das Mißtrauen. Und mit dem Mißtrauen stellt sich die Post ein. Warum sollte der Poet jetzt, kurz nach dem Frühstück, da ihm die ersten Inspirationen kommen, leichtgläubig werden? Hellwach sitzt er seiner Phantasie gegenüber und bedenkt alle ihm dargebotenen Sätze und Doppelpunkte mit mürrischem teelöffelhartem Abklopfen.“ *)

Viel hat sich nicht geändert. Herburger kommen die Inspirationen früher (so man den pulloverfarbenen Jazz sich keuchend paarender Sekretärinnen als Inspiration gelten lassen will), der Poet Grass dagegen hatte genauere Vorstellungen: „Er will ein Gedicht über eine bestimmte Sorte Drahtzäune schreiben.“ So einfach ist das zehn Jahre später nicht mehr. Für zwei Seiten Lyrik braucht Herburger reichlich zehn Seiten Prosa als Anlauf, danach steht er mit hängender Zunge und keuchend am Frühstückstisch und alles fängt von vorn an, der etwas unschlüssig gemurmelte Titel „soso Vietnam aha“ scheint anzudeuten, daß der Autor immer noch nicht so recht weiß, worüber er schreiben will.

Wie wäre es mit folgenden Sätzen: „Vietnam ist das Spanien unserer Generation. Wir dürfen nicht durch Schweigen oder Neutralität gegenüber dem revolutionären Kampf des vietnamesischen Volkes Schuld auf uns laden. Daher begrüßen wir die Initiative der jungen Generation, die dazu beiträgt, die Weltmeinung gegen die US-amerikanische Intervention in Vietnam und die dadurch verursachte Vernichtung des vietnamesischen Volkes zu mobilisieren. Wir solidarisieren uns mit den Streiks, die ein Ende dieser Intervention fördern und mit all denen, die amerikanische Bürger, welche ihren Militärdienst verweigern oder aus ihm desertieren, unterstützen.“

So beginnt eine Erklärung, die zahlreiche Intellektuelle zu der vom SDS vorbereiteten Internationalen Vietnamkonferenz am 17. und 18. Februar in Westberlin herausgegeben haben. Zu den Unterzeichnern gehört derselbe Günter Herburger, der in *Kursbuch 10* schreibt:

„Nach Auschwitz könne es keine Gedichte mehr geben, schrieb einer und ein anderer klagte, was das für ein Zeitalter sei, in dem ein Gedicht über einen Baum fast einem Verbrechen gleichkäme. Das vorschnelle Sinnbedürfnis, das in beiden Aussagen steckt und besonders von Gedichten verlangt wird, reizt mich zum Lachen. Natürlich bin auch ich auf der Jagd nach Ursachen, aber ich will kein Hebelgesetz finden. Gegenwärtig bin ich mit meinen Schreibbedingungen zufrieden und werde nicht traurig, daß meine Erfahrungen anders sind als die von Adorno und Brecht. Ich kann schreiben was ich will.“

Herburgers Genauigkeit bleibt offenbar auf das Feinschmecken beschränkt („schmecke wie üblich genau“), beim Zitieren setzt die Tugend aus. Brechts Satz, den Herburger — dank Suhrkamp — in mehr als einer Ausgabe hätte nachschlagen können, hat den Wortlaut:

*) Günter Grass „Der Inhalt als Widerstand“ Akzente 3/1957, S. 233

„Was sind das für Zeiten, wo
 Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist.
 Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!
 Der dort ruhig über die Straße geht
 Ist wohl nicht mehr erreichbar für seine Freunde,
 Die in Not sind?“

Keine Rede von einem Gedicht über einen Baum. Lediglich das „vorschnelle Sinnbedürfnis“ eines Mannes, der seine „Schreibbedingungen“ zum Maß aller Dinge macht, fälscht einen alltäglichen Vorgang (Gespräch über Bäume) flink in Literatur um. Er ist zufrieden, fährt ruhig über die Straßen, den Sohn „aus Sicherheitsgründen“ auf dem Rücksitz, mit Zunge und Rückspiegel vergewissert er sich der Goldkronen, die ihm nicht in einem von höchster Hand entworfenen KZ aus dem Kiefer gebrochen wurden; seine Erfahrungen sind anders als die von Leuten, mit deren Zitaten er fahrlässig umgeht — schließlich kann er schreiben was er will. Was will er schreiben?

2

Der *Kursbuch*-Aufsatz verrät zunächst, was er nicht schreiben will. Herburger polemisiert gegen (ungenannte) Kollegen, bei deren Lektüre ihm Gedanken wie folgende kommen: „Was sind das für Leute, die Gedichte machen, überlege ich, leben sie noch, sind sie schon lange tot, benützen sie, wenn sie arbeiten, reinen Sauerstoff zum Atmen oder ist es ihnen gelungen, auf Schneeflocken heimisch zu werden oder in der Bernsteinstruktur ihrer Schreibtischgarnituren oder was? Einige von ihnen habe ich Zigaretten rauchen und Flaschenbier trinken sehen, ich war dabei, als sie es taten, weder sie noch ich haben sich darüber aufgeregt, in ihren Gedichten finde ich nichts davon wieder. Auf blattvergoldeten Worten scheinen sie wie erregte Zeichentrickelfen davongesegelt zu sein.“ Ja, was sind das für Leute? Es sind die Laborlyriker der fünfziger Jahre, die außer Herburger heute eigentlich kaum noch jemand liest, und gegen deren kunstgewerbliche Metaphorik Herburgers eigene Metaphern derart vorteilhaft abstachen, daß die Kritiker der Gruppe 47 im Herbst 1965 — allen voran der Professor Höllerer — gar nicht bemerken wollten, daß auch Herburgers Lyrik aus Metaphern bestand. Im Grunde saßen sie damit nur demselben Irrtum auf wie Herburger selber, der heute einen qualitativen Unterschied darin erblickt, ob ein Gedicht mit Schneeflocken und Bernsteinstrukturen oder mit Flaschenbier und Zigaretten vollgestopft wird. (Natürlich ist die Wertung subjektiv gefärbt — unser Autor hat was gegen Birnen als Obst, da bevorzugt er Glüh- oder Thomasbirnen wegen der größeren Alltäglichkeit: „Jagd“ und „Jagdstand“ hingegen sind offenbar erlaubt — er verwendet sie selbst.)

Herburger versetzt jedenfalls dem blattvergoldeten Leichnam ein paar kräftige Schläge, dann wendet er sich der Form zu. Sie stört ihn, Reime und Strophenstrukturen schränken seine Wortwahl ein („seit Klopstock uns vom Reim erlöste . . .“ schrieb schon Goethe) — zwanglos kommt er auf die Tradition zu sprechen, von der er abhängig ist, wie er schreibt. Hermann Hesse, Schiller, Rilke, Benn und Ezra Pound werden selbstironisch erwähnt, Klavierstunden und Sanskritstudien desgleichen, aber „angestoßen“ wurde man von Prosa: Céline, Broch und Arno Schmidt z. B., dem der Rat zuteil wird, doch auch mal Gedichte zu verfassen (vielleicht „soso Pocahontas aha“). Aber „Auf Deutsch wird alles schwieriger“ — und nach zwei Absätzen voll ähnlich verblüffender Feststellungen sind wir wieder bei Labor- und Naturlyrik gelandet, an denen sich Herburgers Unbehagen erneut zu artikulieren versucht: „Würde ich einen Wortkatalog aus Gedichten zusammenstellen, könnte ich wahrscheinlich nachweisen, daß Lyriker so wehleidig sind, weil sie nichts wissen.“

So wie Herburger selbst, der sich die Mühe des Katalogisierens spart und lieber Mutmaßungen aufischt. Das genügt für seine Zwecke auch vollständig, denn: „Ich würde sagen, gute Voraussetzungen für Gedichte sind nicht Bildung und Gefühl, sondern Erlebnisse. Wir leben jetzt.“ Here comes the action-man, links im Mund die Peter Stuyvesant, rechts die Maximen, blattvergoldet zwischen Zunge und Kronen: „Wir leben jetzt.“

Der nächste Absatz beginnt mit einem beachtlichen Zugeständnis „Natürlich gibt es auch politische Gedichte“ — er schließt mit den Sätzen: „Was sind schon Gedichte gegen die Macht der Krankenkassen. Das ist kein weinerliches Geheimnis.“ Wahrhaftig nicht. Das ist eher John Wayne in der Maske Herburgers, der die Lyrik zum Krüppel schlägt und nebenbei gegen „medicare“ polemisiert, und über uns der Himmel — sang Hans Albers — da sieht es dann so aus: „Der Griff in die Bibliothek oder Wolkenformationen, die in silbrigem Licht schwimmen, du lieber Himmel, man muß einmal nach einem Transatlantikflug in den Warteschleifen über einem New Yorker Flughafen gekreist haben, wenn beim Blick aus dem Fensterchen die vierstrahligen Maschinen der ALITALIA, KLM, SABENA, PANAM, TWA, IBERIA, EL AL, QUANTAS, BOAC, SAS, TAP, JAL, VARIG und AVIANCA über eine Stunde neben, über und unter einem hängen. Und dieses Karussell funktioniert auch noch. Da mögen Dantes Höllengeschichten noch so anschaulich sein, ich brauche zu neuen Bildern eine neue Sprache, denn angeschnallt warte ich im Leichtmetallrumpf auf die Landung, knipse den Lesestrahle über mir ein und aus, muß mich strecken, um den klebrigen Bakelitknoten der Luftdüse zu schwenken, ich höre weiche Musik, paraffinierte Verpackungshüllen sind bis zu den Knien der Passagiere hochgewachsen, nach sieben Stunden Flug ist die Economy Class voll Schutt, Kotzschwaden, Schweißflecken, neben mir sitzen zwei Negerkinder mit Tonknöpfen im Ohr, der Western in den schräggestellten Fernsehgeräten neigt sich dem Ende zu.“ „Man muß einmal nach einem Transatlantikflug“ — ja das muß man wohl, und

den Verfassern derart unpräziser Werbeprosa müßte man verbieten, sich auf Arno Schmidt zu berufen (dessen „penible Ordnung“ Herburger allerdings auch mißfällt); eines allerdings sei nicht bestritten: der Western neigt sich dem Ende zu. „In Berlin wird geknüpelt, in Amerika mehrten sich die Rassenkrawalle, in Vietnam herrscht Kolonialkrieg. Die Mächtigen glauben sich im Recht, reagieren mit Gewalt.“

Auch diese Sätze haben Herburger zum Verfasser, sie stammen aus seiner Rezension von *Kursbuch* 9*), nach dessen Lektüre dem Lyriker „Belletristik völlig belanglos“ vorkam, mit dem in der Hand er „keine Zeit mehr für Ästhetik“ hatte, und das ihm zum emphatischen Appell hinriß: „Was heißt da also belletristische Sommerlektüre! Schüler, Studenten und Gewerkschaftler, lest das Kursbuch, in dem ihr Beispiele und Mut findet!“

3

Das Programm einer Zeitschrift wechselt offenbar von Nummer zu Nummer, die Faszinationen des jeweiligen Rezensenten resp. Mitarbeiters wechselt munter mit. In *Kursbuch* 10 könnten die Schüler, Studenten und Gewerkschaftler das Musterbeispiel eines deutschen Belletristen finden, den sein Publikum kaum interessiert. Zweimal werden die Leser im Zusammenhang mit dem Wortmaterial genannt, das allen bekannt bzw. „vertraut ist, auch denen, die nie Gedichte lesen werden“. Kein Wort darüber, warum nicht, dafür enthält das „nie“ das siegesgewisse Programm, daß alles ist wie es ist und ewig so bleiben wird: mit diesen Schreibbedingungen zufrieden, läßt sich Maos Kulturrevolution trefflich preisen. Im vorletzten Absatz taucht der Leser dann noch einmal auf, wenn in einem Gedicht „Gedanken nicht ausgesprochen, nur angesteuert werden, damit der Leser auch etwas zu tun bekommt und sich freut, wenn er es entdeckt hat“ — wie hieß es doch so hübsch neun Seiten zuvor? „Die Kurzform des Gedichtes erlaubt es den Autoren, andeutungsvoll zu hauchen, hinter vorgehaltenem Tüchlein zu jammern, deutlicher oder ausführlicher brauchen sie nicht zu werden. (...) Aphorismen treffen immer irgend etwas. Soll ich mir und dem Leser beweisen, daß wir beide intelligent sind?“

Also: hinter vorgehaltenem Tüchlein nicht, hinter vorgehaltenem *Kursbuch* schon, oder wie? Herburger weiß es sicher selber nicht. Er teilt sich mit Grass nicht nur ins Frühstück, sondern auch in die üble Gewohnheit, die eigenen Widersprüche nacheinander verbal zu exhibieren, anstatt sie zu reflektieren. Die Summe dieser Ausfälle nach allen Seiten ist null. Im Zentrum all der Assziationswirbel steht unangetastet ein kleiner Tempel, auf dessen Altar der Kleinbürger thront, der sich für unvermindert interessant hält. „Alles bezieht sich auf mich,

denn ich erzähle. Wenn ich schreibe, schreibe ich im Grunde nur von mir. Alles was vorgestellt wird, sind meine Projektionen.“ „Es könnte mein einziges Thema bleiben, daß ich mich in die Fülle der Erfahrungen, in den Reichtum der Einfälle einführe. Der Identifikationstrieb ist der Motor.“ „Ich bin immer noch die Hauptperson. Es soll doch keiner so tun, als könne er sich ausklammern.“

Nein, das sollte wirklich keiner. Auch Herburger nicht, der da schreibt: „Ich wehre mich dagegen, in historische Zusammenhänge von Worten wie Diktatur, Kampf, Ehre, Folter, Niederlage, Tod zu schlüpfen, um dadurch der Literatur eine neue Wendung zu geben.“ Er erkennt, daß er — ob er will oder nicht — ebenso wie jeder andere in die politischen Zusammenhänge verwickelt ist, denen er mit seiner Weigerung entzählen will. Und daß es erst in zweiter Linie eine neue Wendung der Literatur ist, was das Problem so dringend macht. Es kommt heute darauf an, der gesellschaftlichen Entwicklung eine neue Wendung zu geben — wenn anders nicht die Literatur wie das Leben den Platz auf einem der letzten Eskalation zum Opfer gefallen Planeten räumen sollen.

4

In seiner Nobelpreisrede sagte Albert Camus über den Schriftsteller: „Seiner Bestimmung gemäß kann er sich heute nicht in den Dienst derer stellen, die Geschichte machen: er steht im Dienste derer, die sie erleiden.“ Ein Jahrzehnt später beweisen die von den USA unterdrückten Bewohner Vietnams, daß die Geschichte Erleidenden fähig sind, eine (bessere) Geschichte selber zu machen, zur gleichen Zeit kommentiert Herburger: „Die pathetischen Worte, die zum Beispiel Camus in seiner Nobelpreisrede gebrauchte, ärgern mich, bringen mich zum Gähnen, ich höre auf, sie nachzulesen. Die Millionen Toten, die die Deutschen gemacht haben, sind historisch geworden, sie haben nichts geändert.“

Zumindest in einem deutschen Staat hat sich etwas geändert, seit die Raubzüge eines faschistischen Deutschlands Millionen an Opfern forderten — im anderen freilich kaum. Um das zu ändern, genügen Unterschriften unter Vietnam-Resolutionen nicht, dazu müßte wohl auch der Literatur eine neue Wendung gegeben werden. Zu seinem Beitrag im Almanach der Gruppe 61 betonte Herburger allerdings, das Gedicht „Saison“ sei „nicht der Arbeiter wegen geschrieben (...), sondern um Verhaltensweisen zu zeigen.“ Dieser Haltung, die 50 Prozent der Bevölkerung zu Demonstrationsobjekten degradiert und sich sorgsam jeder Stellungnahme enthält, könnte eine neue Wendung nicht schaden.

Natürlich gibt es auch politische Gedichte — aber was sind schon Gedichte gegen die Macht der Krankenkassen. Und der Verfasser solcher bewußtseinsvernebelnder Phrasen, die als Machttträger ausgerechnet Krankenkassen denunzieren, ruft nach *Kursbuch*lektüre bestürzt aus: „Nicht Aufklärung, Ausbeutung findet statt.“ Wer hätte das gedacht! „Wer Belletristik herstellt und die Ohnmacht der

*) Günter Herburger „Eine Dritte Revolution“ Spiegel 32/1967

Worte beklagt, geht ächzend in die Knie.“ Inzwischen hat er sich ja wieder erhoben, ist wieder ganz auf der Höhe einer Lyrik, die nur in theoretischen Halbsätzen derer gedenkt, die nie Gedichte lesen werden — und deren Verfasser nur in Rezensionen sehnsüchtig nach China blicken, wo „Kultur haben seit jeher (heißt), sich ändern, verwandeln, entwickeln, nämlich erst mittels Geschriebenem ‚zu etwas zu machen‘.“ In China — in der Bundesrepublik nicht, Herburger ist zufrieden, auf der Jagd nach Ursachen ist er ängstlich bedacht, nur ja kein Hebelgesetz zu finden, alles bleibt wie es ist, „schlank, dick oder schief, darauf soll es bei einem Gedicht nicht ankommen. Aber halten muß es.“

Es wird kaum länger halten als das, was es mitzementiert. Der Western geht zur Neige. Vietnam ist das Spanien unserer Generation. Nicht Aufklärung, sondern Ausbeutung findet statt. Das zu ändern, hilft kein verbaler Aktivismus, der die Belletristik lieber verdammt anstatt sie umzufunktionieren: und sie dann mit beweglicher Zunge weiter betreibt. Das zu ändern, können auch Gedichte helfen. Politische Gedichte.



Foto Meller Marcovicz

Franz Josef Degenhardt



*Ostermarsch 1965
mit Fasia Jansen, R. Conrads, Pery Friedman, Dieter Süverkrüp*

Foto Thomas Billhardt

Harald Hartung

AUF DEN ÄCKERN VON O.

sah ich
wie der Hase lief:
Haken schlagend
wie Hegel
aus Angst vor dem Pfeffer,
aber lebendig.

Carlo Bredthauer

WEISES VOM VOLKSWAGNIS

aus jenen tagen
im fünften Artikel
hat ein jeder noch
ders nicht versucht
das recht
undsowweiter

preisausschreiben:
brauchen wir eine
neue
verfassung?
erster und alle folgenden preise:
ausrufzeichen, nach wahl

der deutsche ist
ein innerliches volk, er
hat goethe im tornister

innere
emigration macht sich
wie man wissen darf
aus erfahrung
gut
vorher wie
während und
danach

die alten singen
adrett frisiert:
mit dem hute in der
hand
(sie muß ja gar nicht gehoben sein)
krümmt sichs früh
daher die haken
wir

der die entlarvten
Kaiser & Cie.
nackt nennt
ist aufzuhängen am nacken
und unfein

dazu die haken

seid nett zu
einander, drum
seid kein frosch
schwätzt von anderem
wetter
wenn die züge der
zeit wieder
entgleisen in goldener
mitte

herbert wehner
ist eine große volkspartei
jung und voll
schwung, staats-
männisch

darunter versteht mancher nur
großer bahnhof
aber
der käse der rollt
auf rotem teppich
auf dem nämlich sind wir
geblieben
keine experimente und
sicherheit
auf eigene gefahr

1967

Peter Engel

REQUIEM FÜR EINEN BILD-LESER

ruhe nun aus, du geschundener
von den untaten
die du genießen durftest
laß deinen täglichen umgang
deine vertrauten leichen
nun fahren
und nie mehr zittre vor lust
weil die unzucht im dunkeln
dein spiel treibt.

wittre nun keine gefahr mehr
aus den fettdruckzeilen
in denen dir jederzeit
dein rotes tuch
sprungbereit
aufgespannt war
du kaltblütiger und nie wieder
erhitzter kriegler.

aber wo nun, du berufener
mit den bildern hin
die dir immer noch
in deinem denkerkopf herumgehn?
etwa der viele stacheldraht
auf den du bedenkenlos
deine empörung aufgespießt hast
und die vielen brustbilder
wohin mit dem fleisch?

nun, so tröste dich doch
du warst ja nur
einer
von millionen
und für nachfolge ist folglich gesorgt:
alles fleisch
aller stacheldraht
jedes rote tuch
kommt bestimmt an den mann.

du aber ruhe dort aus
von deinem täglichen umblättern
diesem fürchterlichen geschäft
und glaube wie wir
daß sich jetzt noch mehr vereinfacht:
gewiß
bleibst du auch dort
für fünfzehn pfennig im bild
und unter einem
gelungenen schnappschuß der ewigkeit
steht nur noch knapp
ja und amen.

Renate von Gizycki

VIETNAMESISCH FÜR ANFÄNGER *)

Basis-Dialog 1

mein name ist phuong
ich spreche armes englisch
französisch sprach ich früher
meine mutter spricht vietnamesisch

Toi hoc o Anh tieng Viet-Nam
I studied English in Vietnam
mein vater sprach chinesisches
mein bruder ist tot

Ergänzungsdrill

1. dies ist eine pistole
dies ist ein mörser
dies ist eine rauchgranate
dies ist ein rückstoßfreies gewehr
2. ist dies ein lexikon
nein es ist eine mine
ist dies ein krankenhaus
nein es ist das caravelle hotel
3. hast du eine uhr
nein ich habe die zeit
dies ist eine uhr da drüben
danke es ist gleich zwölf
warum? ich bleibe bis eins
4. warum hast du noch keine uhr verkauft?
warum hast du noch nicht die pistole abgeschossen?
warum hast du noch keine granate geworfen?
warum hast du herrn hai noch nicht kennengelernt?

*) Anhand von „Spoken Vietnamese (Basic Course) US-Armed Forces Institutes“, Madison, Wisconsin 53703

5. wahrscheinlich kommt er
nicht gern allein
nicht gern so früh
möchte er
nicht so nah dran sein
so lange warten
so spät zurück
6. sind sie ein amerikaner?
nein ich bin major
wann kamen sie nach vietnam?
o ich komme seit gestern

Basis-Dialog 2

ist jenes dort ein garten?
nein es ist eine landezone
ist dies dort eine schule?
nein es ist eine polizeistation

dies ist ein flugplatz
ja es ist ein reissfeld
ist dies ein bunker?
nein es ist ein krankenhaus

Ergänzungsdrill

1. ich gehe auf das feld
ich gehe in die schule
ich gehe ins gefängnis
wohin gehst du?
2. ich gehe in das restaurant
ich gehe zur bank
ich gehe in den krieg
wohin gehst du?
3. ich gehe zum markt
ich verkaufe zigaretten
gehst du zum markt?
nein ich gehe zur kampflinie
kommst du zurück?

4. ich sehe miß lien hat eine zeitung
kann miß lien sie lesen?
ja die Zeitung hat weiße stellen
gut dann kann man sie lesen
5. verzeihung ist dies die bank
nein es ist die botschaft
die bank ist rechts
dong hoi ist nordwestlich von hué
es ist weit es ist nah
es ist eng
es ist alt
es ist eine landezone
6. was haben sie gelernt?
was haben sie getan?
was haben sie gesehen?

was werden sie sehen?
was werden sie tun?
was werden sie lernen?

Harald Hartung

GRAS

Da kommen sie mit großen Tüten
und streuen und rufen: Gras!
Laßt doch Gras drüber wachsen! —
Worüber denn, frage ich, und
warum schreien sie so,
wenn sie doch säen?

Martin Jürgens

ADENAUER-GEDÄCHTNIS-REDE

je einfacher denken ist oft
eine wertvolle gabe gottes

adenauer

wihihir sehetzen uns ihihin
trähenehen nihihider

math. passion

nach fernsehtrauer, ehrenwache,
stahlhelmen weihrauchverschleiert,
— aus samt sieben kissen ordenbehaftet —,
nach volk hinterm seil,
grenzschutz mit williger schulter,
nach dünnem vivaldi,
genudelter rede
wurd abgeseilt
im 91. jahr
der kölsche jung,
verblichener schelm jetzt
auf der ladefläche;
abgeseilt wurde der:
überdauert von ulbricht,
in rheinischen untergrund,
in lehm oder sand,
was weiß ich,
unter fahnen, anteilnahme
und eurovision,
nach dünnem vivaldi,
genudelter rede,
nach volk hinterm seil.

mit mir war ein staat zu machen:
du hobst uns,
dein halbvolk
— wir dankten —
ins westliche licht,

auf die neue lafette,
verdarbst uns geschmack
an sächsischem slang
und zu vielen fragen;
mit dulles und alternden fingern,
mit kleinem vokabular
gabst du dem transatlantischen hit
den richtigen drive,
gingst du den einzigen weg,
der nicht ging:
mit dir war ein staat zu machen,
ein stück deutscher krume
grubst du und nurdu
aus des brudervolks gallischem riecher,
die saar wurde deutsch;
es war ein staat zu machen mit dir,
der du die film-und-frau-hausfrau
mit der heimkehrerwattejacke bestachst,
der du, gar nicht so pingelich
und nie war die lage so ernst,
die meinung stutztest dem,
der noch stutzte vielleicht,
der du als lösung die lösung empfahlst:
„die eine schulter im sternenbanner,
die andre in gesamtdeutschem tuch“ —
doch so ging das nicht
und wars nicht geplant.

nach fernsehtrauer, ehrenwache,
stahlhelmen weihrauchverschleiert,
nach dünnem vivaldi,
genudelter rede
und volk endgültig hinterm seil
wurd abgeseilt — von ulbricht überdauert —
die schlafe amme der nation,
mit der war nur ein staat zu machen,
wie er ist:
so wie dus zugerichtet
so wird es lange bleiben, tschüs!

Ulf Mieke

HITLER, DER HATTE

Hitler, der hatte so einen Blick,
Wird mir berichtet. Heut trägt man
Zigarre.

Wer erklärt mir diesen freundlichen
Unterschied?

Artur Troppmann

ABER

wir haben nichts zu bestimmen
aber erarbeiten fast alles
oder
wir sind besitzlos
und arbeitslos

wir sind die Mehrheit
aber die Macht haben die anderen
oder
wir dürfen wählen
aber sie lassen uns keine Wahl

sie machen uns dumm
aber immer bleiben wir es nicht
oder
sie halten uns nieder
aber wir stehen auf

Guntram Vesper

RÜCKKEHR ÜBER HERLESHAUSEN

Aus verstopften Luftwegen grüßt mich Westdeutschland Puder in den Falten
Rasselt sein Atem über die
Mittelgebirge: daheim daheim: Regen im Gesicht als Kinogag Träne
Heimwehwetter: mit jeder Wurzel empfunden der Haare
Die sich aufstellen unter dem Luftsack in Richtung Restauration
Hinter dem Rastplatz auf Privates wieder ein Rübenfeld gepinkelt: bin
Erleichtert weil zu Hause aufgenommen nicht gerade mit Freude
Doch sprach Wohlwollen aus dem Grüßgott der Beamten
Allerdings überlege ich wäre es eine Untersuchung wert zu wissen ob
Sie in der Ukraine auch oder anders vielleicht gar nicht
Später jedenfalls fahre ich über Grundbücher Felder Trassen Projekte
Erbschaften: über das Motiv unserer Ordnung: den Besitz: mühsames Alibi
Falle mit der Tür ins Haus am Steuer eines geborgten VW mit
Einem Lied: nieder das Eigentum: denn ich bin mit mir allein
Wer öffnet da nicht den Mund zum Widerspruch: selbst das Gras
Im Graben würde nicht wachsen wie es wächst
Ohne 38. Breitengrad und die Schafe des Ritterguts
Auch für den Mann auf dem Traktor den ich überhole wird
Zurückgeschlagen in Vietnam Weidmannsheil auch den Griechen lächelt er
Hat Gründe wie alle an diesem Freitagnachmittag im September und immer
Und der Mann an der Spitze schreibt Briefe über das Vaterland
Die niemanden erreichen ins Blaue oder ins rote Berlin-Ost
Aber infam
Vergeht auch dieser Tag am Horizont zerredet zerfahren
Neuerlicher Eingewöhnung bring ich jedes Opfer auch
Das Gedächtnis der Schlacht
Vom Altmeister aus Trier beschrieben
Ich streiche ihr das Echo aus: mag er verzeihen: keine Revolution also
Kein Ungehorsam Zweifel nur solange das Niemandsland
Ohnehin wäre ich genötigt sein Grab in London zu suchen obgleich ich hier
Genügend Friedhöfe für Juden kenne passend auf idyllische Fotos
In die freundlichen Hausbücher der Heimat: und was da war und werden wird
Kann ich der Landschaft nicht ansehen auf der Rückfahrt
Hinter Herleshausen

Wolf Brannasky

METZGER

Der Mensch ist gut,
meint der Metzger,
und schuldlos —
als Kind jedenfalls.
Dann schleift er sein Messer
am Schleifstein
und sticht es dem Schaf in den Hals.

Der Staat hat uns ein Ei gelegt.
Es stinkt vor unseren Türen.
Wir werden, wenn der Wind sich dreht,
die notstandsfette Morgenluft
auf unsren Wangen spüren.

Da steht verkleidet die Gewalt
als schmucker Hochzeitsschimmel.
Dem Brautpaar blüht ein weißer Pilz
als Gruß zum ersten Ehetag
am glückverhängten Himmel.

Der Mensch ist gut,
meint der Metzger,
und schuldlos —
als Kind jedenfalls.
Dann schleift er sein Messer
am Schleifstein
und sticht es dem Schaf in den Hals.

Der Vogelhändler ruft's vom Dach:
wer schweigt, der überlebt.
Da wird ihm hinterrücks der Mund,
der eben noch den Käfig pries,
mit Tesafilm beklebt.

Die Blumenfrau hat diese Nacht
ein böser Traum gequält.
Ein Fremder hat mit rotem Lack
auf einen Fichtensarg gemalt:
Ihr habt uns ja gewählt!

Der Mensch ist gut,
meint der Metzger,
und schuldlos —
als Kind jedenfalls.
Dann schleift er sein Messer
am Schleifstein
und sticht es dem Schaf in den Hals.

Kurt Marti

WARNUNG

Kleiner Mann, hab acht,
was man mit dir macht.

Laß dein Hirn nicht rosten,
denn du kennst den Schlich.
Geht es um die Kosten,
braucht man sicher dich.

Darum sei nicht dümmer,
als man grad noch muß.
Zahlen muß man immer.
Meist zahlst du am Schluß.

Sei es mit dem Leben,
sei es mit dem Geld.
Zahlen muß man eben,
denn so ist die Welt.

Kleiner Mann, hab acht,
was man mit dir macht.

Franz Josef Degenhardt

TONIO SCHIAVO

Das ist die Geschichte von Tonio Schiavo,
geboren, verwachsen im Mezzo-giorno.
Frau und acht Kinder, und drei leben kaum,
und zweieinhalb Schwestern in einem Raum.
Tonio Schiavo ist abgehaun.
Zog in die Ferne,
ins Paradies,
und das liegt irgendwo bei Herne.

Im Kumpelhäuschen oben auf dem Speicher
mit zwölf Kameraden vom Mezzo-giorno
für hundert Mark Miete und Licht aus um neun,
da hockte er abends und trank seinen Wein.
Und manchmal schienen durchs Dachfenster rein
richtige Sterne
ins Paradies,
und das liegt irgendwo bei Herne.

Richtiges Geld schickte Tonio nach Hause.
Sie zählten's und lachten im Mezzo-giorno.
Er schaffte und schaffte für zehn auf dem Bau.
Und dann kam das Richtfest, und alle waren blau.
Der Polier, der nannte ihn „Itaker-Sau“.
Das hört er nicht gerne
im Paradies,
und das liegt irgendwo bei Herne.

Tonio Schiavo, der zog sein Messer,
das Schnappmesser war's aus dem Mezzo-giorno.
Er hieb's in den harten Bauch vom Polier,
und daraus floß sehr viel Blut und viel Bier.
Tonio Schiavo, den packten gleich vier.
Er sah unter sich Herne,
das Paradies,
und das war gar nicht mehr so ferne.

Und das ist das Ende von Tonio Schiavo,
geboren, verwachsen im Mezzo-giorno:
Sie warfen ihn zwanzig Meter hinab.
Er schlug auf das Pflaster, und zwar nur ganz knapp
vor zehn dünne Männer, die waren müde und schlapp,
die kamen grad aus der Ferne — aus dem Mezzo-giorno —
ins Paradies,
und das liegt irgendwo bei Herne.

Erwin Jedamus

DETROIT, SOMMER '67

1. Der Sommer, ungewöhnlich heiß,
in Detroit, USA.
Bei Ford treibt das Montageband
mehr als im letzten Jahr.
Das Fordwerk stellt noch Leute ein,
die Wirtschaft ist auf Tour;
der Bombenkrieg in Vietnam
erhitzt die Konjunktur.
2. Das Fordwerk stellt noch Leute ein:
im Monat zwei bis drei;
und Tausende von Arbeitslosen
wären gern dabei.
In Detroit, in den Vorstadtslums,
da hält im Wellblechhaus
mit seinen Kindern Jimmy Crow
das Leben kaum noch aus.
3. Der Präsident von USA
macht „great society“,
und fünf mal 100 000 Mann
die opfert er Herrn Ky.
Den Jimmy Crow, den machten schon
pro Tag fünf Dollar froh,
doch in den Personalbüros,
da hört er: „Nigger? no!“

4. Wenn Jimmy Crow nach Hause geht
durch Detroit, USA,
dann schreit ihn die Reklame an:
„Nimm deine Chance wahr!“
Wenn Jimmy Crow nach Hause kommt,
sind seine Hände leer;
die Kinder sehn ihn nicht mehr an
und fragen längst nicht mehr.
5. In Detroit, Sommer '67
wars ungewöhnlich heiß;
die Arbeitslosen fragten nicht
die Händler nach dem Preis.
Die Supermärkte: lichterloh!
Im Einsatz: Jimmy Crow.
Er rettet, was er tragen kann,
nimmt seine Chance wahr.
6. Was du geklaut hast, Jimmy Crow —
ein Tropfen auf dem Stein;
du bist auch jetzt noch arbeitslos
und wirst es lang noch sein.
Die Zeitung schreibt von „Rassenkrawall“,
verhetzt: der weiße Mob.
(Im reichsten Land der Welt verliert
man allzuleicht den Job.)
7. Der kleine Mann, ob schwarz, ob weiß,
erkennt noch nicht seinen Feind.
Und dieser Feind muß fürchten, daß
sich Schwarz und Weiß vereint.
Er macht Profit aus Not und Tod,
Detroit und Vietnam!
SO BLACK AND WHITE TOGETHER NOW
AND YOU WILL OVERCOME.

Fasia Jansen

MEIN MANN WAR BERGMANN

Mein Mann darf jetzt in den Schacht nicht mehr rein.
Wir können das noch nicht fassen.
Er hat dort maloocht, seine Lunge wird Stein.
Fast zwanzig Jahre fuhr er dort ein.
Jetzt liegt er auf der Straße.

In der Zechensiedlung wohnen wir noch,
wir zahlten die Miete bis heute.
Mein Mann bringt jetzt weniger Geld nach Haus,
und wenn wir nicht zahlen, dann fliegen wir raus.
Was sind das bloß für Leute.

Nur ein Topf steht noch auf unserem Herd.
Was essen die Herren da oben?
Am Abend der Kanzler im Fernseh erklärt,
wie das Wirtschaftswunder zu Tal mit uns fährt.
Der Zechenherr zählt die Millionen.

Heut schlagen sie uns und morgen auch die,
die sich für Sozialpartner halten.
Traut nicht den Männern der Großindustrie,
denn wir sind wir — und die sind die!
Dran müssen wir uns halten.

Für sie sind wir Kleinen der letzte Dreck.
Sie brauchen uns nur beim Wählen.
Von denen was hoffen, das hat keinen Zweck.
Die großen Herren, die müssen wohl weg,
sollen wir was zählen.

Gerd Semmer

NOVEMBER-NOVEMBER

Wir hatten einst im schönen Vaterlande,
was ich aus Kenntnis Schweinebande heiße.
Als wir befreit von dieser braunen Sch-ande,
war ausgemacht, daß sie uns nie mehr beiße.
Doch erstens kommt es anders, als man denkt,
und zweitens ist da jemand, der das lenkt.

Ich muß euch ihre Namen nicht bekennen.
Und wem der Stiefel paßt, der zieht ihn an.
Ich bitte euch, es Schweinerei zu nennen,
daß diese Bande wieder wühlen kann.

Und fragt auch nicht danach, wie sowas denkt,
fragt nach dem Schweinetreiber, der das lenkt.

Wenn man das sieht, wie sich die Bande siehlt,
der guten Leute gutes Geld kassiert,
dem lieben Herrgott schöne Tage stiehlt,
sich stets nach hinten sehnt und nichts kapiert —
sieht man das Brett vorm Kopf, wenn sowas denkt,
da fragt man, ob es Gott ist, der das lenkt.

Ich möchte mir vielleicht den Wink gestatten,
sich in der Welt genauer umzusehn:
Es soll da Leute geben, die den Ratten
im guten raten, über Bord zu gehen.

Denn erstens kommen *wir* drauf, wer das lenkt,
und zweitens kommt's dann anders, als ihr denkt!

1954

Hannes Stütz

DICK UND DOOF IN DER FABRIK

(Ein Lied für die hessischen Metallarbeiter, vor der Urabstimmung
im November 67.)

In München steht nicht nur ein Hofbräuhaus:
da stehen auch viele Fabriken.
Da gehn vieltausend Leute rein —
Mensch, muß das ein Vergnügen sein,
sonst würden die doch nicht so drücken.
Und abends kommen sie wieder heraus
aus den vielen Fabriken.
Und alle sehn so fröhlich aus —
Himmel, das ist ein Freudenhaus,
da muß ich mich aber schicken.

Am nächsten Morgen fing ich an
in einer der vielen Fabriken.
Früh schlug der Wecker wie verrückt —
Mensch, hab ich vielleicht aufgeblickt,
mit ausgesprochenem Entzücken.
Und als ich dann Halle Zwo A betrat
im blauen Modellkleid von Schiesser,
da standen sie am langen Band,
trieben es heiter und mit Verstand —
das waren vielleicht Genießer.

Punkt Zwölf Uhr ertönte ein Tuteton —
die Unterbrechung war bitter.
Zum Trost gab's die Kantinenspeis
Pampe Uschi mit Patna-Reis,
im Lokus war Freudengewitter.
Am Nachmittag hat einer nur zum Spaß
das Fließband schneller gemacht.
Krawuttke mit dem Hinkebein
sammelte sechzehn Finger ein —
Mensch, ham wir gelacht.

Um viertel vor vier ist der Schmidhuber Franz
an seiner Maschine verreckt.
Die Rosa aus dem Mütterheim
badete voll im Ölwannenschleim —
die Orgie war perfekt.
Die nächsten Tage war Feierschicht,
wegen schlechter Auftragslage.
Wir sind zwar ein Privatbetrieb,
doch der Alte ist wirklich lieb —
die Pleiten dürfen wir tragen.

Drum als ich am Freitag den Lohn bekam,
beschwerte ich mich beim Alten:
„He, Alter, bist du ganz verrückt?
Die Arbeit hat mich so beglückt,
Du kannst Dein Geld behalten.
Im Gegenteil find ich es angebracht,
wenn ich dafür bezahle,
denn *Du* trägst ja das Risiko,
ich steh nur rum in der Halle Zwo —
Du siehst ja, wie ich strahle.“

Der Alte sah mich wie den Erzengel an.
Dann rief er auf seinen zwei Knien:
„Du hast den neuen Kurs kapiert,
der mich aus der Krise führt!
Die Partnerschaft wird blühen.“
Und seit her spielen wir Dick und Doof
und manchmal Blinde Kuh.
Er spielt den Dicken, ich die Kuh —
er braucht aber noch ein paar Dumme dazu.
Ich hoffe, das bist nicht Du.

Dieter Süverkrüp

LIED VOM TOD

Es hat der Tod ein glatt Gesicht
und trinkt Champagnerwein.
Sein Haus ist groß und fensterlos.
Du siehst ihm nicht hinein
und kriegst ihn nicht an's Telefon;
es kommt sein Prokurist,
weil er zur Winterblumenzeit,
wenn's schlecht in unsern Städten schneit,
wohl in Sankt Moritz ist.

Doch jeden Dienstag halberzehn
verbeugt sich der Chauffeur.
Dann fährt der Tod ins Eisenwerk.
Sein Atem geht ihm schwer.
Und wenn er durch das Werktor tritt,
erzittert mancher Mann,
dieweil ein Wort so manchen Mann
zur Nacht an's Weinen bringen kann
und Frau und Kinder mit.

Es geht der Tod am Nachmittag
in seinen Aufsichtsrat
und referiert, wie das Geschäft
sich fortentwickelt hat:
Das Kugelbombenteilprodukt
bringt unerwartet viel.
Zwar: Kurbelwellen etwas schwer,
doch: Schnellfeuer- und Sturmgewehr
erfreulich und stabil.

Es hat der Tod ein' Anzug an
von schlichter Eleganz.
Das nimmt dem vorgewölbten Bauch
ein Stückchen Eklatanz.
Es trägt der Tod die Ef-a-Zet,
darin versteckt er Bild.
Er liest etwas vom Zug der Zeit
zur „kleinen Arbeitslosigkeit“
und grinst so wundermild.

Es ist der Tod sentimental,
gönnt jedermann sein Bier.
Und für den Frieden dieser Welt
ist er genauso für.
Auch ist er für die Freiheit auch;
solang man sie beschützt,
weil, wenn man Kriege vorbereitet,
das nebenbei und allezeit
den Eisenaktien nützt.

Gespräch mit Prof. Dr. Peter Adolf Thießen (DDR)
Wissenschaftlichkeit ohne Abstriche

Frage: Professor Thießen, in seiner Schlußrede auf dem Seminar zur Durchführung der Beschlüsse des VII. Parteitages und der 2. Tagung des ZK hat Walter Ulbricht unmißverständlich gefordert, keine Zeit mehr dabei zu verlieren, die Wissenschaftlichkeit in der Leitung von Wirtschaft und Gesellschaft durchzusetzen, und nicht länger zu dulden, daß wir im wissenschaftlich-technischen Fortschritt auch nur auf einem Gebiet zurückbleiben. Was sind Ihrer Meinung nach die Hauptprobleme, die wir lösen müssen, um Wissenschaftlichkeit zur Grundhaltung eines jeden zu machen?

Prof. Thießen: Ich möchte den Ausführungen des Ersten Sekretärs ganz energisch zustimmen. Diesen Geist, in dem er die Zusammenhänge behandelt, brauchen wir. Kennzeichnend für eine moderne sozialistische Volkswirtschaft ist ihre wissenschaftliche Grundlage, und zwar für den jeweiligen Stand und die weitere Entwicklung. Mit anderen Worten: Das Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntnis bestimmt die Perspektiven und die weitere Entwicklung der Volkswirtschaft in allen ihren Formen. Das setzt allerdings voraus, daß volkswirtschaftliche Produktion und Wissenschaft einander im Wachstum und in den Methoden entsprechen. Wenn also klar ist, daß sich in weniger als sieben Jahren der Wissensstand von heute verdoppelt haben wird, dann muß heute schon auf eine entsprechende Anpassung der Volkswirtschaft mit allen Folgen auch für das gesellschaftliche Leben hingearbeitet werden. Das geht nicht von selbst.

Walter Ulbricht hat sehr recht, wenn er verlangt, daß wir die Ergebnisse der Wissenschaft vor allem in den strukturbestimmten Bereichen auf dem kürzesten Wege anwenden müssen. Das kann nicht nur dadurch geschehen, daß man zufällig oder auch systematisch gewonnene Ergebnisse der Wissenschaft technisch nutzbar macht, sondern daß man, umgekehrt, eine Reihe von immer wieder auftauchenden perspektivisch begründeten Bedürfnissen bei der Entwicklung der Wirtschaft und des gesellschaftlichen Lebens als Probleme der Forschung anerkennt. Das bedeutet zunehmende organische Verflechtung zwischen Forschung und Produktion.

Frage: Das stellt schon heute ganz neue Anforderungen an den Wissenschaftler; aber auch an jeden geistig interessierten Werktätigen. Die wissenschaftliche Arbeit verliert doch immer mehr den Charakter des zu erledigenden Auftrags, wird zu einer Haltung, zum gesellschaftlichen Engagement.

Prof. Thießen: Das trifft den Nagel auf den Kopf. Es ist buchstäblich so, daß in dem Moment, in dem ein konkreter Auftrag übernommen wird — sagen wir etwa für die Entwicklung von Automatisierungsmitteln —, sich die Geister schon scheiden. Es wird denjenigen geben, der einfach ausführt, und denjenigen, der sich fragt: Ist diese Aufgabe überhaupt richtig gestellt? Muß ich, kann ich mich mit dieser Lösung begnügen, oder muß ich nicht überprüfen, ob sich während der Ausarbeitung der Fragestellung schon Gesichtspunkte ergeben, die über die ursprüngliche Konzeption hinausgehen?

Frage: Was ganz und gar nicht identisch ist mit Disziplinlosigkeit oder Anarchie in der Arbeitsorganisation.

Prof. Thießen: Keinesfalls, wenngleich es solche Auffassungen darüber gibt. Das geplante Programm darf selbstverständlich nicht gefährdet werden. Es ist eine Mindestforderung. Stelle ich während der Verwirklichung fest, daß darin das Problem nicht weit genug gefaßt ist oder daß die Aufgabe hinter der Entwicklung herläuft, dann bin ich sogar verpflichtet, mich sofort zu Wort zu melden und zu verlangen, daß der Auftrag entsprechend geändert wird. Ich muß dabei bereit sein, eine Reihe von Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten auf mich zu nehmen. Jedoch: Eine solche konsequente kritische Haltung bedeutet nicht, sich von der Arbeit zurückzuziehen, etwa nach dem Motto: „Und weil keiner wollte leiden, daß der andere für ihn zahl“, zahlte keiner von den beiden. Ein Prinzip, das sich empfahl. „Unser Prinzip ist das eigenständige Mitdenken, und danach beurteilen wir wissenschaftliche Leitung und wissenschaftliche Mitwirkung.“

Frage: Wissenschaftliches Herangehen an die Wirklichkeit — das ist schon heute abzusehen — wird zur gesellschaftlichen Norm werden. Inwieweit hängt jedoch die Fähigkeit dazu von der Qualifikation ab? Welche Möglichkeiten hat die Generation derer, die in der Mehrzahl nicht in den Genuß einer Hoch- oder Fachschulausbildung gekommen sind?

Prof. Thießen: Ohne Frage hat die Qualifikation zumindest potentiell einen außerordentlich großen Einfluß auf die Wissenschaftlichkeit in der Arbeit und im gesellschaftlichen Leben. Ich unterscheide aber bewußt zwischen Bildung und Ausbildung. Es geschieht doch nicht selten, daß beispielsweise ein diplomierter Ingenieur, der durchaus konventionell seine Aufgaben erfüllt, hinter einem hochintelligenten Facharbeiter zurücksteht, der sich eigene Gedanken macht, der feststellt, daß bei einer Arbeit dort und da etwas nicht stimmt, der bohrt, der unbequem wird. Wissenschaftliches Denken ist eben nicht zwangsläufig identisch mit dem jeweils erreichten Ausbildungsgrad. Deshalb kommt es immer wieder zu ganz natürlichen Widersprüchen zwischen bestätigter Qualifikation, einer Stellung im Betrieb und der persönlichen Dynamik. Derjenige, der schöpferisch denkt, der nie zufrieden ist mit dem jeweils Erreichten, den ich als einen „Neuerer aus Gesinnung und Haltung“ bezeichne — den möchte ich als den eigentlichen Träger des potentiellen und tatsächlichen Fortschritts ansehen, ganz

gleich, wo er herkommt. Ich meine, Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit — das ist nicht lediglich eine Frage von Konstitution oder Institution, sondern in erster Linie von Haltung und Charakter. Und dieses wissenschaftliche Denken wird im Grunde in ganz breiter Front und überall in der Bevölkerung geübt, heute schon, wenn wir da auch am Anfang stehen.

Frage: Kann sich darauf nicht doch der Niveauunterschied der Ausbildung hemmend auswirken? Es ist doch ein Faktor, mit dem wir trotz aller Anstrengung der Ausbildungsinstitutionen noch für geraume Zeit rechnen müssen. Wie können wir die Diskrepanz schon jetzt weitgehend überwinden?

Prof. Thießen: Das ist ein interessantes soziales Problem. Im Sozialismus stehen allen und jedem die Bildungseinrichtungen zur Verfügung. Dennoch ist damit in den nächsten Jahren der Niveauunterschied noch nicht zu beheben; es stellt sich immer wieder ganz praktisch die Frage: Wie verständigt sich etwa der intelligente Facharbeiter, der über einen bestimmten Ausbildungsgrad nicht hinausgekommen ist, mit einem Hochschulabsolventen, mit einem gelernten Wissenschaftler, mit einem Leiter, der mehr Wissen und größere Übersicht besitzt? Hier geht es schon nicht mehr um Qualifikation, sondern um gesellschaftliche Beziehungen. Fähigkeit und Bereitschaft zur gegenseitigen Verständigung entscheiden oft, ob sich Initiative entfalten kann. Ich stelle an die Studenten und jungen Mitarbeiter immer wieder die Forderung: Macht die Augen auf, hört zu, stoßt euch nicht daran, wenn euch in mangelhafter Formulierung mal etwas Unbequemes vorgeschlagen wird, sondern versucht, den Dingen auf den Grund zu gehen. Es muß nicht immer alles richtig sein. Aber bemüht euch, es entweder zu widerlegen oder aber gemeinsam mit den anderen den wahren Kern herauszuarbeiten. Man muß bei einer Diskussion nicht unter allen Umständen recht haben wollen, sondern sie als einen produktiven Wettstreit von Argumenten führen und dabei nicht die Intelligenz der anderen in Frage stellen. Andernfalls führt das sehr rasch zu Gleichgültigkeit, und das ist das Schlimmste, was uns zuweilen zustoßen kann.

Frage: Man könnte also folgern, daß allein schon die Sicherung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts kollektive Formen des geistigen Lebens bedingt (was nicht mit äußeren Organisationsformen, wie die Arbeitsgemeinschaft, identisch ist).

Prof. Thießen: Nur wird das leider in der Praxis nicht überall beachtet. Es gibt da noch eine ganze Menge Sünden. Nehmen wir an, ein intelligenter Arbeiter — oder auch ein Wissenschaftler, das ist hier ohne Belang — hat das Gefühl, daß er etwas Neuem auf die Spur gekommen ist. Wie oft verlangen wir von ihm gleich, das auch sofort klassisch zu formulieren. Dabei ist einem mit den sogenannten klassischen Formulierungen, den vorformulierten Vokabeln vom publizistischen Fließband nicht geholfen. Gerade die neuen Probleme lassen sich nicht immer sofort und glatt formulieren. Nicht immer gewandt reden zu können, bedeutet nicht, daß nicht in der richtigen Richtung gedacht wird. Deshalb je-

manden abschätzig zu behandeln, ist ein großer Fehler, ebenso wie jemandem mißtrauisch zu begegnen, der sich nicht konventioneller Formulierungen bedient. In diesen Fällen werden die Initiative und wichtige Gedanken, die wir gerade entwickeln wollen, im Keime erstickt, statt daß sie an das Licht gefördert werden. Auf der anderen Seite kommt es noch vor, daß manchem Formulierungskünstler, wenngleich er oft nicht tief denkt, ein gewisser Vorrang eingeräumt wird, der ihm der Sache nach gar nicht zukommt. Wenn er in seinem Bereich ein bestimmtes, nach Breite und Tiefe konventionelles Wissen besitzt, kann es durchaus geschehen, daß er sich in seiner Position gegenüber seinesgleichen und gegenüber den anderen ziemlich lange behauptet, auch wenn er nicht weiterlernt und sein Wissen statisch bleibt. Das widerspricht aber der gesellschaftlichen Forderung, die wir stellen.

Frage: Und in der Endkonsequenz scheitert eine solche Praxis an der Dynamik unserer sozialistischen Gesellschaftsentwicklung, und zwar in dem Maße, wie sich die Werktätigen für alle wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Belange interessieren und engagieren.

Prof. Thießen: In allen Kreisen der Bevölkerung gibt es heute schon eine hinreichende Zahl von Menschen, die das Bedürfnis und die Gewohnheit haben, dynamisch zu denken und an der gesellschaftlichen Gestaltung ihrer gegenwärtigen und künftigen Lebensgrundlagen aktiv teilzunehmen. Das setze ich voraus. Das sind ja Parameter, die für das Koordinatensystem eines sozialistischen Staatswesens überhaupt gelten. Für die wissenschaftliche Entwicklung der Volkswirtschaft heute und in Zukunft ist die tatsächliche subjektive Teilnahme der Werktätigen unbedingt nötig. Wir werden die erforderliche Höhe nur erreichen, wenn wir in der Masse der Werktätigen aller Kategorien das Streben nach wissenschaftlichen Erkenntnissen wirksam anregen. Das viel berufene „Beherrschen“ bedeutet in einem solchen Zusammenhang, daß man an der Mehrung und Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnis tätig mitwirkt. Was man nur rezeptiv aufnimmt, das kann man nicht zum Leben bringen. Das gilt für alle gesellschaftlichen Bereiche.

Frage: Im unmittelbaren Produktionsprozeß sind wir seit der Einführung des neuen ökonomischen Systems da einen großen Schritt vorangekommen. Unwissenschaftliches, dilettantisches Verhalten rächt sich ökonomisch, und zwar sichtbar und spürbar. Die neuen Gewohnheiten beginnen sich natürlich auch außerhalb der Produktion auszuwirken.

Prof. Thießen: Ja, es ist gut, auch von dieser Seite her die Rolle der materiellen Produktion zu begreifen. Der Dreher oder der Chemiker, jeder Werktätige, der sich im Arbeitsprozeß Gedanken macht, der ja täglich angehalten und materiell gezwungen ist, darüber nachzudenken, was er und andere in seinem Werk tun, der wird auch nicht zu denken aufhören, wenn er aus dem Werktrakt tritt, wenn er an einer Haus- oder Wohnbezirksversammlung teilnimmt oder wenn er Zeitung liest und Rundfunk hört. Er legt gleichartige Maßstäbe an und hat im

Gründe die gleichen Methoden des Denkens und des Herangehens an die Probleme. Also: Er denkt kritisch — wenn er ein hohes Niveau erreicht hat: selbstkritisch — und abwägend. Er sagt eben zu diesem und jenem: „Ja, es ist so, wie ich es mir vorgestellt habe, aber dieses und jenes verstehe ich anders.“ Und jetzt erleben Sie doch nicht selten, daß bei Diskussionen — und das kann über recht geringfügige Dinge sein — jene Offenheit, wie sie etwa in betrieblichen Angelegenheiten schon herrscht, auf einmal beeinträchtigt ist. Zum Teil werden die Fragen nicht mehr so gestellt, wie sie eigentlich gestellt werden könnten; einfach auch deshalb, weil mitunter noch konventionelle, schablonenhafte Antworten präsentiert werden. Und das, glaube ich, haben wir in unserer sozialistischen Ordnung nicht nötig. Das ist inzwischen anachronistisch geworden; auch die Tatsache, daß keineswegs immer und überall anerkannt oder auch nur zur Kenntnis genommen wird, daß wissenschaftliches Denken — im weitesten Sinne — beteiligtes Denken nicht nur erlaubt, sondern notwendig macht.

Frage: „Denken ist die erste Bürgerpflicht“, sagt Walter Ulbricht.

Prof. Thießen: Das ist die Forderung, das ist der Maßstab, der unserer Gesellschaftsordnung entspricht. Aber, schauen Sie sich doch die Praxis an. Uns bleibt noch viel zu tun, und, offen gesagt, es hemmt uns oft ein gewisser Konservatismus.

Frage: Konservatismus?

Prof. Thießen: Ich nenne die Dinge gern beim Namen. Deshalb sprach ich von „Konservatismus“. Daß er tatsächlich auftritt, ist hinreichend bekannt. Wo er herkommt? Nur in den allerseltensten Fällen von Böswilligkeit oder auch nur Gleichgültigkeit. Eine Ursache liegt gewissermaßen in der Natur der Dinge. Institutionen — ganz gleich, ob das Produktionsanlagen sind, eine wissenschaftliche Einrichtung, eine Schule, aber auch ein Organisationsgefüge — können sich wegen des materiellen Aufwandes an Investitionen nicht beliebig schnell ändern. Sie besitzen eine natürliche Trägheit und bleiben darum meist hinter den potentiellen Forderungen, die der Augenblick stellt, etwas zurück. Diese Art von Konservatismus, die aus dieser Ecke kommt, ist einigermaßen objektiv berechtigt.

Frage: Gilt das auch für die Produktion von Wissen und Erkenntnis? Von den physiologischen Voraussetzungen her gesehen gibt es doch eine derartige Trägheit der Gedanken nicht.

Prof. Thießen: Besser gesagt: brauchte es eigentlich nicht zu geben. Eine dynamische Trägheit auf diesem Gebiet ist durchaus naturgegeben. Das ist eher eine Frage der Gewohnheit, des Trainings und des allgemeinen Geistesklimas. Ein fortschrittlich denkender sozialistischer Mensch muß seinen materiellen Institutionen immer etwas voraus sein. Das gilt auch und besonders für den Funktionär einer Organisation oder einer staatlichen Dienststelle. Er muß seine Institutionen, seinen Apparat als solchen bereits als unzulänglich erkennen und so handeln, daß sich die nächste Stufe der Entwicklung geistig schon vorbereitet. Nur

ist das keineswegs immer so. Das kommt daher, daß Stand und Stellung, Wissen und Denkart mit erheblichen geistigen, moralischen und materiellen Opfern errungen worden sind. Wenn ein Mensch, wie man so sagt, „Herzblut gelassen hat“, dann betrachtet er das, was er erreicht hat, oft als einen Wertgegenstand, an den er nicht gern rütteln, geschweige denn ihn vom Podest heben läßt. Das ist ein emotionell begründeter Konservatismus, oft sehr begreiflich, sogar rührend, aber auf jeden Fall gefährlich.

Frage: Walter Ulbricht hat in der schon erwähnten Schlußrede zum Seminar sehr deutlich die Fortschritte registriert, die sich bei der Überwindung solcher Erscheinungen jetzt zeigen: „Wir sind froh darüber, daß in den Seminaren eine Atmosphäre der Unduldsamkeit gegenüber Erscheinungen der Mittelmäßigkeit und der Gewöhnung an den bestehenden Zustand geherrscht hat.“

Prof. Thießen: Das hat mich sehr ermutigt. Und wir werden desto größere Fortschritte machen, je mehr wir alle aufgewandte Mühe und bisherigen Erfolge zwar hoch achten, aber die Beurteilung einer Leistung heute davon abhängig machen, inwieweit Bestehendes und Gewohntes kritisch aufgearbeitet wird, um einen Schritt weiterzugehen. Nur damit wird stets der objektiven Forderung des Tages entsprochen. Wer es nicht fertigbringt, zum Frühstück auch ab und zu einige liebgewordene Arbeitshypothesen zu verspeisen, der sollte den Sport eigenwüchsigen Denkens aufgeben. Selbstverständlich können wir konservativistische Erscheinungen überwinden, und es gibt nichts, was wir dabei nicht aus dem Wege räumen könnten. Nur: Über die Erziehung und Selbsterziehung des einzelnen ist das allein nicht zu schaffen; denn hier spielen die kollektiven Beziehungsmechanismen eine große Rolle. Schließlich hängen unsere Gewohnheiten nicht nur davon ab, was und wie wir etwas selbst tun, sondern auch davon, was wir voneinander fordern und was wir nicht dulden. Und es ist auf jeden Fall auch eine Frage der politischen Orientierung. Der Träger einer Funktion, ich möchte das bewußt wiederholen, muß der Institution immer einen Schritt voraus sein. Er muß sie als ein notwendiges Werkzeug sehen. Ich wiederhole: Jede Institution hat eine gewisse Trägheit. Das muß man wissen, eindeutig erkennen und natürlich auch offen sagen: Sie wird als Institution nicht immer in den bestehenden operativen Formen bleiben. In Zukunft darf es auf keiner Ebene auch nur für Wochen oder Monate erlaubt sein, stillzustehen. Deshalb muß man stets so handeln, daß man die künftigen Änderungen im Zuge der politischen Dynamik schon vorab bearbeitet, vorausahnt, vorausschau — und auch seinen Handlungen zugrunde legt.

Frage: Mit anderen Worten, Sie fordern im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution von jedem einzelnen zunehmende Souveränität gegenüber den Produkten seiner Arbeit, der materiellen wie der geistigen.

Prof. Thießen: Ja vollauf! Für einen Naturwissenschaftler ist das eigentlich etwas vollkommen Selbstverständliches. Er ist immer gehalten, der stärkste Kritiker seiner eigenen wissenschaftlichen Resultate zu sein. Er muß sein eigener

stärkster Feind sein. Er muß für ein Argument, das er gefunden zu haben glaubt, sofort nach den Gegenargumenten suchen. Wir begegnen zwar manchmal der Auffassung, das verhindere die rasche Verwirklichung konzipierter Aufgaben. Das stimmt aber durchaus nicht.

Frage: Gilt die für den Naturwissenschaftler selbstverständlich gewordene Grundnorm unbesehen auch für die Gesellschaftswissenschaft und die Politik? Berücksichtigt werden müßte doch auf jeden Fall, daß der Forschungsgegenstand hier zugleich Subjekt in seinem Entwicklungsprozeß und Partner des Wissenschaftlers ist?

Prof. Thießen: Selbstverständlich gibt es da eine ganze Menge Besonderheiten. Der Gesellschaftswissenschaftler hat es zur Zeit schwerer; denn sein Erfahrungsbeweis kommt in der Regel sehr viel später und ist komplizierter. Zum Beispiel fehlt die Möglichkeit solcher Laborversuche, wie sie in der Naturwissenschaft zum Grundinstrumentarium gehören. Aber wir besitzen ja mit dem Marxismus, speziell mit dem historischen Materialismus, bereits eine den Besonderheiten der Gesellschaft adäquate wissenschaftliche Methode. Und wir würden noch wesentlich schneller vorankommen, wenn wir an alle gesellschaftlichen Fragen marxistisch herangehen würden. Sicher wäre es viel einfacher, wenn wir heute schon überall genügend Geräte für Datenaus- und Datenumwertung hätten, mit denen man im Handumdrehen einmal eine Folge von Gedanken optimieren kann.

Frage: Die Erfahrungen der Industrie besagen: Mit den Vorbereitungen für den Einsatz der Datenverarbeitung darf man nicht warten, bis die Anlagen montiert werden. Schon jetzt muß der gesamte Produktionsablauf darauf eingestellt werden. Das bringt schon jetzt hohen Nutzen. Für die EDV-Vorbereitung auf gesellschaftlichem Gebiet heißt das dafür sorgen, daß die kollektiven Beziehungen, der soziale Mechanismus unserer Gesellschaft, selbst als lebendige „Datenverarbeitungsmaschine“ immer besser funktionieren.

Prof. Thießen: Ich bin genau Ihrer Meinung. Und damit kommen wir wieder auf meine Ausgangsforderung, sich wechselseitig in den Argumenten ernst zu nehmen. Auch wenn dies zuweilen unangenehm scheint. Ich glaube sogar, gerade dann enthält sie meist einen interessanten Kern, mit dem man sich auseinandersetzen muß. Ein unangenehmes Argument von anderer Seite sollte man zumindest als Indikator für eine Schwäche der eigenen Argumentation ansehen. Ich erinnere mich, von Walter Ulbricht einmal in einer lebhaften Diskussion gehört zu haben: Man sollte sich darüber klar sein, daß in vielen Fällen auch in einer grob geäußerten Kritik ein Kern von einer unangenehmen Wahrheit stecken kann.

Wenn ich in meiner naturwissenschaftlichen Forschung einen Zusammenhang erkannt zu haben glaube, der mir besonders glatt eingeht, so muß ich immer dann besonders aufpassen, wenn sich eine Forderung ergibt, die mit dem Bisherigen nicht übereinstimmt, denn das ist meist der Keim des Neuen.

Frage: So zu handeln ist nicht immer sehr bequem.

Prof. Thießen: Aber sehr nötig. Äußerst selten verlaufen spontane Prozesse so, wie man sich es wünscht und wie es von der Gesellschaft gebraucht wird. Nur Bewußtseinshandlungen geben heute für das Tempo des Fortschritts den Ausschlag. Sprechen wir über wissenschaftlich-technische Revolution, so hört es sich oft an, als laufe sie gewissermaßen ohne unser Zutun ab, und wir müßten nur irgendwie mit ihr fertig werden. Das ist Unsinn! Die wissenschaftlich-technische Revolution und die ihr adäquate gesellschaftliche Entwicklung verlaufen überhaupt nur dadurch, daß wir fortgesetzt mehr oder minder ausgeprägte Bewußtseinshandlungen begehen. Dazu bedarf es geistiger Souveränität.

Frage: Das zeichnet die Persönlichkeit, den Schöpfer aus, das ist charakteristisch für den Hausherrn. Die Frage bleibt: Wie machen wir das ohne Zeitverlust zur massenhaften Erscheinung?

Prof. Thießen: Nicht zuletzt hängt das davon ab, wie wir die Intelligenz der Menschen fördern, und zwar nicht nur mit Worten, sondern in unserem geistigen Umgang mit ihnen. Ich muß Ihnen sagen, die sozialistische Presse trägt in diesem Punkte eine große Verantwortung. Nehmen wir nur die Tatsache, daß einige uns äußerst wichtige Begriffe wie Vorlauf, Weltniveau, Technologie usw. durch den ständigen publizistischen Gebrauch leicht Schlagwortcharakter bekommen — mit dem Ergebnis, daß nicht mehr darüber nachgedacht wird. Das ist eine gewisse Gefahr für die Ernsthaftigkeit unserer Kommunikation.

Für besonders wichtig halte ich eine ausreichende und in der Orientierung richtige Information über unsere Entwicklung. Ich weiß, das ist nicht einfach. Während der Erntearbeiten hat das aber sehr gut geklappt. Es gab da eine Reihe Störungen und Rückstände, die wurden mit Recht in der Presse genannt, und es wurden auch sofort Anregungen gegeben, was zu geschehen hat, um die Lage zu bessern. Leider gibt es auch recht Unerfreuliches. Es ist oft von der Bedeutung neuer Technologien die Rede. Die Presse widmet dem sehr viel Platz. Aber: Unter Technologie kann man sehr vieles verstehen. Wenn wir uns dem Fortschritt der Wissenschaft anpassen und ihn mitbestimmen wollen, dann interessieren uns am meisten die obersten Stufen der Technologie, d. h. vollkommen neue Verfahrensweisen und Verfahrenszüge, die der künftigen Automation Rechnung tragen. Aber das geschieht ja nur zum kleinen Teil. Überwiegend werden ja noch aus dem ganzen Fächer die untersten Stufen der Technologie, also die kleinen verfahrenstechnischen Änderungen herausgezogen, bei denen die Fortschritte auch sofort sichtbar sind. Wenn das dann in die Presse geht, gibt es für den Leser eine Summe von kleinen Fortschritten. Aber das ist ein ausgesprochen kleinkariertes Fortschreiten, und heraus kommt dann oft genug ein gewisser renommistischer Zug, der sich ganz und gar nicht mit dem Arbeitsstil und der Orientierung unserer Parteiführung verträgt. Walter Ulbricht hält es für erforderlich, offen auszusprechen, daß die Planvorschläge vieler VVB unzureichend sind und daß die Zunahme der Automatisierung in der metallverarbeitenden Industrie um etwa ein Prozent keinen Fortschritt, sondern in Wirk-

lichkeit Rückschritt bedeutet. Aus manchen Zeitungsartikeln aber kann man — zusammengekommen — den Eindruck gewinnen, als hätte es nur Fortschritte gegeben. Das ist bedenklich. Übrigens ein persönliches Wort: Ich halte das Zudecken von Problemen für eine besondere Form des Pessimismus.

Frage: Informationen über Probleme — das ist eine Seite. Haben wir aber nicht ebenso die Aufgabe, den berechtigten Stolz unserer Werktätigen auf ihre Erfolge zu wecken, sie zu größeren Leistungen zu ermutigen?

Prof. Thießen: Na schön. Aber wozu ermutigen wir dann oft? Das heißt nämlich: Braucht eure Zähne nicht mehr, macht aus dem Beefsteak 'nen falschen Hasen, der schmeckt zwar nicht so gut wie ein echter, sieht aber ganz anständig aus, und ihr braucht ihn nicht zu kauen. Nein, nein, wer so denkt, hat unsere Parteiführung nicht verstanden. Walter Ulbricht läßt sich offensichtlich nicht von diesen Bedenken leiten. Das beweisen mir seine letzten Reden sehr klar; denn er warnt eindringlich vor jeder Art von Selbstzufriedenheit. Ich sage Ihnen, diese harten Feststellungen werden nach meinen Erfahrungen noch viel zuwenig von denen gelesen und ernst genommen, die es am allermeisten angeht. Viele begreifen gar nicht, daß der Moment, in dem in jeder Beziehung die Karten auf den Tisch müssen, sehr schnell kommt. Das liegt im Wesen des Exponentialgesetzes, nach dem der Zuwachs unserer wissenschaftlichen Erkenntnis und der daraus abgeleiteten Produktionsmethoden sich gestaltet. Heute finden im Verlaufe von drei oder vier Jahren wesentlich mehr Veränderungen statt als früher in einem oder mehreren Jahrzehnten. Der Verdoppelungszeitraum des Wissens verkürzt sich. Das bedeutet: Heute muß jeder, der in einer verantwortlichen Stellung eine Entscheidung trifft oder etwas unterläßt, damit rechnen, daß er schon in etwa zwei oder drei Jahren dafür geradestehen muß. Wir sagen mit Recht, daß der Sozialismus auch um Westdeutschland keinen Bogen machen wird. Für den Eigenbedarf möchte ich hinzufügen: Unser sozialistischer Fortschritt wird nicht um einen einzigen Betrieb oder irgendein Gebiet unseres gesellschaftlichen Lebens einen Bogen machen. Trägheit rächt sich jetzt sehr schnell.

Frage: Dafür sorgt schon die Eigengesetzlichkeit der wissenschaftlich-technischen Entwicklung. Diese objektive Tendenz nährt aber zuweilen die Auffassung, die beiden heute nebeneinander existierenden Gesellschaftssysteme würden sich durch zunehmend ähnliche Entwicklungsformen einander angleichen. In der Konsequenz dieser Spekulation blieben dann zwischen Kapitalismus und Sozialismus nur Unterschiede konfessioneller Art.

Prof. Thießen: Ein Appeasement? Trotz monopolistischer Machtverhältnisse keine Ursachen mehr für politische Auseinandersetzung? Keine Kriegsgefahr? Kein Klassenkampf, weil der Wohlstand nun schon so groß geworden ist und die Antriebe erstickt? Ich bestreite das von Grund auf! Denn das würde bedeuten, daß es quasi-stationäre Zustände in der Volkswirtschaft gibt. Dynamische Systeme verschiedener Anstiegsraten können niemals zu statischer Ausgeglichenheit, zu einer Art von Quasi-Stabilität führen. Tatsächlich verglichen

wir dynamische Systeme. Eines von diesen, das kapitalistische, arbeitet aus sogenannten marktwirtschaftlichen Überlegungen mit gänzlich verschiedenartigen Steigerungsprinzipien. Es ist dabei durchaus möglich, daß differentiell in begrenzten Bereichen und kurzzeitig einander äußerlich ähnliche Erscheinungsformen beobachtet werden; aber in der gesamten Breite der volkswirtschaftlichen Entwicklung und den Zielsetzungen zeigen sich fortlaufend die stärksten Unterschiede. Sie sind prinzipieller Art und ideologisch begründet. Im sozialistischen System gibt es keine Technokratie, d. h. eine Art von Zwangsorientierung der Wirtschaft nach den Fortschritten der Technik. Diese schätzen wir im Sozialismus selbstverständlich sehr hoch ein und nutzen sie nach Kräften, aber nicht um wechselnde echte oder vermeintliche Marktbedürfnisse zu befriedigen, sondern um ideologische, humanistische Ziele zu verfolgen.

Auf den ersten Blick könnte es manchmal so aussehen, als ob etwa der Ablauf der wissenschaftlich-technischen Revolution und ihr Einfluß auf die Volkswirtschaft und einige äußerliche Lebensgewohnheiten zu ganz ähnlichen Folgerungen führen. Natürlich, die technischen Aspekte der Produktionsweisen werden sehr ähnlich. Aber das ist auch alles. Tatsache ist, daß Steigerungsraten in der kapitalistischen und sozialistischen Welt verschieden sind. Der Anstieg des Potentials in den USA ist heute noch verhältnismäßig hoch. Es ist aber bereits abzu-sehen, daß es nicht mehr beliebig steigen wird, und zwar deshalb, weil man sich der Sättigung nähert. Das Land ist erschlossen. Die Rohstoff- und Energiequellen sind im großen und ganzen bekannt. Es besteht innerhalb des kapitalistischen Gesellschaftssystems kein Anlaß, das Produktionsvolumen beliebig auszuweiten, weil dann auf irgendeine Art Preiseinbrüche erfolgen müßten. In der Sowjetunion gibt es derartige soziale und ökonomische Schranken nicht. Die Sowjetunion hat erst einen kleinen Teil ihres riesigen Potentials erschlossen. Aus den unterschiedlichen Anstiegswerten ergibt sich ein dynamisches Spannungsfeld zwischen den beiden Systemen, dem kapitalistischen und dem sozialistischen System. Ein quasi-stationäres Spannungsfeld kann es in diesem Zusammenhang nicht geben. In beiden Systemen treibt die Entwicklung der materiellen Basis auch die gesellschaftliche Entwicklung voran (dabei vernachlässige ich hier einmal absichtlich das bewußte Element der sozialistischen Gesellschaftslenkung), und sie geht in unterschiedliche Richtung. Im Kapitalismus muß die wissenschaftlich-technische Revolution, die Automatisierung, die Millionen von Menschen aus dem Produktionsprozeß wirft, den Klassenkampf anheizen. Bis zu revolutionären Formen! Sogar nach den formulierten Aussagen amerikanischer Soziologen ist der Kampf der Neger um ihre Menschenrechte in erster Linie ein Klassenproblem und erst in zweiter Ordnung eine Rassenfrage. Da und dort wird in der Publizistik der Vereinigten Staaten über die Sicherung von Existenz und Wohlstand auch der Arbeitslosen im kapitalistischen Staat geredet und geschrieben. Aber: Menschen, die öffentliche Unterstützung empfangen, deren Kinder von der Fürsorge gekleidet werden, die von anderen ernährt werden müssen,

sind vom Standpunkt der gesellschaftlichen Einstufung nicht nur relativ deklariert, sondern auch bereits absolut verelendet. Auch jene, die noch im Arbeitsprozeß bleiben können, spüren selbst im sogenannten Wohlstand jeden Regreß. Nun, die Menschen reagieren nicht so sehr auf systematische, langfristige Änderungen, als vielmehr auf die Änderung der Änderung (mathematisch ausgedrückt: auf den zweiten Differentialquotienten). Folge ist eine ständige Zunahme der sozial gedrückten Schichten. Die noch herrschenden Klassen registrieren mit großer Betroffenheit, daß in den mehr als 40 Millionen praktisch rechtloser Menschen sich das Bewußtsein entwickelt: Nur durch revolutionäre Handlungen können wir das Recht auf menschenwürdige Existenz erkämpfen.

Warum aber engagiere ich mich so sehr in der Ablehnung der Illusion von einem Appeasement? Das hängt sehr eng mit den Fragestellungen unseres gesamten Gesprächs zusammen. Man hat mich schon einige Male zur Ordnung gerufen, weil ich angeblich zu hart verfare in der Beurteilung äußerlich fortschrittlich denkender Politologen der kapitalistischen Welt. Es geht mir aber dabei gar nicht um eine Polemik als Selbstzweck. In ihrer Haltung finde ich durchaus viel Verantwortungsgefühl für das Schicksal der Menschheit. Es geht mir um unsere eigenen geistigen Auseinandersetzungen. Ihre Theorien sind doch — bei aller Ehrlichkeit und Gutwilligkeit — objektiv fromme Wünsche von der Vermeidbarkeit des Unterganges ihrer Gesellschaftsordnung. Durch Einfluß auf ängstliche oder auch nur zögernde Naturen, die es auch bei uns gibt, gefährden sie die notwendige klare und harte Auseinandersetzung. Wer sich an überlebte gesellschaftliche Vorstellungen angleichen will, wird nicht seine ganze Persönlichkeit, sein Wissen, sein Wollen, seinen Mut und seine Ungeduld für die praktische kollektive Ausarbeitung unserer sozialistischen Ordnung einsetzen. Wir brauchen das aber täglich.

Johannes Bobrowski
Fortgeführte Überlegungen

„Kommunismus — das ist: wo keiner nichts hat und keiner nichts weiß und wo alles gemeinsam ist.“

Das war eine stehende Redensart, an die ich mich aus meiner Jugend erinnere. Zugeschrieben wurde sie einem alten Gymnasialprofessor an der sehr alten, traditionsbewußten Schule, die ich besuchte. Sie wurde wiederholt mit einem amüsierten Zweifel an der Richtigkeit der Aussage, sicher ganz so, wie sie der Professor — ein stadtbekanntes Original — selber von sich gegeben hatte. Zu fragen blieb: Was ist an ihr dran? Aber gefragt worden ist nicht viel, im Bürgertum, in Deutschland, wo ich aufwuchs.

Immerhin: „Wo keiner nichts weiß . . .“, das stimmte so nicht. In der Handels- und Hafenstadt ließ sich die aus der dörflichen Kindheit gewohnte Abgeschlossenheit der bauerlichen Gesellschaft mit ihrer patriarchalischen Idylle (es gab in unserem Dorf keinen Gutsherrn) nicht aufrecht erhalten. Es gab Demonstrationen, Streiks, wir wohnten damals in einem Arbeiterviertel, es gab Begegnungen, Gespräche, Bekanntschaften mit Jungarbeitern. Es stellte sich heraus, daß es junge Leute in meinem Alter gab, die über Dinge, an die ich nie gedacht hatte, feste und einleuchtende Meinungen hatten: „Mehrwert“, „Zuwachsrates“. Darüber konnte man präzise, mit Papier und Bleistift, reden, da gab es Stichhaltiges. „Opium für das Volk“ — da gab es Streit, aber schon bald nach zwei Seiten: gegen die Atheisten und gegen die eigene Kirche. Das letztere war eine diffizile Geschichte. Da gab es die großen Krankenanstalten, in der Stadt und in der Provinz, kirchliche Stiftungen, mit Hingabe betreut, Sozialwerke. Das führte zu einer Befassung mit der Geschichte, mit der christlichen Urgemeinde, der Bergpredigt, im Taschen-NT wurden die Worte Christi, die sich auf die Armen bezogen, grün angestrichen, Christentum stellte sich heraus als eine „Ideologie der Armen“. Die atheistischen Gesprächspartner freilich hatten es leicht, unter Hinweis auf die historische Rolle der Kirchen, da von Romantik zu reden. Trotzdem, christliche Soziallehren gab es, Ketzerbewegungen, pauperes Christi, soziale Utopien, schließlich war man in Kaiserswerth, im Rauhen Haus, in Bethel, Angerburg, Carlshof angekommen. Einsichtig geworden, hatte man folgendes Bild dafür:

Eine Gebirgsstraße, eine schmale, kurvenreiche Fahrbahn, die eine Seite offen gegen den steilen Abhang. Die Christen also bauen ein Geländer oben. Und unten, für die Verunglückten eine Rettungsstation. Das ist, zugegeben, viel. Aber richtig wäre es, einen Tunnel durch den Berg zu hauen.

Also Umgestaltung der (sozialen) Verhältnisse, darauf lief es hinaus.

„. . . wo keiner nichts hat . . .“ — das mußte ja dann nicht so bleiben, bei veränderten Verhältnissen. Da gab es übrigens die Sowjetunion, einen großen Staat, der — freilich unter enormen Schwierigkeiten, wie man hörte — in Tätigkeit war. Ein paar Jahre später schon, 1941, erfuhr man seine Stabilität am eigenen Leib.

„. . . und wo alles gemeinsam ist . . .“ — das war, siehe Urgemeinde, ein Ideal, gegen das Tante Kowalewskis Meinung, da werde es für alle die gleiche Kleidung geben, nichts bedeutete. „Denk bloß, jeder geht mit dem gleichen Hut!“ Nein, das verschlug nichts. Die Leute haben alle verschiedene Köpfe, die Frisur richtet sich nach dem Haar, das auch unterschiedlich ist, — was heißt also: gleiche Hüte?

Einsichten, Überlegungen damals. Dann Erlebnisse im Kirchenkampf. Dann der Krieg. Arbeitsreiche Jahre in der Gefangenschaft, Bergmann im Donez-Becken. Heute?

Es ist seitdem eine Vielzahl sozialistischer Staaten entstanden. Ich lebe in einem solchen, täglich also mit Kommunisten, und also Atheisten, zusammen. Ich teile ihre Besorgnisse. Ich sehe den Antikommunismus, in unterschiedlichsten Formen. Und vergesse — über Zügen, die vielleicht als hysterisch abgetan werden könnten — nicht die tödlichen Gefahren, die er am Leben erhält und die er erweckt. Und dann: Hysterie, — da ist ein Achselzucken nicht erlaubt. Man weiß doch: Er ist hysterisch, heißt es. Und dann ist er plötzlich tot, gestorben — ohne krank gewesen zu sein, wie man sagt. Nur an seiner Hysterie.

Protokoll: Ulm im Schneider

Ein Modell

Die Donauhalle ist der größte Versammlungsraum in Ulm. Sie hat annähernd 3000 Plätze. Die NPD wollte sie für den 15. November 1967 mieten.

Darf die NPD in die Donauhalle? Leser sagen ihre Meinung (Schwäbische Donauzeitung vom 4. August 1967):

„Die NPD hat sicher viel Ähnlichkeit mit der NSDAP, das lehrt ein Vergleich des Parteiprogramms der NSDAP mit dem Manifest der NPD . . . Trotz all dieser Ähnlichkeit bleibt ein wesentlicher Unterschied. Die NPD bekennt sich zur Verfassung und zur Rechtsstaatlichkeit. Deshalb kann sie im Gegensatz zur KPD nicht einfach verboten werden. Solange die NPD auf dem Boden der Verfassung bleibt, kann sie nur mit den Mitteln der demokratischen Auseinandersetzung bekämpft werden . . . Verbote sind als undemokratisch abzulehnen . . .“
AL.

„Es ist meines Erachtens wohl selbstverständlich, daß der NPD die Benutzung der Donauhalle für ihre hintergründigen Zwecke von der Stadtverwaltung verwehrt werden soll. Wenn die KPD verboten ist, warum nicht auch die NPD? Deren versteckte Ziele halte ich noch für gefährlicher. Haben wir noch nichts gelernt aus der Vergangenheit?“ MK.

„Ich bin als Soldat der Meinung, daß man der NPD ohne Debatten und Meinungsumfragen die Donauhalle hätte vermieten sollen . . . Es muß doch zwangsläufig für den politischen Laien etwas Besonderes in dieser Partei geben, denn sonst würde man nicht so einen Wirbel um sie machen.“ PK.

Ulmer „Naturfreunde“ gegen Überlassung der Donauhalle an NPD (Schwäbische Donauzeitung vom 5. September 1967):

„Das Brechtwort: ‚Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch‘, könnte als Resümee über dem Referat von Klaus B. bei den Ulmer ‚Naturfreunden‘ stehen. Der Ulmer Stadtrat war zu dem Thema ‚Noch einmal Nationalismus in Deutschland?‘ eingeladen worden. In der Diskussion sprach sich die überwiegende Mehrzahl der Anwesenden dafür aus, jedes weitere Aufkommen des neuen Nationalismus in der Bundesrepublik zu verhindern. Sie sprachen sich dagegen aus, der NPD die Donauhalle zu überlassen . . .“

Protokoll: Ulm im Schneider

Kommentar der Schwäbischen Donauzeitung vom 4. August 1967: „... steht zu hoffen, daß Ulm sich seiner Verantwortung bewußt bleibt, daß die Stadtväter im Herbst eine Entscheidung treffen, die dem Ruf und der Verpflichtung dieser Stadt, der Stadt der Geschwister Scholl, gerecht wird.“

Aus einem Bericht des Rechtsamtes der Stadt Ulm an den Gemeinderat: „... Falls die Stadt Ulm eine Vermietung an die NPD ablehnt, muß sie bei der derzeitigen Einstellung der Gerichte damit rechnen, daß sie in einem Rechtsstreit wahrscheinlich unterliegen wird. Einen rechtlichen Strohalm für einen Prozeß bietet nach den Stuttgarter Vorfällen bei der NPD-Veranstaltung allenfalls der Hinweis auf die Gefahr der Zerstörung von Mobiliar. Zumindest müßte daraus die Konsequenz gezogen werden, daß der NPD Veranstaltungsräume nur gegen entsprechende Kautions- und Übernahme der Haftung für sämtliche Schäden vermietet werden.“

Am 3. Oktober 1967 lehnte der Gemeinderat der Stadt Ulm die Vermietung der Donauhalle an die NPD ab. Das Verwaltungsgericht Stuttgart verpflichtete die Stadt Ulm auf Antrag der NPD jedoch durch eine einstweilige Anordnung zur Vermietung der Halle an die NPD. Der Zweite Senat des Verwaltungsgerichtshofes Baden-Württemberg wies am 10. November die Berufung der Stadt gegen die einstweilige Anordnung ab.

Inserat: „Nationaldemokratische Partei Deutschlands, Kreisverband Ulm — Großkundgebung am Mittwoch, dem 15. Nov. 1967, um 20 Uhr, in der Donauhalle in Ulm. Es spricht: Adolf v. Thadden, MdL. Die Bevölkerung ist herzlich eingeladen . . . Unkostenbeitrag 2.— DM.“

Anzeige in der Schwäbischen Donauzeitung am 15. Nov. 1967: „Wo wird das enden? Ulmer Bürger, hört ihr auf sie? Sie trommeln wieder, sie rühren sich wieder, sie proklamieren hier und heute den nationalen Notstand. Sie wenden sich gegen ‚raumfremde Mächte, die die Völker Europas entmündigen‘, sie sind gegen ‚die Anerkennung der Realität der kommunistischen Eroberungen, gegen ‚das Erfüllen amerikanischer Wünsche‘, gegen den ‚Ungeist freudiger Unterwerfung‘ . . . Was soll das . . . Nicht durch Schlagworte aus der Nazivergangenheit werden wir die Trennung überwinden, sondern durch eine Politik des Friedens und der Aussöhnung mit unseren Nachbarn in West und Ost, die Geduld und gewiß auch Opfer von uns fordern wird . . . So fing es schon einmal an. Das Ende ist bekannt! CDU Ortsverband Ulm.“

Madrid, 30. Oktober 1967 (dpa). Bundesfinanzminister Franz Josef Strauß äußerte am Montag in Madrid Vorbehalte gegenüber „der in Mode gekommenen Suggestivparole“ von einer neuen Ära der Ost-West-Beziehungen. Bei einer Feier anlässlich des 50jährigen Bestehens der Deutschen Handelskammer für Spanien

warnte Strauß vor der Illusion, daß die Bundesregierung mit ihrer Friedenspolitik gegenüber dem Osten die grundsätzlichen Strategien des Weltkommunismus gegenüber Europa und Deutschland in absehbarer Zeit ändern könnte ... Die Sowjets wollten aus machtpolitischen und ideologischen Gründen am europäischen Status quo festhalten und versuchten alles, um die Gewinne der Kriegs- und Nachkriegspolitik abzusichern. „Die uns da empfehlen“, so meinte Strauß, „man müsse nur mutig in den Teich springen und kräftig schwimmen, dann komme man schon an das richtige Ufer, verkennen, daß die Bundesrepublik mit gefesselten Händen im Strom der Entspannung mitschwimmt.“ Strauß beleuchtete in seiner Rede auch das „Interesse und merkwürdige Doppelspiel“ der Sowjetunion und der USA. (Nach Frankfurter Rundschau).

Anzeige am 15. Nov. 1967: „Ulmer! Vergeßt nicht, wohin der Nationalismus das deutsche Volk geführt hat, und wie verantwortungslos und leichtfertig die Vaterlandsliebe der Deutschen mißbraucht wurde. Die NPD versucht, die Politik Hitlers zu rechtfertigen und die demokratischen Parteien erneut in Mißkredit zu bringen. Distanziert Euch deshalb von dieser Partei und bleibt ihren Versammlungen fern. SPD Ulm.“

Anzeige in der SDZ am 14. Nov. 1967:

„Protestdemonstration gegen die NPD. Schon einmal hat der Nationalismus die Demokratie zerstört und Deutschland in einen Trümmerhaufen verwandelt. Hat das noch immer nicht genügt? ... Wir fordern die Bevölkerung auf, in Solidarität mit dem Ulmer Gemeinderat gegen die NPD-Kundgebung in Ulm zu protestieren und an der Demonstration am Mittwoch, 15. 11., teilzunehmen. Ab 19 Uhr zeigen wir in einer Freilichtaufführung vor der Donauhalle Filmdokumente über die Folgen nationalsozialistischer Politik in Deutschland.

Für das Organisationskomitee: B., Jugendpfarrer; E., Schüler; H., Landgerichtsrat; K., Student; K., Vertreter; K., Ausbildungsleiter; K., Jugendkaplan; L., Kunsthistoriker; L., Student; M., Student; M., Gewerkschaftssekretär; P., Maschinenschlosser; R., Techniker.“

Einladungsschreiben: „Deutscher Gewerkschaftsbund Kreis Ulm (Donau). An alle Mitglieder des Vorstandes und Delegierte des DGB Kreis Ulm. Einladung zu einer wichtigen, gemeinsamen Kreisdelegiertenkonferenz der DGB Kreise Ulm/Neu-Ulm. Werte Kollegin, werter Kollege, die DGB Kreise Ulm und Neu-Ulm veranstalten am Mittwoch, dem 15. 11. 1967, um 19.30 Uhr, im Saal der Gaststätte ‚Mohren‘, Ulm, eine wichtige, gemeinsame Kreisdelegiertenkonferenz. Thema: Der Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik. Referent: Eugen Loderer, Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes Landbezirk Baden-Württemberg. Im Hinblick auf die großen Gefahren, die der Rechtsradikalismus in sich birgt und die besondere Bedeutung dieser ersten gemeinsamen Kreiskonferenz, bitten wir alle Delegierten um vollzähliges Erscheinen. Mit kollegialem Gruß Deutscher Gewerkschaftsbund Kreis Ulm (Donau), gez. W.“

Schwäbische Donauzeitung vom 17. Nov. 1967: „Während am Mittwochabend vor und in der Donauhalle der Teufel los war, sprach im Mohrensaal der DGB-Landesvorsitzende Eugen Loderer in entspannter Atmosphäre über den Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik ...“

Aus der SDZ vom 16. 11. 1967:

„Demonstranten: ‚NPD — raus aus Ulm.‘

Bereits gegen 19 Uhr, also eine Stunde vor dem regulären Beginn der Veranstaltung, hatten sich vor der Donauhalle etwa zwei- bis zweieinhalbtausend Demonstranten — meist junge Leute — eingefunden. Sie trugen Transparente mit ‚NPD — raus aus Ulm‘, ‚Nie wieder KZ Kuhberg‘, oder ‚50 Millionen Kriegstote sind genug‘.

Obwohl Regen eingesetzt hatte, wurde die Menge vor den Eingängen der Donauhalle immer größer. Der evangelische Jugendpfarrer B. versicherte, es handle sich bei dieser Demonstration weder um Schwarz-Weiß-Malerei, noch um Nationalmasochismus. Die jungen Leute seien es nur leid, mit verschwommenen Begriffen wie Ehre, Treue oder Vaterland traktiert zu werden ... Die NPD, sagte der katholische Jugendkaplan K., betreibe mit unterschwelligem Gefühlen Demagogie und bewußte Irreführung ... Man müsse die NPD demaskieren. Man könne sie nämlich nicht mehr ignorieren oder totschweigen. Es sei Zeit, mit der Harmlosigkeit Schluß zu machen. Dr. W. L. vom Ulmer Museum forderte die Besucher der NPD-Veranstaltung auf, sich ihren klaren Verstand zu bewahren. Die NPD versuche, das Denken auszuschalten. Dem müsse man sich widersetzen ... Auch Landgerichtsrat H. warnte nachdrücklich vor den Gefahren der neuen Rechtspartei. Wer schweige, mache sich mitschuldig. Man dürfe sich nicht auf den Staat verlassen, sondern müsse bereit sein, die Demokratie ‚mit Klauen und Zähnen‘ zu verteidigen.

Die Demonstranten vor der Donauhalle formierten sich immer wieder zu Sprechhören und besetzten die Eingänge zu der Halle. Als die Halle von der Polizei gegen 20.30 Uhr freigegeben wurde, mußten einige der Demonstranten mit Gewalt aus dem Weg geräumt werden.“

Aus dem Versammlungsbericht der SDZ vom 16. 11. 1967:

„NPD-Versammlung mit einer Stunde Verspätung. Thadden konnte sich kaum verständlich machen. Rauchbomben füllten gestern abend die Donauhalle mit dichtem Qualm. Die Großkundgebung der NPD, gegen die sich die Stadt Ulm bis zur letzten Minute gewehrt hat, begann mit über einstündiger Verspätung und verlief unter heftigen Protesten von rund 4000 meist jugendlichen Demonstranten. Adolf von Thadden, der die Stadt Ulm und seine politischen Gegner beleidigend scharf attackierte, konnte sich oft nur mit Mühe verständlich machen. Während seiner Rede explodierten im Saal immer wieder Rauchbomben, gab es Schlägereien und erregte Diskussionen im Publikum. Thadden brach seine Rede nach knapp 45 Minuten ab.

Ehe die Halle gestern abend für die Veranstaltung der NPD geöffnet wurde, war es zu einem dramatischen Ringen zwischen der Stadtverwaltung Ulm und den Vertretern der NPD gekommen. Wie der Stadt gestern bekannt geworden war, hatten sich zwei Versicherungsgesellschaften geweigert, den vollen Versicherungsschutz für die Kundgebung zu übernehmen. Die NPD beauftragte daraufhin einen Stuttgarter Rechtsanwalt, der Mitglied des dortigen Kreisverbandes ist, den von den Versicherungen abgelehnten Schutz in Form von Bürgschaften beizubringen. Wenige Minuten nach 20 Uhr überreichte der Stuttgarter NPD-Anwalt Bürgermeister Dr. L. ... Bürgschaften ... Bürgermeister Dr. L. gab daraufhin die Halle für die NPD frei.

20.04 Uhr — in der Halle: Die Protestchöre vor der Donauhalle werden durch die Wände stark gedämpft ...

20.13 Uhr. NPD-Bezirksvorsitzender Horst G. ruft in die Stille: „Auf, alle Saalordner an die Türen!“ 20.18 Uhr. G.: „Wir können nicht aufmachen. Bei dieser Situation eine Entscheidung zu treffen, ist unwahrscheinlich schwierig.“

20.34 Uhr. Der Anruf ist gekommen: Halle freigegeben. Ordner und Polizei formieren sich. 20.37 Uhr. G. rennt von einer Gruppe zur anderen: „Aufmachen, macht die Türen auf; nur wer Karte hat, kommt rein.“ Wie eine Riesewoge schwappen die Wartenden über die Ordner und Polizisten, die Männer werden gegen die Wand und die Glasscheiben gedrückt, die Menge überrollt sie. Plakate werden heruntergerissen, Stinkbomben werden geworfen, zertrampelt, einer fällt hin, ein zweiter zieht ihn mit, ein Langmahniger wird gegen den Türpfosten gedrückt, die Lippe springt auf, er blutet, einer will ohne Karte durchgehen, er wird zurückgedrängt, haut um sich, die Ordner zerren ihm die Weste vom Leib, zwei Polizeibeamte tragen einen Bewußtlosen zum Saniraum. In Minuten ist die Halle brechend voll ...“

Aus den Notizen eines Augenzeugen:

„Ich kam um 19 Uhr dort an. Es waren, ganz grob geschätzt, etwa 800 bis 1500 Menschen vor der Halle. Gegen 20 Uhr hin nahm die Zahl zu. Überwiegend waren es zunächst Gegner der NPD. Diese nahmen aber nach Schließung der Gegenkundgebung stark ab. Besonders die Gesetzteren gingen fort. Die zwei Türen an der Halle waren je von mehreren hundert Leuten dicht belagert. An der südlichen Tür überwogen die Gegner, an der nördlichen die Anhänger der NPD. Die Stimmung heizte sich allmählich auf. Ich geriet einmal in die Traube vor der südlichen Tür und arbeitete mich wieder heraus. Als die Öffnung der Halle durch Lautsprecher angekündigt wurde, ging ich zum nördlichen Eingang. Ohne daß irgendjemand Kommando gegeben hätte, drückten alle gemeinsam durch die Türen, also auch die Gegner der NPD. Eine Kartenkontrolle fand nicht statt. Das war etwa um 21 Uhr. Ich ging an das hintere Saalende, wo die meisten NPD-Gegner umherstanden. Als Thadden das Wort ergriff, wurde es lauter und lauter. Die ersten Rauchbomben gingen los unter dem Jubel der

NPD-Gegner. Besonders laute Rufer wurden von Ordnern hinausgeführt, später auch Leute, die bloß Zwischenrufe machten und dabei einzeln standen. Einzelne Gegner behinderten die Ordner. Manche Ordner schlugen auf die Hinausgeführten. Ich sah insbesondere einmal, wie ein Ordner von unten her auf einen schlug, den zwei oder drei andere Ordner ungehindert hinausführten. Um solche Szenen herum bildeten sich zunehmend Gegnergruppen, welche die Ordner von den Türen abzudrängen suchten oder ‚Schläger! Schläger!‘ riefen. Währenddessen gingen in der vorderen Hälfte des Saales weitere Rauchbomben los. Die Polizei hielt sich während der ganzen Zeit an den hinteren Türen auf und ging nur gegen Ende der Veranstaltung in den Saal hinein, als sich die Beschwerden gegen die Ordner mehrten.“

Aus dem Versammlungsbericht der „Neu-Ulmer Zeitung“ vom 17. 11. 1967: „Rüde Schlägermethoden entlarven NPD.“

... Die NPD hatte sich Verstärkung aus ‚kampfgeübten‘ bayerischen Gebieten geholt; die Saalordner bewiesen auch prompt ihre Schlagkraft. Meist zu zweit. Ein Wort genügt, oder — man steht etwa am ‚falschen Platz‘ und schon wird man aufgefordert, zu ‚verschwinden‘. Wer’s nicht tut, der muß eben dran glauben, wie zum Beispiel ein junger Mann, auf den sich zwei parteizugehörige ‚Ordnungshüter‘ mit weißer Armbinde stürzten. Der drohenden Übermacht zeigte sich der Demonstrant nicht gewachsen, er wird niedergerissen. Noch im Fall wehrt er sich, aber schon ist ‚bayerische Unterstützung‘ zur Stelle, zerrt den NPD-Gegner an den Armen und schleift ihn am Boden entlang. Die ‚Zuschauer‘ werden geschickt abgedrängt, ebenso die Kameramänner des Fernsehens. ‚Eine altbekannte Art!‘ brüllt ein Mann und kann sich gerade noch in Sicherheit bringen, ehe sich zwei, drei aufgebrachte NPD-Leute — etwa Jahrgang 1920 — auf ihn werfen wollen. Inzwischen wird der Demonstrant zum Ausgang gezerrt. Die blauen Flecken von etlichen Fußtritten werden ihm ein ‚ewiges Andenken‘ sein.

‚Schlä — ger! Schlä — ger!‘ ‚Im Polizeigriff‘ führt ein NPD-Mann einen jungen, langmahnigen Demonstranten ab. Rechts und links Saalordner-Unterstützung. Der NPD-Ordnungsbeflissene hat also beide Hände ‚frei‘, um die Handgelenke des jungen Studenten zu ‚massieren‘. Die Polizei greift ein, es kommt zum Handgemenge. ‚Schlä — ger! Schlä — ger!‘ Die Zahl der Beispiele ließe sich beliebig vermehren. Die Jugendlichen sind zurückgedrängt. Ein Polizeikordon hält sie am äußersten Ende der Donauhalle in Schach. ‚Schlä — ger! Schlä — ger!‘ Es kommt zu Handgreiflichkeiten. Die Sprechchöre sind beim Rednerpodium nur noch schwach zu vernehmen. ‚Bubi‘ redet mit stoischer Ruhe weiter, nur seine Finger zittern ein wenig. Er kann sich der Innen- und Außenpolitik widmen ...“

Aus dem Bericht des Rechtsamtes der Stadt Ulm an den Gemeinderat am 28. 11. 1967: „... Es waren für die Veranstaltung 153 Polizeikräfte und dazu noch 12 Kriminalbeamte eingesetzt ... Außerdem hatte die NPD die Auflage, 45

Saalordner zu stellen. Gestellt wurden 40 Saalordner, davon kamen 20 aus München, weil sie in Ulm nicht zur Verfügung standen. Die Gegendemonstration begann um 19 Uhr und dauerte bis 19.45 Uhr. Wie Augenzeugen und Presse übereinstimmend berichtet haben, ist diese Gegendemonstration geordnet verlaufen. Sie war auch ordnungsgemäß beim Amt für öffentliche Ordnung angemeldet . . . Die NPD-Versammlung selbst begann um 21 Uhr. Die Stimmung war durch die verspätete Öffnung der Donauhalle gespannt, sie wurde im Saal drinnen noch gespannter, was zu einem großen Teil auf die Äußerungen der Redner zurückzuführen ist . . . Während der Versammlung fielen insgesamt . . . vier bis fünf Rauchkörper, drei Rauchkörper wurden nach der Veranstaltung gezündet, vor der Veranstaltung sollen zwei Rauchkörper an der Eingangstür gefallen sein . . . Insgesamt wurden von der Polizei bisher 40 Personen im Zusammenhang mit der NPD-Versammlung vernommen . . . Bei den Rauchkörpern handelte es sich nach den Feststellungen der Polizei ausschließlich um selbstgebastelte Rauchkörper, sie stammten nicht — wie behauptet worden war — aus Holland und wurden auch nicht hier gekauft . . . Es ist folgender Sachschaden bei der NPD-Veranstaltung entstanden: Eine Türfüllung wurde eingedrückt, eine Türklinke abgerissen, einige Stühle wurden beschädigt.

. . . (aus der chronologischen Zusammenstellung betreffend Versicherung und Bürgschaft für Sachschäden:) . . . kam um 11.30 Uhr ein Fernschreiben der Versicherungsgesellschaft, daß die Veranstaltung bis zu 100 000.— DM für Sachschäden an Personen und bis zu 1 Million DM für Personenschäden versichert sei, nicht aber für Sachschäden an der Halle und am Mobiliar sowie für Feuer- und Explosionsschäden. Der NPD-Vorsitzende wurde davon sofort unterrichtet, es wurde ihm vorgeschlagen, nach einer Ersatzlösung zu suchen, beispielsweise Bankbürgschaft, Sicherheitsleistung oder selbstschuldnerische Bürgschaft durch eine oder mehrere Personen . . . Um 17.30 Uhr hat dann Rechtsanwalt S. aus Stuttgart angerufen und angekündigt, daß er eine Bürgschaft von 10 000.— DM bebringe . . . Um 19.10 Uhr bat Bürgermeister Dr. L. die Polizei, die vor der Donauhalle Wartenden durch Lautsprecher auf die Nichtöffnung der Donauhalle aufmerksam zu machen. Das geschah dann auch, worauf eine Beruhigung eintrat. Gegen 20 Uhr hat sich der Druck der Wartenden auf die Donauhalle verstärkt. Die Massen drängten vorwärts, so daß die Eingangstür der Halle von innen stärker geschützt werden mußte . . . Gegen 20.10 Uhr traf Rechtsanwalt S. mit der Bürgschaft auf dem Rathaus ein. Die uns vorgelegte Bürgschaft entsprach . . . noch nicht voll den Voraussetzungen im Mietvertrag, die Sicherheitsleistung für Feuer- und Explosionsschäden war nicht enthalten. Wir haben dann schließlich eine persönliche Bürgschaft von Rechtsanwalt S. akzeptiert . . .“

SDZ vom 17. 11. 1967: „Das Dilemma wurde zum Verhängnis. Unterschätzte die Polizei die Wirkung der Rauchbomben bei der Ulmer NPD-Kundgebung? Der Ulmer Fotoreporter Ewald Kley (46) ist tot. Kley, der am Mittwoch beruflich an der NPD-Kundgebung in der Ulmer Donauhalle teilnahm, starb — wie es bis jetzt heißt — an den Folgen einer Rauchvergiftung. Kley wurde, so NPD-Chef v. Thadden gestern in Nürtingen, ein Opfer ‚bornierter Kräfte‘. Ist es borniert, gegen die NPD . . . zu demonstrieren? Demonstranten hatten die Rauchbomben geworfen. Sie protestierten gegen eine Organisation, deren Parolen denen der Nationalsozialisten ähneln. Hunderte von Polizisten sahen zu, wie die Rauchkörper explodierten. Die Beamten hielten sich zurück. Offensichtlich gewarnt durch die Vorfälle in Berlin, wo der demonstrierende Student Ohnesorg durch die Kugel eines Polizisten starb, wollten sie offenbar nur bei äußerster Gefahr eingreifen. Das Dilemma wurde zur Katastrophe. Gerade weil sie nicht eingriffen und die von Qualm gefüllte Halle räumen ließen, starb ein Mensch. Als am 14. Januar dieses Jahres in einer Kundgebung im Stuttgarter Gustav-Siegle-Haus Rauchbomben losgingen, löste der Stuttgarter Polizeirat Erich Renke die Veranstaltung auf. Nicht aufgelöst hat dagegen der Ulmer Polizeirat Karl Barth die Veranstaltung, als am Mittwochabend in einer NPD-Kundgebung in der Ulmer Donauhalle ebenfalls Rauchbomben hochgingen . . .

Hätte die NPD die Veranstaltung schließen müssen? Wäre es an der Polizei gelegen, die Veranstaltung nach den ersten Tumulten aufzulösen? Zunächst berichteten Augenzeugen, daß einzelne Polizeibeamte gesehen haben mußten, wie rigoros NPD-Saalordner und NPD-Anhänger mit Demonstranten umgingen: Ein NPD-Ordner stieß einen jungen Demonstranten wutentbrannt mit aller Wucht zur hinteren Tür hinaus, an der einige Polizeibeamte standen — er wurde nicht gerügt. Nicht einmal gerügt wurde auch ein NPD-Anhänger, der sich von vorn auf einen ebenfalls jungen Demonstranten stürzte und ihn würgte, obwohl der junge Mann sich im Griff von zwei Saalordnern befand und völlig wehrlos war . . . Im Gegensatz zu NPD-Veranstaltungen an anderen Orten fiel diesmal eines auf: die NPD-Saalordner, von denen viele aus München kamen, gaben sich gewalttätiger. Doch die Rauchbomben, die aus Holland importiert worden sein sollen, sind von Demonstranten geworfen worden, daran läßt sich wohl nicht zweifeln. Zwei wahrscheinliche Rauchbombenwerfer waren bis gestern Abend von der Polizei ermittelt.“

SDZ vom 18. 11. 1967: „Protest ja — Rauchbomben nein. Verantwortliche für Demonstration nahmen Stellung. — NPD: Gar böse Absicht? ‚Wir hatten zur Ruhe und Besonnenheit vor der Donauhalle aufgerufen. Wir hatten den Demonstranten empfohlen, nicht in die Donauhalle hineinzugehen! Das ist der Tenor von Stellungnahmen, die gestern auf unseren Wunsch Verantwortliche für die Demonstration gegen die NPD . . . abgaben . . .

Landgerichtsrat H.: Ich bin zutiefst betroffen über den tragischen Tod des Journalisten Ewald Kley . . . Die Veranstalter der Protestdemonstration haben

zu einem gewaltlosen Protest vor der Donauhalle und vor Beginn der NPD-Kundgebung aufgerufen . . . Diese Protestkundgebung . . . war lange vor Beginn der NPD-Kundgebung beendet. Wir hofften, auf diese Weise der Empörung über das Auftreten einer eindeutig neonazistischen Partei in angemessener Weise Ausdruck zu geben und in geordnete Bahnen zu lenken. Wenn nun eine Anzahl Jugendlicher glaubte, in eigener Initiative auch innerhalb des Saales gegen die NPD demonstrieren zu müssen, so stelle ich mich hinter den moralischen Willen dieser Jugend, einer Neubelebung des nazistischen Ungeistes entschlossen entgegenzutreten, auch wenn sie dabei in der Wahl der Mittel offensichtlich zu weit gegangen ist. Schuld an diesen Vorfällen ist in erster Linie das provokatorische Auftreten der NPD, die nach allem, was wir erlebt haben, derartige Proteste geradezu herausfordert. Schuld sind auch die politischen Kräfte in der Bundesrepublik, die seit Jahren den Boden für die NPD vorbereitet haben und durch ihre laue und inaktive Haltung gegenüber der neu herausziehenden Gefahr die politisch engagierte Jugend in zunehmendem Maße enttäuschen.“

SDZ vom 18. 11. 1967:

„Die unmittelbare Ursache für den Tod des . . . Fotojournalisten Ewald Kley war ein Herzinfarkt. Weitere Untersuchungen müssen ergeben, inwieweit Raucheinwirkungen, die er in der Donauhalle erlitten hatte, an seinem Tod mitschuld sind . . . Nur dies ist bisher bekannt: Ewald Kley erklärte dem behandelnden Arzt, ihm sei ‚eine Rauchbombe direkt vor die Füße gefallen‘ . . .“

„. . . Herzinfarkt. Dies wurde gestern abend als vorläufiges Obduktionsergebnis bekanntgegeben . . . Bis zur Obduktion hatten die Ärzte angenommen, daß eine Rauchvergiftung direkte Todesursache gewesen sei . . .“

SDZ vom 18. 11. 1967:

„. . . Oberstaatsanwalt Dr. T. sagte gestern nachmittag auf Anfrage, es wäre wohl richtig gewesen, die Versammlung zu schließen, nachdem in der NPD-Kundgebung Rauchbomben geworfen worden waren und die Situation sich zugespitzt hatte. Aber ‚ob dies der Polizei vorwerfbar sei‘, bezweifle er.“

SDZ vom 25. 11. 1967:

„Ulmmer Vorfälle vor dem Landtag. ‚Die Polizei kann Versammlungen schließen und mit polizeilichen Maßnahmen für Ordnung sorgen, wenn für die Versammlungsteilnehmer eine Gesundheitsgefährdung besteht‘. Dies erklärte der baden-württembergische Innenminister Krause gestern im Landtag auf eine mündliche Anfrage des CDU-Abgeordneten Weng . . . Krause: ‚Nach dem Versammlungsgesetz kann eine Versammlung aufgelöst werden, wenn sie einen gewalttätigen oder aufrührerischen Verlauf nimmt oder wenn eine unmittelbare Gefahr für Leben und Gesundheit der Teilnehmer besteht . . . Die Versammlung ist nach Zündung der Rauchkörper noch nicht aufgelöst worden, weil die Rauch-

entwicklung in der Donauhalle zwar als lästig, nicht aber als gesundheitsgefährdend beurteilt worden ist. Die bisherigen Ermittlungen bestätigen die Richtigkeit dieser Beurteilung.“

Kommentar der SDZ am 16. 11. 1967:

„. . . Rauchbomben und organisierte Störung sind alles andere als erfreuliche Mittel der politischen Auseinandersetzung. Und vielleicht verhelfen sie wirklich der NPD zu unverdienter und gefährlicher Publizität . . . Wir gehen mit all denen einig, die nicht anders können als aus politischer Überzeugung und demokratischem Engagement heraus lautstark zu protestieren: Besser den Hohn oder den Vorwurf in Kauf nehmen, da und dort zu viel getan zu haben, als eines Tages erkennen zu müssen, wie falsch es war, durch Schweigen nicht schon den Anfängen gewehrt zu haben . . . Wir lehnen nur ab, was da und dort möglicherweise nur aus bloßer Lust am lautstarken, spektakulären Auftritt geschah. . . . Saalordner(n), die teils eben ihre Pflicht als Parteigenossen taten, teils aber auch offensichtliche Schlägererfahrung mit Wonne an den Mann brachten . . . machten die Rauchbombenrechnung auf ihre Weise mehr als quitt.“

SDZ vom 21. 11. 1967:

„Für den Solidaritätsfonds für (die Witwe von) Ewald Kley haben die Neu-Ulmer Kreisverbände des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der IG Metall zwei Sonderkonten eröffnet . . .“

„Wir sind vom Tod des Journalisten Ewald Kley zutiefst erschüttert. Sein Tod ist uns Anlaß alle demokratischen Kräfte aufzurufen, einem neuen Radikalismus zu wehren, der unsere junge Demokratie bedroht. CDU Ulm.“

SDZ vom 25. 11., 30. 11. und 7. 12. 1967: „Leser zu den Vorfällen in der Donauhalle.“

„Suchen Sie jetzt bitte nicht die Schuld auf die NPD abzuschieben, gehen Sie zu den Herren, die die roten und christlichen Rollkommandos bestellt haben . . . Wir befinden uns auf der Vorstufe zur roten Stadtübernahme; nun, wenn Ihr es so wollt, die roten Bosse reiben sich schon die Hände . . .“ L.

„Es ist für mich als Soldat, der ja auch unter anderem die Rechtsstaatlichkeit verteidigen soll, beschämend zu wissen, mit welchen makabren Mitteln in unserm Standort diese Rechtsstaatlichkeit unterdrückt wird. . . . Wir wollten hören und sehen, sonst nichts! Was wir sahen, hat uns genügt. Was glauben Sie, wie sich viele von uns bei der nächsten Wahl entscheiden?“ Oberfeldwebel P. K.

„Es hilft alles verlegene Strampeln nichts: Nicht die juristische, aber in vollem Maße die moralische Verantwortung für den Tod des Ewald Kley tragen alle diejenigen, die die Stimmung unter den Demonstranten schon seit längerer Zeit angeheizt und die diese Jugendlichen zu der Demonstration geführt haben . . .“ Oberleutnant G. K.

„. . . hätten sie sich ordentlich formiert, einen oder wenige Sprecher gewählt,

hätte diese Abordnung in einem anständigen und höflichen Ton Herrn Adolf von Thadden gebeten, einige Fragen zu beantworten, so wäre das Verhalten und die Sympathie von jedem Unvoreingenommenen auf Seite der meist jungen, meist nicht konsequenten Demonstranten gewesen . . .“ M.

„. . . Noch nie konnten politische Richtungen mit Gewalt, Terror und Krach gebremst werden und bewirken das Gegenteil: Propaganda für den Gegner.“ W.
 „. . . Es muß klargestellt werden, daß nicht die angeblich radikale NPD schuld an diesen bedauernswerten Vorfällen ist, sondern in erster Linie das skandalöse Verhalten der Ulmer Stadtverwaltung, die Unfähigkeit der Polizei, der es nicht gelang, oder besser gesagt, nicht gelingen durfte, die rosaroten Radaubrüder (Studenten und DGB-Rabauken) zu zerstreuen, bevor sie Unheil anrichten konnten.“ H., Wilhelmsburgkaserne.

„. . . Es ist völlig richtig, daß man mit Sprechhören und Rauchbomben die NPD vom politischen Leben in der Bundesrepublik nicht ausschalten kann und die Anwendung gesundheitsschädlicher Mittel ist sowieso abzulehnen, aber ist diese Art von Demonstrationen nicht eine direkte Folge des Versagens unserer Regierung, der Staatsanwaltschaften, die eine allwöchentliche Verhetzung durch die ‚Soldatenzeitung‘ zulassen, und unserer demokratischen Parteien, die in wesentlichen Punkten seit Jahren eine verfehlte Politik betreiben? Was bleibt denn unter solchen Umständen den jungen Menschen übrig, die ihren Unmut über diese neue Form des Nationalismus und der Verhetzung und ihren Willen, eine zweite Auflage des Nationalsozialismus und einen dritten Weltkrieg zu verhindern, manifestieren wollen, als zunächst einmal zu schreien, um die Wohlfühlbürger aufzuwecken?“ M.

„Mit Genugtuung kann ich heute feststellen, daß unsere Jugend nicht geneigt ist, die Fehler der Weimarer Zeit ein zweites Mal zuzulassen. Ich halte deshalb jedes Mittel für legal, das geeignet ist, den braunen Spuk so bald als möglich zu beenden. Wir sollten uns in diesen Bemühungen auch nicht durch die Behauptung der NPD-Funktionäre beirren lassen, jede Gegenaktion bringe ihrer Partei neuen Zulauf . . .“ V.

Anzeige der NPD im „Ulmer Wochenblatt“ (Anzeigen-Organ) v. 23. 11. 1967: „Ulmerinnen und Ulmer! Wer hat die Jugend unserer Stadt zu Tätlichkeiten gegen ihre Mitbürger aufgerufen? Die Agitation für die Anwendung von Rauchbomben und andere brutale Formen der ‚Aufrüttelung‘ im Kampf gegen Bürger und Elternschaft begann mit einer Veranstaltung der Ulmer Volkshochschule am 27. Oktober 1966 im Kornhaussaal. Bezahelter Lehrmeister: de Vries, Provo(ka-teur), Amsterdam, ‚Ulm wäre gut dafür‘. Örtlicher Aufheiz: Dommermuth, lehrt an der Ulmer Volkshochschule . . . Hier Jungbürgerfeiern — dort Aufruf zu gewaltsamer Provokation — beides im Rahmen öffentlicher Institutionen. Wer hat es möglich gemacht, daß nach offizieller Beendigung der Demonstration ‚diese Jugend in der Wahl der Mittel offensichtlich zu weit gegangen ist‘ (LGR H.)? Dies ist vorwiegend das Verdienst von Herrn Bürgermeister Dr. L. . . .

Durch hinhaltende Verhandlungen in letzter Stunde trotz vorher abgeschlossenen Mietvertrages und durch Verweigerung des Zuganges zur Schalterhalle hat er den geplanten Abzug der Demonstranten erschwert und eine geordnete Kartenkontrolle und Platzverteilung seitens der Versammlungsleitung verhindert. Schüler, Jungarbeiter, Lehrlinge, Studenten! Wir haben Eure Flugblätter gelesen und haben am Mittwoch abend in vielen Eurer Gesichter den Ausdruck von Haß und Wut gesehen. Wir bitten Euch: Tretet heraus aus dem Märchenwald Eurer Vorurteile, in den Euch manche Eurer Erzieher und Betreuer geführt haben! Sprecht mit uns, wir wollen mit Euch sprechen, auch mit Euren Führern und Geistlichen! . . .“

Amtsblatt (Stadt- und Landkreis Ulm) vom 14. 12. 1967. Aus dem Bericht über die Gemeinderatssitzung am 28. 11. 1967:

„Stadtrat Dr. E. (CDU): . . . Er wehre sich mit Entschiedenheit dagegen, daß durch Gewalt und Terror Versammlungen ausfallen und von der Polizei verboten werden müssen. Heute sei es eine NPD- und morgen eine andere Veranstaltung. Der Gemeinderat dürfe hier nicht nachgeben. Es dürfe auch an eine Veranstaltung der Ulmer Volkshochschule erinnert werden, wo der durch das Werfen von Rauchbomben bei der Hochzeit der holländischen Kronprinzessin bekannt gewordene Provo de Vries extra nach Ulm geholt worden sei, um der Ulmer Jugend den Umgang mit Rauchbomben beizubringen. . . . Durch solche Terrormethoden, wie sie in letzter Zeit bei Veranstaltungen in Berlin und anderen Orten der Bundesrepublik von bestimmten Gruppen angewendet worden sei, werde die Bundesrepublik seiner Ansicht nach auf den Weg der Vietnamisierung gedrängt. Diese Gruppen hätten einen Popanz wie die NPD geradezu notwendig. Sie wollten eine Diktatur und einen neuen Terror. Der Terror habe in Deutschland bisher nicht von rechts, sondern von links eingesetzt . . .“ „Einstimmig wird beschlossen: Der Gemeinderat spricht Bürgermeister Dr. L., Rechtsrat A. sowie Veranstaltungsdirektor J. und seinen Mitarbeitern das volle Vertrauen für ihr Verhalten am 15. 11. 1967 aus.“

dpa/UPI 26. 12. 1967 (nach Frankfurter Rundschau):

„. . . Bundesinnenminister Lücke hält gegenwärtig ein Verbot der NPD nicht für möglich. In einem Interview mit der ‚Rundschau am Sonntag‘ sagte er, die Partei werde beobachtet, ein Antrag auf ihr Verbot werde gestellt werden, sobald das vorhandene Material ausreiche. Der Minister fügte hinzu: ‚Derzeit reicht das vorhandene Material nicht aus‘.“

SDZ vom 25. 11. 1967: „Anti-NPD-Kundgebung verboten.“

Die Frankfurter Polizei hat gestern eine Protestkundgebung gegen die NPD verboten, die am Abend vor dem Frankfurter Zoo stattfinden sollte. Die Veranstalter der Kundgebung, die „Antifaschistische Aktion“, hatte zu dem Protest aufgerufen, da im Zoo-Gesellschaftshaus am gleichen Abend eine Veranstaltung der NPD mit einer Ansprache des Parteivorsitzenden von Thadden angesetzt war. Die Polizei: „Auf dem Platz vor dem Zoo kann es leicht zu Gewalttätigkeiten kommen.“ (upi)“

SDZ vom 18. 11. 1967:

„Der baden-württembergische Ministerpräsident Dr. Filbinger hat gestern eine schnelle und sorgfältige Untersuchung der Vorfälle in Ulm angekündigt . . . Justizminister Schieler bestätigte die bereits angelaufenen Ermittlungen.

. . . Die Ulmer Staatsanwaltschaft hat gestern vor der Obduktion ein Verfahren gegen Unbekannt eingeleitet. Sie vernahm auch einen jungen Mann . . . Ferner wollte die Ulmer Staatsanwaltschaft noch ‚nach allen Richtungen‘ untersuchen, woher die Rauchbomben gestammt haben, auch die Möglichkeit, ob sie aus Bundeswehrbeständen kommen.“

SDZ vom 18. 11. 1967:

„Schon am Tage vor der Kundgebung soll nach Zeugenaussagen der SDS angekündigt haben: An der Kundgebung werden Rauchbomben fallen.“

SDZ vom 28. 11. 1967:

„In seiner neuesten Ausgabe berichtet auch der ‚Spiegel‘ über die Vorfälle bei der NPD-Kundgebung in der Donauhalle: ‚Hinweise, so Ulms Oberstaatsanwalt Dr. Friedrich T., gaben den Fahndern ein, die Bombenbastler vornehmlich in der avantgardistisch-nonkonformistischen Ulmer Hochschule für Gestaltung zu suchen‘, heißt es dort. Weiter berichtet das Nachrichtenmagazin, daß zwei Dutzend Schüler der Hochschule für Gestaltung ‚allesamt Mitglieder oder Sympathisierende des linksextremen Sozialistischen Deutschen Studentenbundes‘, vernommen worden seien.“

Interviews von der Kriminalpolizei Vernommener:

Student der Ingenieurschule Ulm: „Die Kripo rief in der Schule an und verlangte mich zu sprechen, obwohl ich ganz in der Nähe des Polizeigebäudes wohne und zu Hause auch telefonisch zu erreichen bin. Ich wurde nach den Rauchbombenwerfern gefragt, konnte dazu aber nichts angeben. Man forderte mich auf, mich in der Schule umzuhören, wer wohl als Bombenwerfer aufgetreten sei oder wer was weiß, und dann die Namen zu melden. Ich sollte das tun, um den guten Ruf der Schule zu retten. Oberschüler haben sie ja während des Unterrichts geholt und in der Schule verhört, den PAO-Chef zwei Stunden lang . . .“

Vorsitzender einer Kriegsdienstverweigerer-Gruppe: „Sie fragten mich nach meinen politischen Funktionen in den verschiedenen Gremien und Ausschüssen. Ich verweigerte die Auskunft darüber und sagte, das hätte doch mit der Sache nichts zu tun, und sie wüßten das doch auch längst. Die Beamten wußten übrigens, was ich in einer lange zurückliegenden NPD-Versammlung in der Diskussion gesagt hatte. Ich wurde nach der Mitgliederzahl unserer Gruppe gefragt, und ob ich es für möglich hielt, daß Mitglieder von unserem ‚radikalen‘ Flügel die Rauchbomben geworfen haben könnten . . .“

Vorsitzender einer Jugendorganisation: „Es kam jemand von der Kripo an meinen Arbeitsplatz und fragte, ob ich sofort zur Vernehmung mitkommen könnte. In der Vernehmung wollte man wissen, ob unsere Organisation unten an der Halle aktiv geworden sei, ob sie die Rauchbomben gekauft habe, wer von uns dort war, wer draußen, wer drinnen. Ich weigerte mich, irgendwelche Namen aufzuzählen. Ich wurde auch nach der Zahl unserer Mitglieder gefragt. Ein Mitglied, das auch vernommen wurde, erzählte mir später, er solle mich und meine Frau beobachten und aushören, ob wir etwas darüber wissen, wer die Rauchbomben geworfen hat . . .“

Weiblicher Lehrling: „Eine Bekannte meiner Eltern, die bei der Kripo arbeitet, rief nachmittags im Geschäft an, ich solle sofort kommen, es sei dienstlich. Es war mir unangenehm, das meinem Chef später zu sagen. Ich wurde nach dem Ablauf der Kundgebung gefragt. Wieviel Leute da waren und wer die Rauchbomben geworfen hatte, wollten die Beamten wissen. Und auch, ob ich mich in der Hochschule für Gestaltung auskenne. Das ist ja der Fall, weil ich schon öfters oben war. Man legte mir dann Bilder vor, Aufnahmen von anderen Gelegenheiten als die NPD-Kundgebung, wo Studenten von der Hochschule fotografiert waren, und ich sollte die Namen der Abgebildeten angeben. Es hieß dann, ich sei doch oft dort oben, ich würde mich doch nicht als Spitzel betrachten und würde ja auch wohl kein Geld erwarten, aber um der guten Sache willen könnte ich mich doch mal dort umhören, wer die Rauchbomben geworfen haben könnte. Dann solle ich so freundlich sein und Nachricht geben. Man sagte mir auch, daß Leute von Gruppen, die gegen die NPD seien, das größte Interesse am Herausfinden der Rauchbombenwerfer hätten, damit sie mit ihnen abrechnen und sie ausschließen könnten . . .“

Aus dem Brief von Landgerichtsrat H. vom 23. 11. 1967 an die Kriminalpolizei Ulm:

„Mit Besorgnis beobachte ich in den letzten Tagen, daß die Art und Weise, in der von der Kriminalpolizei die Ermittlungen über die Vorgänge anlässlich der NPD-Kundgebung in der Donauhalle geführt werden, bei weiten Kreisen der Schüler und Studentenschaft eine zunehmende Empörung auslöst und bei diesen Jugendlichen das Vertrauen in die Polizei und darüber hinaus das Vertrauen in unseren demokratischen Staat schwer erschüttert. Ich bin mir selbst-

verständlich bewußt, daß die Polizei verpflichtet ist, strafbare Handlungen zu verfolgen und dabei jeder Spur eines Verdachts nachzugehen . . . Ich meine jedoch, daß Jugendliche, die in ehrlicher Überzeugung glaubten, zum Schutze unseres demokratischen Staates gegen das Wiederaufleben des Nazismus etwas unternehmen zu müssen, nicht wie Schwerverbrecher oder Verfassungsfeinde behandelt werden sollten . . .

Die mir zu Ohren gekommenen Berichte über die durchgeführten Vernehmungen mögen einseitig und übertrieben sein. Jedenfalls erscheint es mir wenig taktvoll, wenn z. B. die Kriminalpolizei unter Umgehung des Rektors in die Hörsäle der Hochschule für Gestaltung eindringt, dort die versammelten Studenten fotografiert und einzelne Studenten aus den Hörsälen zur Vernehmung herausholt, wenn Oberschüler über die Schulen und damit vor ihren Lehrern und Mitschülern zur Polizei bestellt werden, wenn diese Jugendlichen, die ohnedies gegenüber der Polizei äußerst kritisch eingestellt sind, mit Vernehmungsmethoden traktiert werden, wie sie gegenüber Kriminellen am Platze sein mögen, wenn den vernommenen Personen Fotos von früheren Demonstrationen zur Identifizierung der darauf Abgebildeten vorgelegt werden, womit die Methoden des Verfassungsschutzes einer breiteren Öffentlichkeit erst zum Bewußtsein kommen und der Eindruck entsteht, daß jeder, der irgendwann an irgendeiner Demonstration teilgenommen hat, in die Kartei der Verfassungsfeinde wandert . . .

. . . Es war den Organisatoren der Protestdemonstration vor der Donauhalle ein ernstes Anliegen, alles zu vermeiden, was die Polizei dazu zwingen könnte, als Beschützer der NPD in Erscheinung zu treten. Die Polizei hat nun durch ihre hektische und wenig taktvolle Ermittlungstätigkeit selbst dafür gesorgt, daß dieser Eindruck in weiten Kreisen Platz greift. Dazu trägt bei, daß von der Polizei alle Vorwürfe gegen die NPD-Ordner, die ihre Kompetenzen nach dem Versammlungsgesetz zweifellos erheblich überschritten haben, offenbar als belanglos oder nebensächlich abgetan werden, während die Demonstranten, die sich völlig gewaltlos verhalten haben, nun insgesamt mit einer Großfahndungsaktion überzogen werden, weil einige Einzelgänger die unglückseligen Rauchbomben geworfen haben, deren Gefährlichkeit selbst der Polizei — die ja sonst zum Einschreiten verpflichtet gewesen wäre — nicht bekannt war. Es verstärkt sich in den beteiligten Kreisen auch der Eindruck, daß es bei den Ermittlungen gar nicht mehr in erster Linie und ausschließlich um die Aufklärung des tragischen Todes des Journalisten Ewald Kley geht, sondern daß vielmehr die Gelegenheit dazu benutzt wird, die an der Demonstration beteiligten Organisationen und Gruppen auf linke Kräfte auszuforschen . . .

. . . Die Reaktion bei diesen Jugendlichen, die ich beobachte, ist bestürzend, wenn auch psychologisch verständlich. Die einen — und das ist der größte Teil — fallen in völlige Resignation und stellen sich verbittert auf den Standpunkt: Diesen Staat soll schützen wer will, geschieht ihnen gerade recht, wenn die Nazis wiederkommen. Die anderen werden radikalisiert . . .“

Erich Fried Abschied von der BBC

Von allen, die mir in den letzten 17 Jahren hier im Funk zugehört haben, möchte ich mich heute verabschieden. Das ist nicht ganz leicht.

Es ist mein eigener Entschluß, hier wegzugehen. Man hat mir keine Schwierigkeiten gemacht, man hat auch nicht versucht, mich einer kleinlichen Zensur zu unterwerfen. Aber in den Jahren, seit ich hier Mitarbeiter wurde, hat sich in der Welt einiges geändert; dem muß ich nun, glaube ich, Rechnung tragen.

Als ich hier im Funk mitzuarbeiten begann, herrschte in der Sowjetunion Stalin; und in Prag wurden Menschen, die ich in der antifaschistischen Emigration der Kriegsjahre in England gut gekannt hatte, unter falschen Anschuldigungen hingerichtet.

Heute sind überlebende Opfer jener Prager Prozesse längst wieder frei und rehabilitiert; die Hingerichteten aber sind wenigstens im Tod rehabilitiert, und man versucht, *etwas* von dem was an ihnen begangen wurde, an ihrem Andenken und an ihren Witwen und Waisen gutzumachen.

Das ist nicht nur in der CSSR so: die Länder unter Führung von Kommunisten, die an jenen Exzessen der Stalinzeit teilhatten, die mich damals so verbitterten, haben sich davon weit mehr entfernt und erholt, als ich es zu jener Zeit für möglich gehalten hätte. Meine Zuversicht in die immanenten Heilkräfte des Systems war zu gering gewesen. Natürlich, auch heute gibt es noch viele Schwächen und Unvollkommenheiten, das heißt praktisch im Einzelfall auch Mißstände und Ungerechtigkeiten; und natürlich ist man ungeduldig nach Besserung. Aber — so wichtig und konstruktiv solche Ungeduld sein kann — ich glaube doch, die Geschichte lehrt uns, daß abstrakter Perfektionismus eine unbillige und unfruchtbare Art ist, solche Vorgänge zu beurteilen. Bertolt Brecht erklärt in seinem Gedicht „*Schlechte Zeiten*“, daß wir *bessere* Zeiten nur aus dem Material unserer schlechten Zeiten bauen können, — *wenn* wir sie wirklich bauen wollen. Deshalb endet sein Gedicht mit den Worten:

„Das Haus ist gebaut aus den Steinen, die vorhanden waren.
Der Umsturz wurde gemacht mit den Umstürzern, die vorhanden waren.
Das Bild wurde gemalt mit den Farben, die vorhanden waren.“

Das ist keine Aufforderung, Fehler und Unvollkommenheiten abzuleugnen; aber das heißt — für mich wenigstens — offenbar auch, daß solche Unvollkommenheiten in Ländern, die sich um den Sozialismus bemühen, nicht Grund genug sind, sich als Gegner dieser Länder und ihrer Politiker zu fühlen.

In den letzten 17 Jahren hat sich aber auch im Westen vieles anders entwickelt, als ich gedacht und gehofft hatte. Die Rolle der Vereinigten Staaten in Vietnam und Guatemala, in Santo Domingo, Bolivien und vielen anderen Ländern; das Leben der Neger in Nordamerika, in Südafrika und Rhodesien; die Lage in der Bundesrepublik vom Verbot der KPD bis zur Großen Koalition und zum Versuch einer Änderung des Grundgesetzes; oder auch außen- und innenpolitische Entscheidungen der englischen Labour-Party und Labour-Regierung. Ich will das alles jetzt hier gar nicht erörtern, denn ich habe das in den letzten Jahren immer wieder kritisiert, auch hier im Funk, und man hat hier auch nicht versucht, mir das unmöglich zu machen.

Mehr als einmal war ich über diese Freiheit, die mir eingeräumt wurde, selbst überrascht. Ich kann es deshalb eigentlich gut verstehen, daß manche Hörer in der DDR sich das nicht erklären konnten und meinten, da stimme doch etwas nicht, ich müsse ein Agent sein, oder etwas dergleichen. Wenn ich den Londoner Rundfunk nicht aus eigener Erfahrung gekannt hätte, hätte ich vielleicht ähnlich gedacht.

Nun, ein Agent war ich freilich nie. Dennoch, wenn ich heute an einiges zurückdenke, was ich in diesen Jahren gesagt — und ehrlich gemeint — habe, bin ich jetzt weder *damit* zufrieden, noch mit der Rolle, die ich durch meine Äußerungen objektiv spielte. Zum Beispiel habe ich 1956 Janos Kádars Verhalten in Ungarn nicht verstanden und ihm Unrecht getan; und im August 1961 hielt ich den Bau der Berliner Mauer für eine Niedertracht und sprach mehr als heftig dagegen. Als ich dann mit der Zeit meine Ansichten in diesen beiden Punkten änderte, habe ich das hier zwar ausdrücklich — und ungehindert — gesagt, aber das war erst viel später.

Ich will Sie auch nicht mit den Einzelheiten meiner Überlegungen aufhalten, ob und wie weit es sinnvoll für einen Sozialisten war und ist, konstruktiv gemeinte Kritik *von außen*, von London aus, zu geben. Übrigens, ohne die persönliche Toleranz einiger Menschen hier im Funk, die ganz anders denken als ich, hätte ich mir das kaum so ruhig und so lange überlegen können; man hat es mir im allgemeinen wirklich leicht zu machen versucht, hier als freier Mitarbeiter zu Ihnen zu sprechen. — Und doch kann ich mir nicht verhehlen, daß die meisten, die hier zu Worte kommen, anders denken als ich, auch in Fragen, die für mich so entscheidend sind wie die des Krieges in Vietnam, und daß die Freiheit, die mir hier eingeräumt wurde, — meine Narrenfreiheit, Freiheit eines Schriftstellers, oder Freiheit des Oppositionellen im Rahmen eines Ganzen — durch dieses doch sehr andersartige Ganze manchmal anders wirken könnte, einen anderen Stellenwert annehmen könnte als meine Worte an sich.

Natürlich habe ich auch andere, private Gründe, die Toleranz der BBC nicht länger auf die Probe zu stellen, zum Beispiel meine Arbeit als Schriftsteller, die immer mehr Zeit und Kraft braucht. Entscheidender aber ist dies: Wie die Dinge *heute* liegen, wäre ich kaum auf den *Gedanken* gekommen, zu versuchen, zu Ihnen in der DDR gerade hier, im Londoner Rundfunk zu sprechen. Nein, das hatte sich eben vor vielen Jahren und seit vielen Jahren so herausgebildet und war — auch mir — schon zur Gewohnheit geworden. Aber seine Gewohnheiten soll man vielleicht von Zeit zu Zeit revidieren. So muß ich nun, finde ich, mit dieser Gewohnheit brechen, obwohl sie mir in mancher Hinsicht lieb geworden ist, und obwohl ich hier auch einige politische Gegner persönlich achten und schätzen kann. Deshalb verabschiede ich mich jetzt von Ihnen. Daß Sie in Zukunft manches, was ich schreibe, doch noch lesen, hören oder auf der Bühne sehen werden, kann ich nur hoffen.

GELIEHENE HÜTE

Auf ihren Gipshäusern hocken die müden Fischer
winken einer freundlichen Woge
Pusten durch Langustenbeine
Auf ihren Gipshäusern José Juan Manuel Jiergo
Iazna auf der Hausschwelle
Sein Inventar Tisch Stuhl Eisenbett Wand
zersprungener Spiegel Kruzifix Schuhe
sind gepfändet
Auf ihren Gipshäusern hocken die müden Fischer
drehen gepfändete Mützen
ihr Atem ist numeriert in den Akten
Morgen schnauzen die Boote über die Barre
gesteuert von fünf verpfändeten Fischern
Wie lange so?

PORTUGIESISCHE WEDEL

Im Schaufenster der zwei Jahre alte Fisch
mit Gebiß, das der Händler morgens
dem Fisch in den Mund schiebt:
Hinten in der kleinen Straße,
über die Frauen mit nassen Hemden
ihre Geschichten signalisieren,
an den Wäscheleinen lang über die Straße.
Die Netzflicker haben viel zu tun
die Menschenflicker haben viel zu tun
die Kohlenträger haben viel zu tun
die Café- und Terrasseninhaber
Die Polizisten haben viel zu tun
sie tragen durch die Stadt ihre Schnurrbärte
und fette Pickel in der Nase
durch die Gucklöcher im Polizeigefängnis.
Es gibt niemanden in Lissabon,
der nicht viel zu tun hat:
Der Fischhändler wedelt Fliegen weg,
die Polizisten wedeln Männer und Frauen weg,
der Tejo sieben Meilen Strom bei Ebbe bei Flut
die Segelbarken, wedelt sie zurück nach Alhandra
und der Wind den steinernen Christus
am Südufer, den die Hunde anpinkeln
und die Touristen besteigen und ausschauen
aus dem rechten Auge auf die rostigen Dampfer
und amerikanischen Transporter,
die Munition löschen Gewehre löschen
für den Diktator. Zu erschießen alle,
die sich nicht wegwedeln lassen:
Wie José am Südufer bei Trafaria.

Hilde Rubinstein

Gesammelte Stimmen über Portugal und seine „Provinzen“

Messias heißt ein Bier — lese ich an einem Bus, als ich, 1966, in Lissabon ankomme. Ich gehe die Freiheitsallee, Avenida da Liberdade, entlang und werde einem Kolossal-Denkmal konfrontiert; obenauf steht ein stämmiger Mann mit Lockenperücke: Pombal, auch „Sohn des Erbebens“ genannt. Er baute nach dem Beben von 1755 das heutige Geschäftsviertel wieder auf.

1801 schrieb Heinrich Friedrich Link, Professor zu Rostock: „Der König erzählte am Hofe von der Verschönerung eines Hauses, welches dem Marquis de Pombal gehörte, als einem Beweis, daß der Marquis ein gottgefälliger Mann sey. Einer der Edelleute antwortete: Aber die rua suja (schmutzige oder Hurengasse) ist ja auch stehen geblieben! Und dieser mußte seine Unvorsichtigkeit mit vierjährigem Gefängnis büßen. So herrschte Pombal . . .“

„Pombals Unternehmen hatte eine faszinierende Ähnlichkeit mit dem Salazars“, schreibt 1937 Friedrich Sieburg, „sein aufgeklärter Despotismus machte vor nichts Halt . . . er verbreitete einen heilsamen Schreck vor seiner Härte und Grausamkeit. Die Macht gab ihm eine tiefe Befriedigung, die er ebenso wenig verbarg wie seine Menschenverachtung und seinen Mangel an Sentimentalität . . .“

Aha, mit diesem „heilsamen Schreck“ und „Mangel an Sentimentalität“ haben gewiß die Gruppen-Skulpturen an dem Denkmal zu tun: Männer, die mit ihrem Pferd zusammen einen hochbeladenen Wagen ziehen und Frauen, die mit einem Ochsen den Pflug ziehen. Und weil Männer und Frauen so muskulös und prächtig gestaltet sind, bekommt man den Eindruck, daß sie ihren Tätigkeiten mit Vergnügen nachgehen.

Der Fürst von Lichnowsky fand, 1842: „Es ist einer der sichersten Beweise des moralischen Verfalls dieser Nation, daß einer ihrer größten Männer, Pombal, noch immer so wenig Anerkennung findet.“

Sieburg ist mit dieser Nation gleichfalls unzufrieden: „Das Kriegserlebnis ist am Wesen des Volkes spurlos vorübergegangen.“ Ja, das Volk hat unangenehme Erfahrungen mit Kriegen gemacht. Der Professor Link schrieb beispielsweise: „Im Kriege von 1762 forderte man von manchen Adlichen, die viele Karren hatten, gar keinen und manchem Bauern, der nur zwey hatte, nahm man alle beyde.“

Viele kleine Krämer samt Familien stehen auf der Freiheitsallee und wollen

den Sonntagsspaziergängern ihre Waren verkaufen. Dort schleppt wieder einer seinen Tisch mit Kugelschreibern woandershin — sie glauben immer, an andern Ecken geht es besser. Aber die Passanten sind auch arm. Auf Bänken halten alte Leute die Hand auf.

„Das Betteln ist kein Zeichen von Misere, sondern ein Laster“, sagt Salazar. Zu Sieburg, dem Gast aus dem Dritten Reich, sprach er: „Liberalismus, Materialismus, Klassenkampf und Internationalismus haben keinen Platz in unserem Staat.“

Ich verlasse die Avenida und gehe durch Seitenstraßen. Ein Platz heißt „Dos Martires de Patria“. Welche Vaterlands-Märtyrer sind gemeint? Wohl die des 1. Weltkrieges, an denen „das Kriegserlebnis spurlos vorüberging“. Ja, ein Märtyrer kann ein Mann sein, der ohne „Kriegserlebnis“ Krieger sein muß . . . In der ganzen Stadt hocken Schuhputzer und warten auf Kunden. Obwohl alle Männer sich oft die Schuhe putzen lassen, gibt es einen Überschuß an arbeitslosen Schuhputzern. Es ist schwer, die abgezeigten, ergebenen Gesichter anzusehen.

Sieburg verursachten Gleichmut und Passivität der Portugiesen oft Widerwillen — doch wäre er auch nicht damit einverstanden gewesen, sie hätten sich gegen den Herrn, dem noch „der stille Hauch der einsamen Zelle“ anhaftet und der „Kühle und Frömmigkeit zugleich“ ausströmt, aufgelehnt. „Krankhafter Fatalismus“ nennt Salazar selbst die Haltung der von ihm Beherrschten — und vielleicht ist er im Grunde über diesen Fatalismus froh.

„Saudade ist die Erinnerung an Dinge, die noch nicht vergangen sind; es ist die Hoffnung auf etwas, was vorüber ist“, erläutert Sieburg den schwer zu umschreibenden Begriff. (Ja, das trifft auf die Schuhputzer zu!) Er spricht auch von den patriotischen Liedern der Portugiesen, aber: „gerade sie bieten die stärkste Zerrüttung. Mögen die Worte noch so mutig sein, die Melodie und der Vortrag üben unaufhörlich Verrat an ihnen . . . Offenbar ist der Portugiese auch für die Begehung von Untaten zu melancholisch.“

Da war Sieburgs Umgebung, der er 1937 sein Buch „Neues Portugal“ vermachte, eine andere: sie sang zu mutigen Texten auch mutige Melodien und trug sie mutig vor, und sie war für die Begehung von Untaten nicht zu melancholisch.

Cayne de vaca, Rindfleisch, 26 Escudos das Kilo, lese ich. Frango, Huhn, 30,80. Das kommt mir billig vor. Aber der Tageslohn eines portugiesischen Arbeiters ist — nach dem Statistischen Jahrbuch der United Nations 1964 — 33,40 Esc., etwa 5,— DM. Also ein Stundenlohn von 50 Pfennigen. Der Textilarbeiter verdient 3,— DM am Tag, der Landarbeiter 1,50 bis 2,— DM.

„Der Bauer plagt sich mit elendem Gerät und lebt still und schwächlich und gebeugt dahin“, schreibt Sieburg. Ist das innerhalb von 30 Jahren besser geworden? „Die sozialen Zustände sind feudalistisch zu nennen“, teilt „Die Zeit“ 1966 über Portugal mit.

In den „Nürnberger Nachrichten“ des selben Jahres lese ich: „Grundig möchte

mit seinen Geräten künftig auch in solchen Gebieten bestehen, die bisher als Domäne der japanischen Industrie gelten. Dieses Ziel dürfte der Fürther Industrielle möglicherweise erreichen und zwar nicht zuletzt mit Hilfe des niedrigen portugiesischen Lohnniveaus. Dort verdient ein ausgelernter Arbeiter 4,— bis 6,— DM am Tag. Hochqualifizierte Facharbeiter können es allerdings auf 15,— DM bringen, doch das sind Ausnahmen.“ Solche Facharbeiter verdienen in Schweden pro Stunde etwa 15,— DM.

Der schwedische Schriftsteller Göran Palm schreibt in seinem Buch „En orättvis betraktelse“ 1966: „... baut Melka Hemdenfabriken in Portugal. Dort bekommen sie nicht nur Arbeitskraft billig, dort ist auch Baumwolle billig, denn sie wird in Portugals afrikanischen Provinzen von schwarzen Sklavenarbeitern geerntet ...“ 50,— DM pro Person für die Ernte eines Baumwolljahres wird gezahlt.

Ein schwedischer Zeitungs-Causeur redet davon, daß sich „die Portugiesen wohl nicht mehr lange mit so niedrigen Löhnen begnügen werden“, aber er und die Fabrikanten rechnen damit, daß sie es doch tun, weil — sie es tun müssen.

Salazar: „Der Streik gilt bei uns als Verbrechen.“

Portugal ist eine Diktatur, und diese Bezeichnung ist für Salazar nicht kränkend, er wendet sie selbst oft an: „Diktaturen sind meiner Meinung nach keine Interimssysteme, sondern eine neue politische Ordnung“ und: „Die Diktatur braucht weniger als andere Regierungsformen zu Lug und Trug ihre Zuflucht zu nehmen. Da sie leichter über Gewalt verfügen kann, ist sie auch viel stärker an Aufrichtigkeit gebunden“ — was Salazar, diesen Satz aussprechend, beweist.

Ebenfalls in der Sammlung seiner Reden, die 1938 unter dem Titel „Das Werden eines neuen Staates“ — mit Vorwort von Goebbels — deutsch erschienen, sagt Salazar 1929: „Der Sinn dieser Politik der Opferbereitschaft ist in erster Linie der, daß eine Generation für die Zukunft des Vaterlandes geopfert wird — und das ist unsere Generation.“

Trotz Opferung dieser und jener Generation hat — noch 1966 — die „Zukunft des Vaterlandes“ nicht begonnen.

Salazar: „Wir müssen Herabsetzung der Gehälter, Erhöhung der Steuern, Verteuerung des Lebensunterhaltes in Kauf nehmen. Es ist ein Leidensweg, den wir gehen müssen, die Menschen können darüber sterben, doch wird das Vaterland erlöst.“

Sie sterben darüber — Portugal hat die höchste Kindersterblichkeit und Tuberkulose-Frequenz Europas.

„Der Spiegel“ schreibt am 8. 2. 1961: „Der zweite 6-Jahres-Plan steigerte zwar die Investitionen mit 730 Millionen Dollars, aber auch dadurch wird sich nichts daran ändern, daß Portugal ein bitterarmes Land bleibt ... Ergeben hingegenommene Armut und Unwissenheit sind die wichtigsten Stützen des Salazar-Regimes, seine Nutznießer bleiben ... die 50 Familien, in deren Taschen Salazars harte Escudos fließen ...“

Somit wären diese 50 Familien das erwähnte „erlöste Vaterland“ ...?

„Das Vaterland schmachtet in trüber und erbärmlicher Traurigkeit“, sagt Camoes, der klassische Nationaldichter Portugals, in seinen „Lusiaden“. Er feiert, dichtend, die Aggression des Vasco da Gama:

„... die Eingeborenen sind, wo die Natur sie schuf,
gesetzlos, ohne Recht und Sitte ...“

(Über Recht und Sitte, die den Eingeborenen seither gebracht wurden, wird noch zu sprechen sein.)

Camoes schildert die Übermannung der „Mohren“:

„Der Mohr entsendet zwar im Fliehn den Pfeil
doch ohne Kraft, weil er voll Angst und Eile ...
Der trinkt die Flut und speit zugleich sie aus,
die kleinen Bombenmörser dort zerschmettern
des schnöden Volkes leichtgebaute Nachen ...“

„Unsere glorreiche Vergangenheit lastet schwer auf unserer Gegenwart“, sagt Salazar. Sie lastet schwer — doch nicht weil sie sonderlich glorreich war ... Heute wissen wir wenigstens, daß derlei Heldentaten aus der Zeit vor 35 000 Jahren rudimentieren.

Camoes: „Des kleinen Eilands Nam' ist Mozambique ...“

Eusebio, Mann aus Mozambique, hat den „wackren krieg'rischen Europäern“ (Camoes) eine Medaille verschafft — das könnte man nennen: Böses mit Gutem vergelten. Aber er fühlt sich wohl auch europäisch, d. h. portugiesisch. Das tut nicht jeder aus der Gegend! Ein Student aus Angola, den ich in Deutschland sprach, betonte, daß er Angolese, nicht Portugiese sei. Er erzählte mir, daß Portugal nicht nur 2, sondern 7 Kolonien besitzt, vielmehr seitdem Indien Macao nahm, sind es nur noch 6. (Nur noch ...)

„Neue Kritik“ schreibt hierzu: „Nach dem 2. Weltkrieg hat Salazar die Kolonien umgetauft in ‚überseeische Provinzen‘, um vor der UNO nicht als Kolonialherr erscheinen zu müssen.“ Gewiß, wenn man seine Kolonien Provinzen nennt, hat man keine Kolonien mehr!

Über die „Provinz“ Angola schreibt Göran Palm (in seinem vorher erwähnten Buch): „Neulich hat Krupp entdeckt, daß Angola reichere unausgenützte Erdschätze besitzt als irgendein anderes Land der Welt und hat deswegen 190 Millionen DM eingesetzt, um Angolas Eisenerz zu gewinnen.“

Ehe ich mich ausführlich mit den Kolonien befasse, bleibe ich noch eine Weile im „Mutterland“.

Die Touristen-Busse halten im Vorort Bélem vor dem Hieronymus-Kloster, unweit des reich bestückten Kutschen-Museums (Stätten von bedeutender Schönheit, die ich — wie andere Schönheiten des Landes — anderenorts schildere).

Nicht besucht hingegen wird die Travessa de Paulo Jorge, auch in Bélem gelegen. Hier ist alles beschädigt, Mensch, Tier und Haus. Viele ähnliche Gassen

entdeckt man unweit der halbwegs manierlichen Hauptstraßen. Das schlimmste Viertel befindet sich wohl in der Nähe der Chaussee, die zum Flughafen führt. Es liegt zwischen Wällen halb verborgen, nur der Aufmerksame entdeckt diese „Zelte“ aus Lumpen und Kisten, die Rinne für Abfall und Exkrementen . . .

„Wir lehnen es ab, die Armen mit Illusionen zu speisen“, erklärte Salazar. (Diese dort sind weder mit Illusionen noch anderem gespeist.) Und: „Leider vermißt man oft bei privaten Unternehmern den Sinn für Gerechtigkeit“ oder: „Wir sind nicht verantwortlich für die Auswüchse des Kapitalismus.“ Es klingt naiv für einen Regierungschef und Finanzfachmann — und für einen Diktator, der betont, daß „das Land im gegebenen Augenblick zu gehorchen“ hat. Liegt hier kein gegebener Augenblick vor oder hat nicht jedermann im Lande zu gehorchen? „Erst den Staat, dann die Armen und Schwachen schützen“, sagte Salazar einst zu Sieburg. Ist die Reihe immer noch nicht an die Armen und Schwachen gekommen?

An anderer Stelle äußert Salazar: „Der Sentimentalität des portugiesischen Volkes ist Gewalt im tiefsten zuwider, wir sind nicht in der Lage, uns längere Zeit durch Gewalt zu halten.“ Was wohl heißt, daß das Volk auch gegen Gewalt nicht Gewalt anwendet.

Zu dieser Frage läßt Galvao, Kapitän des Desperations-Schiffes Santa Maria, hören: „Angst ist eine Volkskrankheit in Portugal“ und: „Das Volk flieht zu den drei F's: Fátima, Fußball, Fado.“

Ich besuche Fátima. Im Reiseführer ist zu lesen: „Fátima, das Herz Portugals!“ Nein — das Herz Portugals ist viel schöner. Es ist vielleicht das Christus-Kloster zu Tomar, die großartige Umräumung des Fensters der Fenster — oder der Kreuzgang zu Bélem . . . Nicht dieses Sanktuarium, das in seiner halbmodernen Breitspurigkeit an jenen Nürnberger Bau erinnert (der neulich gesprengt wurde). Der Reiseführer: „Drei spielende Kinder erblickten am 13. Mai 1917 die Jungfrau Maria. Francisco und Jacinta starben im Jahre darauf, Lucia lebt noch in einem Kloster.“ Sie wurde am 50. Jahrestag ihrer Vision mit Papst Paul VI. zusammen fotografiert, und am 25. Jahrestag der Begebenheit befand sich Papst Pius XII. am Orte, gemeinsam mit einer Million Pilger, wie ich lese. Der Platz vor der Basilika ist riesengroß, aber eine Million . . . ?

Unter dieser Himmelsbläue, finde ich, kommt es nicht zu der Schicksalsstimmung wie im grau-schattigen Lourdes, deswegen verwundern mich die schmerzgeladenen Gebräuche noch mehr, besonders das Rutschen auf Knien über den weiten, rauhen Platz. 90 % der Rutschenden sind Frauen, Frauen sind frömmere — und ungenierter. Manche binden sich Sackleinen oder wenigstens Taschentücher um die Knie, schürzen die Röcke, rollen die Strümpfe herunter — ander schonen weder Haut noch Kleider. Mühselig und langsam kniegehen sie, gestützt von Begleitern, die nicht rutschen wollen oder gerade eben nicht rutschen wollen. Dicht hintereinander kniegehen sie um die Kapelle herum, niedriges nüchternes Haus mit Ziegeldach. Hier tragen die rutschenden Frauen brennende Kerzen,

Rosenkränze, Kinder — manchmal alles zusammen, wobei sie dieses oder jenes verlieren. Die Danebengehenden klaben es wieder auf. Ein Scheiterhaufen aus Kerzen ist zu einer schmutziggelben Masse zusammengeschmolzen — das Kerzenlicht kommt in dieser Sonne nicht erst zur Geltung.

Männer müssen auf dem Platz barhäuptig gehen, Frauen müssen den Kopf bedecken, wie in einer Kirche. Ein Mann hat sich aber auf die von Sonne geplagte Glatze eine Badehose gelegt, ein anderer löst zwei Aufgaben mit einem Griff: stülpt seinen Hut der kleinen Tochter über. Giftig schauen ein paar Damen mich an, weil ich nichts auf dem Kopf habe — (aber meine Sünden muß ich doch selbst büßen!)

Hinter der Basilika parken Automobile. Zu Füßen eines Gold-Jesus wird ein Familien-Foto aufgenommen. Ein Priester segnet das, in Papier gewickelte, Frühstück einiger Leute. Hier sind die wohltätigen Wasserleitungen, eine Frau mischt ihren Wein mit dem Wasser. Man hat Plastik-Wasserbehälter umhängen, aber Wasserflaschen in Madonnen-Form wie in Lourdes sind hier nicht üblich. Auf der einen Seite des Platzes steht Pius XII. als segnende Marmorfür, zu seinen Füßen häuft sich Abfall.

Die Umgebung des Platzes ist voll von Unrat. Hier haben Familien, die nicht in dem teuren Estalagem zu Mittag essen wollen, abgekocht und Reste ihrer Mahlzeiten liegen lassen. Pietät für heilige Stätten schließt Reinlichkeit nicht ein. Ein paar längliche Zelte enthalten dicht aneinandergereihte Bettstellen, für ärmere Pilger, die sich in Fátima eingemietet haben.

Der Platz ist nie von Rutschenden frei. Ein dicker alter Mann kniet daher und wird auf beiden Seiten festgehalten. Ein Mann hält kniegehende Frau an der Hand, eine Alte beginnt plötzlich, auf allen Vieren zu kriechen — gewiß ein Abstieg von der Bußhandlung, wenngleich immer noch besser als einfach aufzustehen. Solche, die ihren langen dörflichen Rock nicht heben mögen, knien noch langsamer daher, aber es tut vielleicht etwas weniger weh.

Warum machen sie das? Um eigene Sünden zu sühnen oder um das Leiden Christi nachzuvollziehen? Dafür ist es wieder zu geringfügig . . . Mir fallen die buddhistischen Mönche ein, die sich — als Akt des Protestes — selbst verbrennen. Was für eine ehrfurchtgebietende, zerschmetternde und sinnvolle Gläubigkeit!

Eine Gruppe Wallfahrer ist angelangt. Sie wedeln alle mit bläulichen Tüchern — es sieht von der Ferne hübsch aus, wie tieffliegende Tauben. Die „alten“ Pilger rundherum haben auch zu wedeln begonnen — mit gewöhnlichen Taschentüchern.

Im Restaurant sitzt mir ein portugiesisches Ehepaar, das etwas englisch kann, gegenüber. Sie fragen mich, ob ich die „Lady“ nicht „beautiful“ finde? In der Vorstellung ist sie beautiful, sage ich, aber nicht wie sie hier in den Läden abgebildet wird. Das Ehepaar nimmt sich einen Koffer voll Abbildungen mit nach Hause und einen Kanister mit heiligem Wasser.

Ich komme von Palmela, der greisen Burg aus dem 12. Jahrhundert, aus seiner

Stille und spartanischen Schönheit, zum „Cristo Rei“, wie das Nationaldenkmal aus armiertem Beton heißt. Es steht hoch über Lissabon, mit rechtwinklig ausgebreiteten Armen, auf einem Sockel, der 82 Meter mißt, während die Figur selbst 28 Meter lang ist. Im Reiseführer steht: „Der Christus wurde vollendet 1959, als Dank, daß Portugal dem 2. Weltkrieg entging.“ Im Souterrain befindet sich eine Kapelle, in der Frauen auf Knien liegen. (Allzu oft liegen sie auf Knien hierzulande.) Ich fahre hinauf. In der Nähe ist die Figur noch häßlicher: die Arme flossenhaft-kurz und brettern, die Gewandfalten mechanisch, das Gesicht derartig bar jeden Ausdrucks, daß es bloßer armierter Beton in Hügelform ist. Aus den Öffnungen der Plattform dringt die Predigerstimme aus dem Souterrain, man soll wohl den Eindruck erhalten, daß der Christus selber spricht.

Es packt mich Desperation: sowie man einen Betonklumpen zum Christus erklärt, wird er mit Frömmigkeit umspinnen — das geschieht mit der Promptheit, mit der Hühner Porzellaneier bebrüten, sowie man sie ihnen unterlegt. Ich denke an das Museum auf dem Lande: die expressiven Holzheiligen hatten Goldherzen, die man durch kleine Brustfenster erblickte. Das war kindlich, innig und schön.

Später fällt mir ein: die portugiesische Diktatur ist frei von Führer-Bildern, Emblemen und Sentenzen öffentlicher Art. Weil aber der Totalitarismus sich stets als Dominanz versteht und de facto auch dominiert, muß das irgendwo augenfällig werden — hier hat man die Statue zum Gigantomänen gemacht, im Namen Christi. Es ist aber ein transformiertes Porträt Salazars. Er würde sich nie selbst zur Schau stellen (das wird ihm hoch angerechnet), er sitzt, s. Sieburg: „im schweigenden Schein der Studierlampe“, er ist seine eigene Graue Eminenz. Das entspricht seinem Temperament und seiner Taktik. Und mag sein, der Koloß wird später nicht gesprengt werden — er heißt ja Cristo Rei, König Christus. Die Läden um die sakrosankte Stätte herum machen sich übrigens den „König Christus“ zugute indem sie sich nennen: „Friseur zum König Christus“, „Milch und Butter zum König Christus“ . . .

Welches ist nun die andere, die weniger sichtbare Manifestation des Regimes? Ein Portugiese sagte es mir: „Die PIDE, Geheimpolizei. Der Oppositionsführer, General Umberto Delgado, wurde von der PIDE in Spanien ermordet. Und er war kein Linker, er war nur liberal. Er stellte als Präsidentkandidat nicht einmal große Forderungen, wünschte lediglich normale demokratische Führung. Jeder wußte, daß Delgado bei den Wahlen gesiegt hatte . . .“

Der Portugiese sprach auch über den Fall Vieira: „Der Schriftsteller Vieira, 32 Jahre, bekam von der Schriftstellervereinigung für sein Buch ‚Luanda‘ einen 1. Preis, während er im Gefängnis saß. Er hat noch 8 von seinen 10 Jahren abzusetzen, zu denen er verurteilt ist, weil er für die Befreiung Angolas aktiv war. Es ist zu befürchten, daß er die 10 Jahre nicht übersteht — bei uns ist für politische Gefangene die Folter üblich, sie wird von Salazar befürwortet. Die Schriftstellervereinigung wurde aufgelöst, Mitglieder verhaftet . . .“

Sieburg sagte über Salazar: „In der Tat eine der packendsten Erscheinungen unserer nach neuen Formen ringenden Welt . . . Es ist unmöglich, ihn nicht zu bewundern.“

Salazar sagte zu Sieburg: „Sowohl aus Vernunftsgründen wie auf Grund unserer Veranlagung . . . meinen wir, daß man dem Führer der deutschen Regierung und des deutschen Reiches dankbar sein soll für die Verteidigung der Zivilisation.“

Woraus die Einstellung zum Dritten Reich erhellt. Wie ist nun die zur Bundesrepublik? Ebenfalls eine freundschaftliche. Jedermann weiß (oder sollte es wissen), daß die BRD in Portugal Militärbasen eingeräumt bekam. „Der Spiegel“ schreibt (in Nr. 16/1966): „Dort, in Europas Südwestecke, entsteht der größte Auslandsstützpunkt der Bundeswehr, die Luftwaffenbasis Beja. Mit einem Kostenaufwand von 130 Millionen DM soll . . . bis 1968 ein Ausbildungs- und Instandsetzungszentrum der Bundeswehr aus dem Boden gestampft werden . . .“ Und wie spielen sich die Relationen der USA zu Portugal ab?

„Die Zeit“ (vom 6. 5. 1966): „ . . . jetzt berichtet das Nachrichtenmagazin ‚Newsweek‘ von einer weiteren Transaktion der Abwehrmänner, die ‚etwas außerhalb der Legalität‘ liegt. Die CIA heuerte ehemalige Piloten an, die Flugzeugladungen von Bomben und Munition nach Portugal flogen, wo sie für den Einsatz gegen Rebellen in Angola und Mozambique gedacht sind. Auch lieferte die CIA Bomber von Typ B-26 nach Lissabon. Einer der Piloten, der Engländer John Hawke, steht jetzt vor einem New Yorker Gericht und muß sich wegen illegaler Ausfuhr von Waffen verantworten. ‚Ich bin das dumme Schaf, das man jetzt zur Schlachtbank führt‘, lamentierte der Ex-Pilot.“

„Neue Kritik“ bestätigt: „Die USA . . . unterstützen die militärischen Aktionen Portugals. Die NATO hat geheime Abkommen mit Salazar.“

Paul Friedländer (in „Zur Geschichte des Kolonialismus und der nationalen Befreiung“, 1961) faßt zusammen: „Die Hauptkraft des Neokolonialismus ist zwangsläufig . . . der amerikanische Imperialismus . . . Er besitzt die notwendigen ökonomischen Potenzen und strebt danach, die Funktion des gefährlichen Gendarms und des größten Ausbeuters Afrikas mit neokolonialistischen Mitteln auszuüben.“

Armee und Geheimorganisationen eigener Herkunft und fremder Mächte machen die — sehr effektiven — Krücken der „kleinen“ Diktaturen aus.

Bereits Sieburg konstatierte: „Die Armee ist es, die diesem Mann das Instrument der äußeren Macht geliefert hat und sichert. Die Armee . . . hat ihm den Auftrag der Nation übermittelt . . . Der portugiesische Rüstungsbedarf ist dringend, und zwar nicht nur vom militärischen, auch vom innerpolitischen Standpunkt.“

Und Salazar räumt ein: „Es ist möglich, daß diese Klasse (die Armee) vorübergehend gewisse Vorrechte genießt . . .“

Mit „ja“ muß man antworten, wenn Salazar (im 1. Kongreß) fragt: „Haben Sie den Eindruck gehabt, daß das Volk freudlos unter dem Druck despotischer Gewalt dahinglebt, daß es Angst hat vor Denunziantentum?“ Eher schon kann man

ihn mit einem „nein“ beruhigen, wenn er im gleichen Atemzug rhetorisch ruft: „Verrosten etwa noch auf dem Tejo die alten Schiffe? Hängen in den alten Schlössern die Gobelins in Fetzen herunter?“

Zur PIDE noch diese Zeitungs-Notiz: „Aftonbladet“, Stockholm, (am 7. 3. 66): „Ein bekannter portugiesischer Journalist hat seine Zuflucht auf der amerikanischen Legation gesucht, um der Sicherheitspolizei zu entgehen. Ein anderer ist von der PIDE, Portugals GESTAPO, verhaftet. Sie haben über ihre Nachrichtenbüros, Associated Press und die französische AFP, kontrollierte und bekräftigte Nachrichten über zwei politische Gefangene gegeben... Die Mitteilungen wurden von Lissabon-Studenten publiziert. Zwei Journalisten kontrollierten deren Richtigkeit und ließen sie dann durch ihre Nachrichtenbüros gehen. Als Le Monde es publizierte, schlug die PIDE zu...“

Salazar: „Wir glauben an Wahrheit und Gerechtigkeit, an das Schöne und Gute.“

Ich sitze auf einem Steinsitz der Hafen-Balustrade. Dieser Hafen, so las ich, ist einst für Galeeren bestimmt gewesen. Darin festgeschmiedete Sklaven hatten Kriege zu gewinnen... Soldaten bauen jetzt Gerüste auf. Ich frage einen Polizisten, was man hier baut. „Die Kriegsmarine wird gefeiert werden.“ Im ersten Augenblick bin ich erstaunt, weil man in Lissabon so leicht vergißt, daß Krieg ist — in Afrika.

„Svenska Dagbladet“, Stockholm, (kons.) schreibt am 14. 2. 66: „Die Regierung des Premierministers Salazar hat erkannt, daß die jetzige Politik nicht das gewünschte Resultat ergibt... die afrikanischen Gebiete behalten zu können... grundlegende Haltung der nationalen Verteidigung... beunruhigende Ziffern für die Woge der Emigration, ca. 120 000 Portugiesen sind voriges Jahr emigriert...“

„Dagens Nyheter“, Stockholm, (lib.) schreibt am 4. 5. 66: „Durch eine Eingeborenensteuer hat man die Bauern zu einer Geldhaushaltung getrieben... basiert auf Erdnüssen. Die Widerstandsbewegung in portugiesisch Guinea wurde in den Städten geboren... PAICC forderte nationale Unabhängigkeit und organisierte eine unterirdische Widerstandsbewegung... Der Hafenarbeiterstreik 1959 wurde von ihr organisiert, 50 Afrikaner wurden getötet... Die portugiesische Administration befaßt sich mit Steuereintreibung und Kontrolle, daß die Afrikaner nicht ihren Aufenthaltsort wechseln...“

Salazar: „... als das Höchste und Schönste liegt uns die immer wirksamere und bessere Fürsorge für die Eingeborenen ob. Sie unserer christlichen Zivilisation zu gewinnen, ist eines der kühnsten Ideale des portugiesischen Kolonialwerks... portugiesischer Entdeckungs- und Kolonisationsgeist hinterließ die Humanität seiner lateinischen Seele...“

„Humanität der lateinischen Seele...“ denke ich und wende mich an Heinrich Hagelganß, er zählt, 1641, in seiner „Kurtzen, aber nachrichtsamen Beschreibung“ ein Dutzend portugiesische Kolonien auf. Da ist u. a. zu lesen: „St. Tho-

mas; Zucker, Baumwollen, und schwartze Slaven, welche zu Lisbona wie das Vieh umb 2, 3 oder 400 Ducaten verkauft werden. Cabo Verd: Zucker, Baumwollen, Häute, Ziegenfell, Reiß, Wachs, Oel und schwartze Slaven...“

„Aber“, sagt Hagelganß dann, „weil die Africaner und Barbarier behend seyn, griffen sie die Portugiesische Reuterey allemahl wiederumb mit einem Sturm an.“ Camoes, der verstaubte National-Poet, nennt die „Africaner“ immer voll Verachtung: Mohren.

„Dort wirst du sehen den wutentbrannten Mohren
von seinen eignen Pfeilen hingestreckt:

Denn wer bestehn die Deinen will, erkenne

daß er durch Widerstand sich selbst bekämpft.“

Die letzten beiden Zeilen könnten geradezu über den Portalen der Politischen Polizeikeller stehen!

Der Engländer Perry Anderson schreibt in seiner Abhandlung „Portugal und das Ende des Ultra-Kolonialismus“: „Silber und Sklaven waren der Anlaß für die Erforschung Angolas. Von 1580—1860 wurden 1 Million Sklaven von Angola exportiert... Die portugiesischen Kolonien aber: stagnierte Überreste von Sklaven- und Handelsstationen des 16. Jahrhunderts, die plötzlich nach innen expandierten unter der Drohung europäischer Konkurrenten.“

Als Herman Soyaux, Mitglied der deutschen Expedition, 1873 in Westafrika reiste, sagte der Afrikaner Azevedo zu ihm: „Jeder Weiße, der in unser Land kommt, will reich werden durch uns.“

Eine Wahrheit, die weiterhin primäre Gültigkeit hat, wovon noch gesprochen werden wird.

Soyaux, der kein Gemütsmensch ist (sich aber langsam wandelt), schreibt: „Das Leben eines Negerknechts gilt in Afrika nicht so viel wie ein Faß Palmöl... Die Hinweise: ‚Hier wird keine Gastfreundschaft gewährt‘ hat der Reisende schon öfters gelesen, aber beruhigt stellt er fest, daß sie nicht gut-situierten Gästen gelten, sondern den ‚para malandros‘, Taugenichtsen und Abenteurern, die sich ohne Lohn und Brot hungernd herumtreiben... mit fast mumienhaft ausgedörrten Gesichtern...“

Die Stadt Ambris wirkt so schmuck und reinlich auf Herrn Soyaux, daß er dafür hält, hier herrsche „germanische Abstammung“ vor. (Salazar würde sagen: lateinische!) „Bis in neuere Zeit war Ambris ein Hauptexportplatz für Sklaven nach Amerika... Jeder portugiesische Postdampfer bringt außer Europäern oft bis 100 deportierte Verbrecher mit. Söhne aus gebildeten Familien dürfen frei herumgehen, sie etablieren sich als Handwerker und Kaufleute.“

An anderer Stelle spricht Soyaux von Sandflöhen, „sie verursachen schmerzende Wunden, die einen höchst gefährlichen Charakter annehmen. Man sieht deshalb in Angola wenig Neger, die nicht lahmen, ja, manche haben an Stelle der Zehen nur noch einen unförmigen Klumpen...“

Hat sich das in hundert Jahren geändert? Galvao antwortete 1961: „Die Be-

völkerung der 1952 zur Provinz ernannten Kolonie Angola leidet derart unter der Nachlässigkeit portugiesischer Gesundheitsbehörden, daß 60 Prozent der Kinder sterben und 33 Prozent der Angolaner arbeitsunfähig sind ... Es gibt keine Krankenpflege in den Kolonien.“

Soyaux: „Die Weißen gehen hier fast nie zu Fuß ... Rohr- und Polsterbank, die von zwei Negern getragen wird ... Wer es bezahlen kann, läßt sich Trinkwasser in Tonnen von weither kommen ...“ Und nun resümiert er: „Es gibt keine Kolonie, in welcher ein zivilisierter Staat so unendlich viele Unterlassungsünden begeht wie das prahlerische Portugal in Angola, dieser Perle Afrikas ...“ Er teilt mit: „Die Eingeborenen wissen sehr wohl, daß sie von den Weißen betrogen werden und suchen sich zu revanchieren. 1871 rebellierten die Neger in Ambris, 1873 in Braganca, 1874 im Maldansche-Bezirk, 1875 garte es in Encoge ... eine Katastrophe scheint unvermeidlich ...“

Es gab also schon damals „Subversivkriege“, sie sind nicht Erfindung von Kommunisten. Und daß es noch nicht zur Katastrophe gekommen ist, liegt an den Machtmitteln der „portugiesischen Reuterey“ und ihrer gleichgesinnten Verbündeten.

Ich lasse eine jüngere Stimme hören: O. Jessen, der — außer daß er Forschungsreisender in Geologie und Botanik war — die Möglichkeiten der Ansiedelung von Deutschen in Angola studierte. Er schreibt 1936: „Der Aufseher trug als Zeichen seiner Macht eine mit Messingdraht umwickelte Nilpferdpeitsche ...“

Soyaux sprach, 60 Jahre früher, folgendermaßen: „Die furchtbaren Hiebe mit der Peitsche aus Flußpferdhaut sind ein grausames, aber wirksames Schutzmittel.“

Ein Kolonialminister sagt, wiederum 25 Jahre später als Jessen: „Offiziell ist die Prügelstrafe verboten.“

Ich lasse O. Jessen fortfahren: „Daß Frauen und Kinder von der portugiesischen Verwaltung zum Straßenbau herangezogen werden, habe ich auf meinen Reisen in Angola häufig gesehen. Sie müssen für die Ehemänner bzw. Väter rückständige Steuern abverdienen. Sehr viele Weiber waren durch Kröpfe verunstaltet ... Das Maisklopfen ist immer Sache der Weiber, stundenlang sitzen sie in der prallen Sonne auf den glühend heißen Felsen bei dieser recht anstrengenden Arbeit ...“

Herr Jessen liebt es, afrikanische Frauen mit „Weiber“ zu bezeichnen. Überhaupt steht er nicht etwa auf der Seite der Ausgepowerten, deren Situation er lediglich mit eisiger Sachlichkeit aufzeichnet. Gerade deswegen wird Jessen aber — ungewollt — zum Verteidiger jener „Weiber“, ihrer Männer und Kinder.

„Von den Dorfbewohnern können einige lesen und schreiben. Sie sind dreist und scheinen sich durchaus gleichgestellt zu fühlen. Es ist leider eine immer wieder zu beobachtende Tatsache, daß solche von der Zivilisation beleckten Elemente es nicht nur gegenüber den Weißen, sondern auch den Alten des Dorfes an Respekt fehlen lassen.“

Ungenießer, deswegen deutlicher, kann man es nicht ausdrücken, weswegen man — unter anderen Gründen — die afrikanische Bevölkerung von Zivilisation unbeleckt läßt. Der Forschungsreisende Jessen wünscht auch für sich, daß die „Alten des Dorfes“ Respekt genießen, denn mit ihnen handeln er und seine Frau den günstigen Erwerb folkloristischer Schätze aus. Sie möchten ihren Schund (Glasperlen, Federmesser usw.) gegen die schönen Hand-Arbeiten der Eingeborenen tauschen, „jedoch, am liebsten ließen sich die Neger in portugiesischem Geld bezahlen.“ Immerhin gelingt es ihm, mit Hilfe eines Häuptlings, zum Beispiel „geschnitzte Keulen, die heute nicht mehr hergestellt werden“, einzuhandeln. Aber er klagt: „Die ethnologische Ausbeute ist gering. Einer der Männer warf uns das Geld vor die Füße, das wir ihm für den Halsring seiner Frau boten.“

Ein Labsal, solches zu lesen! Meistens klingt es freilich so: „Es muß anerkannt werden, daß die Portugiesen in Angola es verstanden haben, den Respekt vor den Weißen zu erhalten. Sie treten, wie das in Angola üblich ist und von der Regierung vorgeschrieben, an den Wegrand und lassen mit dem Hut in der Hand den Weißen vorübergehen.“

Er fährt fort: „Die Sellas sind auffallend gut gebaute Menschen ... Sie werden von den Portugiesen scharf an der Kandare gehalten und sind dadurch scheu, finster und mißtrauisch geworden. Wenn ich eines ihrer Dörfer betrat, fand ich gewöhnlich alle Hütten verschlossen, das Dorf menschenleer. Die Bewohner waren geflohen und hockten hoch oben auf steilen Felsen ...“

Das Credo des Premierministers aber lautet: „Wir glauben an Gott. Wir glauben an das Vaterland. Wir glauben an die Arbeit. Wir glauben an die Autorität. Wir glauben an die Familie.“

Jessen: „Feuerwaffen werden von den Portugiesen sorgfältig verborgen. Es gibt, außer Diamantenschmuggel, kaum Vergehen, die so streng bestraft werden wie unbefugter Waffenbesitz.“ Welches ist diese „strengste Strafe“? Er sagt es: „Das offizielle Züchtigungsinstrument, das von altersher von den Portugiesen verwendet wird, ist die gefürchtete ‚Palmatoria‘, eine mit Kerben versehene gestielte Holzscheibe, mit der die Handfläche des Sträflings bearbeitet wird.“

„Das Prinzip, nach dem wir Portugiesen uns in Afrika immer gerichtet haben, ist das der Achtung für die Menschenwürde der Afrikaner.“ So spricht Adriano Moreira, früherer Kolonialminister in seinem Buch „Portugals Überseepolitik“, erschienen in der Bundesrepublik 1963. Und weiter: „Auch sind wir der Überzeugung, daß Afrika reicher wurde, als wir dort die Grundbegriffe von Staat und Vaterland einpflanzten.“

Jessen: „Da die Weiber von Jugend auf schwer arbeiten müssen, früh Mütter werden und eine große Anzahl Kinder in die Welt setzen — von denen allerdings zwei Drittel im ersten Jahr sterben — altern sie schnell. Die meisten Weiber, die man sieht, haben einen abgezehrten, verunstalteten Körper ...“

Salazar sagt: „Die Arbeit der Frau sollte aus unserem Wirtschaftsleben verschwinden.“

Jessen: „Lasten von 50 Kilo und mehr werden im glühenden Sonnenbrand durch die wasserlose Küstensteppe geschleppt, 200 km und mehr, bei Tagesleistungen von 35—40 km... Auch Weiber sieht man, die außer dem unvermeidlichen Säugling ansehnliche Lasten schleppen, sogar Kinder von 5—6 Jahren sind beladen...“

„Wir entziehen uns nicht der Pflicht, die sich aus unserer missionarischen Verantwortung ergibt“, spricht Moreira. Und Jessen: „Die Lebensdauer (der Afrikaner) dürfte 50—55 Jahre höchst selten überschreiten... In wildarmen Gegenden verschmäht der Eingeborene nicht den Genuß von Ratten, Mäusen, Larven u. dgl. Die Jagd war einst ergiebig, aber mit dem Wildbestand haben die Europäer und Buren gründlich aufgeräumt.“

Moreira: „Wir wollen in Afrika bleiben, denn zwischen Südafrika, das die Schwarzen diskriminiert, und Nordafrika, das die Weißen verfolgt, wahren wir eine Zone, in der die ewigen Werte des Humanismus noch gelten.“

Auch Salazar betont, daß es eine Rassenfrage in seinem Reich nicht gebe. Jedoch verdienen die Weißen von Afrikas Landarbeitern 3000 Escudos monatlich. Eine weitere irrelevante Behauptung aus Moreiras Buch: „Der portugiesische Mulatte ist immer ein Sohn der Liebe gewesen und nicht das Resultat von Gewalthandlungen gegen eingeborene Frauen.“

Jessen: „Der Verkehr mit schwarzen Weibern ist allgemein verbreitet, heißt es.“ „Die schwarze Frau steht für den Portugiesen tief unter der weißen“, schreibt Ernst Gerhard Jacob (in seinem Buch „Das portugiesische Kolonialreich“, 1940). Es ist denn auch mehr als unwahrscheinlich, daß die portugiesischen Gebieter jene armseligen „Weiber“, die demütig am Wegrand stehen, Kröpfe und früh verunstaltete, abgezehrte Körper haben (s. Jessen), die Untergebene sind, liebten! Jessen, obzwar zur Seite Moreiras gehörend, führt mit seinen sachlichen Feststellungen diesen ad absurdum. Und doch machen seine Menschen betreffenden Milieuschilderungen nur einen kleinen Teil seines auf Geologie und Botanik konzentrierten Buches aus.

Regelmäßig gibt er potentiellen deutschen Siedlern wertvolle Tips: „Der Tageslohn betrug auf den von mir besuchten Fazenden 2 Angolares (40 Pfennige). Die Arbeit dauert mit kurzer Mittagspause von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Unter Berücksichtigung für ärztliche Behandlung und Unterkunft belaufen sich die Ausgaben für einen schwarzen Arbeiter auf 75 Angolares im Monat... Die Arbeitsverhältnisse sind im Ganda-Bezirk recht günstig...“

Mit einer Selbstverständlichkeit, die einen schamrot macht, versteht Jessen unter „günstigen Arbeitsverhältnissen“ stets und ausschließlich die des Pflanzers, Farmers, Siedlers, des Arbeitgebers. Welcher übrigens „alle drei Jahre eine Erholung in Europa braucht“. Stereotyp wiederholt sich: „Kein Arbeitermangel.

Die Löhne sind niedrig. Man rechnet, daß ein schwarzer Arbeiter pro Tag 25 Pfennige mit Verpflegung kostet...“

Wenn diese Mitteilungen nicht von einem, den Angola-Okkupanten ergebenen, Mann stammten, der kein Interesse daran hatte, diese zu blamieren — man würde sich weigern, ihm zu glauben.

Schwierigkeiten für den Siedler sind nicht zu verkennen: „Der Leiter klagte sehr über das Eingeborenenmaterial („Eingeborenenmaterial“!) Die Arbeiter mußten scharf angefaßt werden... Trägheit und Unzuverlässigkeit. Meistens arbeitet der Neger nur so lange bis er genug Geld zusammen hat, um die Kopfsteuer bezahlen zu können. Die jährliche Kopfsteuer — 1930 betrug sie 16 Mark — muß in Geld bezahlt werden. Auch Kranke müssen zahlen.“

16 Mark erscheint wenig. Da aber die Eingeborenen kein Geld haben, mit Geld nicht umgehen, es nicht „sammeln“, wie Jessen betont, fällt es ihnen schwer, die — vom Okkupanten zu unrecht geforderte — Summe aufzubringen. Es ist aber der Sinn der „Kopfsteuer“: daß man sich beim Pflanze verdingt, zu den menschenunwürdigsten Löhnen der Welt. Und so kommt es, daß auch Frauen und Kinder diese schwere Arbeit leisten müssen.

Es handelt sich aber nicht nur um Kopfsteuer — verschiedene Arten von Zwangsarbeit dienen der effektiven Ausbeutung. Moreira nennt es: „Erfassung und berufliche Ausbildung immer breiterer Schichten der Eingeborenen-Bevölkerung“. Perry Anderson schreibt: „Die freiwillige Arbeit unterscheidet sich darin von der Kontraktarbeit, daß der Mann in der Region arbeitet, in der er wohnt... hier sind die Löhne noch geringer... Die Kontraktarbeit ist der wichtigste Typ der Zwangsarbeit. Es müssen viele Bedingungen erfüllt sein, damit der Eingeborene nicht als ‚Tagedieb‘ betrachtet wird. Sie haben eine solche Form, daß so gut wie die ganze afrikanische Bevölkerung sie nicht erfüllt. Weswegen sie also in das ökonomische oder administrative System eingegliedert werden. 95 Prozent oder mehr werden zur Zwangsarbeit eingezogen. Nur etwa 12 000 Afrikaner haben eigenes Vieh, ebenso einen eigenen Pflug.“

Marvin Harris schreibt: „Weniger als 5 Prozent der arbeitsfähigen männlichen Eingeborenen im südlichen Mozambique erlaubt das Gesetz, in ihrer Heimat zu bleiben.“

Perry Anderson: „Männer können bis zu einem Jahr verschickt werden.“

Salazar: „Wir glauben an die Familie... Die Familie ist der reinste Quell der inneren Werte.“

Moreira hebt „unsere Gesetze zum Schutz der Familienordnung“ hervor.

Perry Anderson teilt mit, daß noch 1954 „4 Escudos, 50 Pfennige täglich bezahlt“ wurden. „In manchen Gegenden 30 Pfennige...“ Und an anderer Stelle: „Alle Erde wird für Baumwollanbau in Anspruch genommen. Das Resultat für die Eingeborenen ist: Hungersnot. Die Ernte wird zu äußerst niedrigen Preisen angekauft... Die Afrikaner drängen sich zur Grubenarbeit, denn wenngleich die Löhne sehr niedrig sind, sind sie immer noch höher als die Landarbeiterlöhne...“

deswegen Auswanderung nach südafrikanischen Gruben ... 1,50 DM täglich für einen Bergwerksarbeiter. Geringere Löhne als vor 60 Jahren ...“

Virchow sprach einst — die immer noch gültigen — Worte: „Der Untergang der Naturvölker (d. h. der Nichterfolg von Zivilisationsversuchen) liegt nicht an jenen rohen Völkern, sondern an der Roheit der Europäer und ihrer Unfähigkeit, jene Völker zu erziehen.“

Die Erziehung betreffend, so schreibt Magnus Mörner (in „Portugals außereuropäischen Besitzungen“, 1961): „Von Angolas 1 Million Kinder im Schulalter können nur 80—90 Tausend einen rudimentären Unterricht bekommen. Nicht leicht, dann zu den Zivilisierten, den ‚Assimilados‘ zu gehören. In den größeren Städten mit ihren hübschen europäischen Vierteln gibt es eine große afrikanische Bevölkerung, die in großer Misere lebt. Sie hatten keine Gelegenheit, ‚zivilisiert‘ zu werden, und gleichzeitig sind sie von ihrer Stammeszugehörigkeit losgerissen worden ...“

Moreira jedoch redet von der „nie endenden Hauptaufgabe, die Menschen ein wenig glücklicher zurückzulassen als wir sie vorgefunden haben“, und bedauert scheinheilig, daß „wir aus Sorge um die Authentizität unserer Gesetzgebung den Primitiven das Wahlrecht nicht gewähren“ und die „Zahl der Assimilados“ sei „nur mit einigen Zehntausend ausgewiesen“.

„Neue Kritik“: „99,64 Prozent der afrikanischen Bevölkerung Angolas sind Analphabeten. Auf 1 Million Afrikaner kommen 6, die eine Hochschule besuchen.“ Also ist das „kulturelle Erbgut“ der weißen Rasse, von dem Moreira gern spricht, nicht vorzufinden. „Neue Kritik“: „Ironischerweise können 23 Prozent der weißen Bevölkerung Angolas selbst weder schreiben noch lesen.“ (Ob auch ihnen das Wahlrecht nicht gewährt wird?)

Folgendermaßen charakterisiert Jessen den afrikanischen Naturmenschen: „Schnell verzagt und unglücklich, schnell wieder fröhlich, mehr zu Frohsinn als zu Ernst neigend, ohne Sorge noch Vorsorge für die Zukunft ... greift spontan nach dem, was ihm gefällt, ohne eigentlich diebisch zu sein.“ Und: „Die lange Berührung mit Weißen hat den Charakter der Neger ungünstig beeinflusst.“ Das geht wohl auch auf die Rechnung der Missionare.

Der Neger Azevedo sagte im vorigen Jahrhundert: „Schickt uns ehrliche Männer als Missionare!“ Vielleicht sind sie in diesem Jahrhundert ehrlicher ...

Das Wissen des Universitätsprofessors O. Jessen ist größer als sein Gewissen. (Er machte übrigens seine Reise 1931/32, die IG Farben unterstützte sowohl Reise wie Ausgabe seines Buches „Reisen und Forschungen in Angola“, das 1936 erschien.) Doch manchmal hat selbst er menschliche Regungen: „Über die Qualität der Arbeiter hörte ich viele ungünstige Urteile, jedoch hängt es gewiß auch sehr von der Behandlung und Bezahlung ab.“

Galvao spricht vom Widerstand der weißen Pflanzer „gegen jede ökonomisch anständige Lohnpolitik“, er bricht in die berühmten verzweifelten Worte aus: „Nur die Toten sind frei von Zwangsarbeit!“

Er fährt fort: „Geburtenfürsorge, Kinderpflege, Kampagne gegen die Schlafkrankheit, Malaria usw. existieren nur auf dem Papier ... So kann es nicht überraschen, daß die Kindersterblichkeit auf 60 % angestiegen ist und die Sterblichkeitsrate unter den Arbeitern auf 40 % ... Heute wird der Eingeborene nicht mehr gekauft, man leiht ihn sich von der Regierung. Wenn er krank wird oder stirbt, kann sein Herr damit rechnen, neue Zwangsarbeiter nachgeliefert zu bekommen. So haben manche Plantageherren 35 % ihrer Arbeiter verloren, aber nie Schwierigkeiten gehabt, von der Regierung Ersatz zu erhalten. Tatsache, daß wir das alles schon über ein Jahrzehnt gewußt und nicht eine einzige wirksame Maßnahme getroffen haben ... Die Emigration aus den portugiesischen Kolonien ist fast so groß wie die aller übrigen Territorien zusammen.“

Moreira: „Ohne den Geist der sozialen Gerechtigkeit, hauptsächlich auf dem Gebiet der Arbeitsverhältnisse ... wäre unser ganzer Aufbau nicht möglich gewesen.“

Macchiavellistisch, im Sinne der Nazis, die ans KZ schrieben: „Jedem das Seine“ sagt Moreira: „... der alten Regel folgend, die uns befiehlt, jedem das zu geben, was ihm zusteht.“

Kann er der Meinung sein, daß die vorfindbaren Verhältnisse den Ureinwohnern des Kontinents „zustehen“ oder kennt er diese Verhältnisse nicht? Für einen Kolonialminister dürfte letzteres ausgeschlossen sein. Seine Kenntnis geht denn auch aus folgendem Satz hervor: „Es gibt eine neue Generation von Unternehmern, von der wir viel erhoffen, weil sie weiß, daß alle Güter zur Ausbeutung da sind, mit Ausnahme des Menschen.“

Mit dem „erhoffen“ dürfte es allerdings eine führende Persönlichkeit nicht genug sein lassen! Das betrifft auch den Regierungschef Salazar, wenn er feststellt: „Das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte führt oft zu Benachteiligung“ — und sich dann mit der „Benachteiligung“ abfindet, wie kraß sie immer ausfallen mag ...

Milde mahnt Moreira: „Ich möchte die Privatwirtschaft noch einmal darauf aufmerksam machen, daß sie nicht zugleich größere Investitionen verlangen kann und sich selber bemühen, die eigenen Ersparnisse außer Land zu bringen.“

Zur Wirtschaftslage schreibt Rolfjürgen Francke in „Außenpolitik“, 1962: „Erst der schmutzige Krieg im Regenwald hat den Portugiesen die Einsicht gebracht, daß die auch heute noch im Mutterland herrschende Wirtschaftspolitik überholt ist. Manchmal will es dem Beobachter so scheinen, als hätten sich in den Überlegungen der einheimischen Großunternehmer noch immer Regeln des heiligen Augustinus festgesetzt, nach denen Armut und Reichtum von Gott gegeben und deshalb nicht zu ändern seien ... Es bedarf wohl keiner Hinweise, wie solche, in der Tradition verstrickten wirtschaftlichen Gedankengänge die Erschließung der afrikanischen Gebiete gehemmt haben ...“

Also haben die „Großunternehmer“ mit den Leibern ihrer Sklaven nicht einmal etwas an sich Großes aufgebaut! Göran Palm fragt in seinem „En orättvis

betraktelse“: „Sollen die Reichen in der Welt vollständig siegen oder sollen die armen Milliarden die Chance bekommen, selbst eine menschenfreundliche Existenz aufzubauen?“

In den portugiesischen Kolonien haben sie zum mindesten mit dem Widerstand begonnen. Es verhält sich nicht mehr so wie Camoes von sich gab:

„Dein Anblick schon besiegt den schnöden Heiden,
daß er den Hals dem Joche fügsam zeigt.“

Perry Anderson schreibt über den Beginn der Entjochung: „Als 1960 die Dörfer Icola und Bengo friedlich demonstrierten, weil der angolische Poet Agostinho Neto deportiert worden war, wurden die Leute niedergeschossen und ihre Dörfer verbrannt . . . Am 4. Februar 1961 fielen die Afrikaner das Militärgefängnis und das zivile Gefängnis an. Ein weißer Pöbelhaufe lief Amok, rief: *Mata todos!* (Tötet alle!) . . . Am 15. März 1961 brach die nationale Erhebung aus. Bewaffnete Verbände schlugen los, in einer Stadt nach der andern . . . Die portugiesischen Siedler wurden evakuiert. Der Bischof von Luanda wurde verhaftet, weil er ‚Terrorismus organisiert‘ hätte. Alle ausgebildeten Neger wurden erschossen, andere vom Pöbel gelyncht. . .“

Moreira drückt es anders aus: „Der Sinn für soziale Verantwortung bei der Bürgerschaft unserer Überseegebiete . . . erwies aufs schlagendste die tapfere Entschlußkraft, mit der die kleinen Siedlergemeinschaften sich zur Verteidigung gegen die Mordbanden organisierten. (Entsprechend der Verteidigung gegen die Mauren im Mittelalter.)“

Und so verteidigten sich die Siedler gegen die „Mauren“:

Perry Anderson: „Afrikanische Dörfer wurden mit Raketen, Maschinengewehren, Napalm vernichtet. Eine Grammatik zu besitzen, einen Radioapparat oder ein Fahrrad, war genug, einen Afrikaner verschwinden zu lassen. 30 bis 50 Tausend Afrikaner sind tot, davon 1 Tausend Portugiesen.“ (Observer, 21. 5. 61.) José Gonçalves schreibt (in „Jeune Afrique“, 1967): „Ein wahrhafter Sklavenaufruhr, spontan, verzweifelt, heroisch, unorganisiert . . .“

Moreira verdächtigt aber den „internationalen Kommunismus“: „Wir opfern Menschenleben und Eigentum, um einen Sperriegel gegen den Vandalismus zu errichten, der seine ersten Triumphe in Europa gefeiert hat und nun auf dem afrikanischen Kontinent zu triumphieren sucht.“

Per Wästberg, schwedischer Schriftsteller und Afrika-Experte, schreibt (in „Dagens Nyheter“, 1967): „Frelimo (Mozambiques Freiheitsfront) bekommt Waffen durch die OAU (afrikanische Einheitsorganisation). Die angolischen Rebellen wenden hauptsächlich von den Portugiesen geraubte Waffen an. Die meisten haben bloß Waffen, die sie selbst anfertigen können. Die Hilfe von den kommunistischen Ländern ist stark übertrieben. Für einen Marxisten liegt die revolutionäre Situation im südlichen Afrika noch nicht vor . . .“

Um zum Beginn des Kampfes zurückzukehren: Perry Anderson schreibt, daß

„die Aussicht auf baldigen Sieg der Nationalisten verschwand, portugiesische Truppen trafen ein . . .“

Hansjürgen Francke: „Die Frage, ob der Aufstand 1961 auch ohne Truppen des Mutterlandes hätte niedergekämpft werden können, muß unbedingt verneint werden.“

Die Truppen trafen also ein, obwohl „die offizielle portugiesische Kolonialpolitik im eklatantesten Widerspruch steht zu den amtlichen amerikanischen Anschauungen vom Selbstbestimmungsrecht der jungen Völker“ (Francke).

Salazar: „Unsere Kolonien sollen die hohen Schulen des Nationalismus werden“ — sie wurden es. Aber nicht des portugiesischen Nationalismus!

„Die Zeit, in der man von Gewaltlosigkeit sprach, ist definitiv vorbei“, sagt Per Wästberg, „jede Bewegung versucht, ihre jungen Männer für den Guerillakrieg auszubilden.“

„Der Befreiungskrieg in Guinea war besser vorbereitet“, meint Perry Anderson und Rolf Gustavsson (in „Dagens Nyheter“, 1967): „Im Juli 1962 begann der bewaffnete Kampf in Portugiesisch Guinea. 1961 hatte Portugal 4 000 Soldaten im Land, heute etwa 25 000 . . . Die PAICC versucht aufklärend zu wirken, Stammesgegensätze zu überbrücken. Man hat 20 000 Kindern während des Krieges Möglichkeit zum Schulbesuch gegeben. Amílcar Cabral, der Anführer der Nationalisten betont, daß der Kampf nicht aufs Dorf beschränkt ist, nicht einmal nur auf die Selbständigkeit des Landes, sondern daß er die ganze Dritte Welt umfaßt . . . Mit Hinsicht auf das verstärkte Engagement der USA im Lande könnte eine Revolution große Ähnlichkeit mit Vietnam bekommen . . .“ Gonçalves spricht davon, daß die Weißen „schon Kontakte mit Salisbury und Pretoria etabliert“ haben. Und daß sie sich Unabhängigkeit wünschen, aber „eine Unabhängigkeit à la Smith, um der Gefahr, daß das portugiesische Afrika in die Hände der Farbigen fällt, zuvorzukommen.“

Die Situation ist aber für die Freiheitskämpfer gegenwärtig nicht besonders günstig, weil sie, wie Per Wästberg mitteilt, in viele Gruppen zersplittert sind. „Eine Versöhnung scheint mir für den Augenblick (August 1967) entlegener denn je. Kairo und Accra haben deren Rundfunksendungen nach Südafrika gesperrt, während Südafrikas eigene Propaganda von Jahr zu Jahr aggressiver wird. Südafrika und nicht der südafrikanische Nationalkongreß hat die Mittel, sich im Fernsehen der USA und Westdeutschlands Propagandazeit zu kaufen . . .“ Und über die Inhalte der Uneinigkeit sagt Wästberg zum Beispiel folgendes: „Afrikanische Anführer denken kaum in ideologischen Linien. Die Unterschiede zwischen Osten und Westen haben keinen praktischen Einfluß, werden hauptsächlich rhetorisch ausgenutzt. Die Uneinigkeit Sowjet — China hat jedoch in bezug auf Hilfe negative Folgen.“

Ich kehre nochmals zum Beginn der Erhebungen in Angola und anderen „Provinzen“ zurück. Eine direkte Folge war das amtliche Dekret vom 27. 4. 1962: „Eine Nötigung zur Arbeit durch irgendeine Form von Zwangsanwendung ist

nicht mehr zulässig. Es gibt keine strafrechtlichen Sanktionen mehr für den Fall der Nichteinhaltung eines Arbeitskontraktes. Der Staat ist verpflichtet, durch Inspektionen die Einhaltung des Gesetzes zu überwachen.“

Inspektionen haben aber auch schon vorher stattgefunden — d. h. sie haben nicht wahrhaftig stattgefunden, und warum sollten sie von nun ab wahrhaftiger stattfinden? Wer von den portugiesischen Verantwortlichen ist schon ernsthaft daran interessiert, das „freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte“ zu beschränken? Längst ist die Vermittlung schwarzer Arbeitskraft in die Hände von Agenten übergegangen, „allgemeine Korruption ist die Folge des Systems“ (Perry Anderson).

Das „Dekret“ ist vielmehr an die UNO adressiert, „jene fromme Organisation“, wie Moreira sie verächtlich nennt, die — wie er fälschlich behauptet — den „Terroristen“ behilflich sei.

Per Wästberg schreibt (in dem Artikel vom August 1967): „Für die weiße Festung südlich vom Sambesi ist die UNO ein Papiertiger. Die Freiheitsbewegungen sind entschlossen, auf sich selbst zu bauen, nicht auf das übrige Afrika, nicht auf die UNO und das Gewissen der Menschheit . . .“

Ich lese in „Dagens Nyheter“ am 1. Dezember 1967, daß Salazar eine seiner nunmehr seltenen Reden gehalten hat und erklärt, daß die Sowjetunion und übrige Ostblockländer sich darüber klar seien, daß man Verwaltung und Regierung den „Besser-Ausgerüsteten“ anzuvertrauen habe, nicht der Majorität. „Aus diesem Grunde fahre ich fort, Rußland und dessen Satelliten zu bewundern, mit den Afrikanern und ihren Passionen Mitgefühl zu haben und kein Verständnis für die Europäer und Amerikaner, die weiterhin die Horizonte der Welt nicht klar übersehen können.“ Salazars Hauptthema sei gewesen, berichtet die Zeitung, daß die meisten afrikanischen Staaten sich nicht selber leiten können und daß Portugals „wohlmeinender Kolonialismus“ in Angola, Mozambique und Port. Guinea „die logische Lösung“ sei. Portugal glaube, im Gegensatz zu übrigen europäischen Ländern, an seine zivilisatorischen Aufgaben.

„Die Folge ist“, sagt Salazar, „daß wir Rechte und Pflichten haben, die uns zu einem gewissen Auftreten zwingen, was scharfen Widerstand gegen die zersplitternden Kräfte, die in unsere überseeischen Provinzen dringen, bedeutet.“ Er soll weiterhin behauptet haben, daß Portugal in seinen Kolonien wie lange auch immer durchhalten könne. Und schließlich bezeichnete er das südliche Afrika als „die einzige feste Garantie und den Bundesgenossen der Westpolitik in Afrika“.

Da kommt der Bocksfuß also doch zum Vorschein, trotz anfänglicher Verbeugungen vor dem Osten, die wohl eine Art Danksagung dafür darstellen, daß der Osten — wider Erwarten — nicht merkbar in den Kampf eingegriffen hat. Salazar hat vielleicht das Märchen vom Internationalen Kommunismus ad acta gelegt? (Das de facto ja auch nicht existiert, dafür sorgen schon CIA und die Angst der SU vor einem Kernwaffen-Weltkrieg.)

Auf dem Bild, das dem Artikel beigegeben ist, sehe ich, daß der 78jährige Premierminister nicht mehr über die straffe Strenge der Züge verfügt, sondern daß ein schwammiger Greis einen da angriemelt.

Welches ist nun Salazars „gewisses Auftreten“ in den Kolonien?

Virgilio de Lemos spricht darüber (in „Dagens Nyheter“, August 1967): „Die politischen Gefangenen sitzen bei der PIDE, im Machavaggefängnis, in Konzentrationslagern . . . 1966 mehr als 17 000 Gefangene. Haben keine Möglichkeit, Rechtshilfe zu bekommen, freizuwerden oder auch nur einen Prozeß zu veranlassen . . . Die PIDE-Agenten haben die Freiheit, Gefangene auf unbestimmte Zeit festzuhalten, zu foltern und zu töten . . . Dringend wäre eine Untersuchung der Lage von seiten internationaler Organisationen, wie der UNO . . .“ Ein Mann von Mozambiques Freiheitsfront sagte zu Per Wästberg: „Wir haben ein zehnjähriges Handlungsprogramm und kein Datum für den Beginn der Selbständigkeit . . .“

„Die Männer der Freiheitsfront“, fährt Wästberg fort, „wollen handeln, etwas tun, um nicht den gewöhnlichen traurigen Weg vom Idealismus zum Zynismus gehen zu müssen. Sie glauben an kein Paradies, nur daran, ein Übel gegen ein geringeres zu tauschen. Sie sind Partisanen. Sie ziehen einen toten Tod dem lebenden Tod des Exils oder der Zwangsarbeit vor. Es bedarf mehr als Gewehrkugeln, sie zu stoppen.“

Es geht um den Kampf — und es geht letztlich darum, wie die jungen Staaten ihre Selbstverwaltung aufziehen sollen. Aber können sie überhaupt ungehindert aufbauen? Steht nicht überall und dauernd eine Intelligence Agency, eine Union minière bereit, der Welt zu beweisen, daß jene auf einen „wohlmeinenden Kolonialismus“ angewiesen sind?

Ich gebe schließlich Göran Palm das Wort: „Wir scheinen nicht willig, klar zu sehen, daß Kapitalismus und Parlamentarismus in den meisten U-Ländern Fiasko gemacht haben, die diese Systeme anzuwenden versuchten, während verschiedene Formen von Sozialismus und Einparteiherrschaft oft geglückt sind.“

Hans Peter Hohn Schutzmarke: Goethe

Die auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik am Beispiel des Goethe-Instituts.

„So gibt es keine einzige Aufgabe, die so wichtig wäre wie dieses, die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen.“

Houston Stewart Chamberlain im September 1914

„Wir wollen der deutschen Sprache als einer Weltsprache den ihr gebührenden Platz erobern. Wer mit dem großen Deutschland an einem Tisch sitzen will, der muß ...“

Der Präsident der Deutschen Akademie 1941

„Ich habe ... des öfteren das Goethe-Institut besucht und ich habe also eine wunderbare Aufnahme gefunden ... das Goethe-Institut hat total verstanden, um was es sich im Kongo dreht.“

Kongo-Müller 1965

„Gegen die Gefahr eines internationalen Klassenkampfes zwischen ‚entwickelter‘ und ‚unterentwickelter‘ Welt müssen positive Kräfte entwickelt werden.“
Ein leitender Mitarbeiter des Goethe-Instituts zur Pflege der deutschen Sprache und Kultur im Ausland. 1966

„Wir werden dem Hohen Hause ... so etwas wie ein Aktionsprogramm für die Wiederherstellung der Weltgeltung der deutschen Sprache vorlegen.“

CDU-Bundestagsmitglied Martin im August 1967

„Das Goethe-Institut gehört, nimmt man alles in allem, zu den wenigen Institutionen, die sich in der kulturellen Selbstdarstellung der Bundesrepublik in anderen Ländern behaupten gelernt haben und für unser Land etwas zuwege bringen.“

SPD-Bundestagsmitglied Lohmar im Februar 1968 in der „Zeit“

Kaiser Wilhelm II besuchte 1899 auf einer Türkeireise die deutsche Schule in Konstantinopel und versprach ihr einen Zuschuß aus Reichsmitteln. Der langjährige Leiter der Kulturabteilung des Bonner Auswärtigen Amtes und jetzige Botschafter beim Heiligen Stuhl, Dieter Sattler, sieht in dieser Zuwendung den Beginn der offiziellen auswärtigen Kulturpolitik Deutschlands. Die Kulturarbeit im Ausland begann bezeichnenderweise mit der Pflege des Auslandsdeutschtums, denn am deutschen Wesen sollte die Welt genesen. Die in der Mehrzahl streng national gesinnten Schulvereine der Auslandsdeutschen wurden in den folgenden Jahren immer mehr von der Wilhelmstraße unterstützt, da sie gleichsam als Missionsstationen des nationalen Sendungsbewußtseins betrachtet wurden. Der erste Weltkrieg und die Jahre danach brachten keine Wende, sondern eher eine Aktivierung der alten Tendenzen. Das neue Regime glaubte, auf den alten Beamtenapparat nicht verzichten zu können; so saßen auch im Auswärtigen Amt der Weimarer Republik die Legationsräte I. und II. Klasse des wilhelminischen Regimes, mit einem Adelsanteil, der selbst für die Verhältnisse preußischer Ministerien ungewöhnlich hoch war. — Der Corpsgeist dieser Wilhelmstraßenclique hat dafür gesorgt, daß über alle Regimewechsel hinweg auch im Bonner Auswärtigen Amt der Anteil der Adligen unter den höheren Ministerialbeamten weit über dem Durchschnitt der anderen Bundesministerien liegt. — Im reorganisierten Amt der Weimarer Republik wurde 1920 eine eigene Kulturabteilung geschaffen, deren Aufgabe es sein sollte, neben der Schulförderung die gesamte Pflege des Deutschtums im Ausland zu verwalten.

Parallel zur staatlichen lief schon damals eine halbamtliche Kulturpflege im Ausland. 1917 (!) wurde in Stuttgart das Institut für Auslandsbeziehungen gebildet, das heute noch arbeitet. In München wurde 1925 die Deutsche Akademie „zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums im Ausland und zur Pflege der auswärtigen Kulturbeziehungen“ gegründet. In ihrem organisatorischen und ideologischen Rahmen richtete man 1932, zum 100. Todesjahr Goethes, das Goethe-Institut ein, das sich ausschließlich der Pflege und Verbreitung der deutschen Sprache im Ausland widmen sollte. Bald nach der Machtübernahme wurden Deutsche Akademie und Goethe-Institut gleichgeschaltet und ein Teil des nationalsozialistischen Propagandaapparates. Während des Krieges half das Goethe-Institut auf seine Weise mit, in den besetzten Gebieten Hitlers imperialistische großdeutsche Pläne in die Wirklichkeit umzusetzen. Deutsche Akademie und Goethe-Institut wurden 1945 aufgelöst.

Aber schon zu Beginn der 50er Jahre witterten einige bewährte Mitarbeiter der früheren Deutschen Akademie in der Bundesrepublik neue Morgenluft. Im Gefolge des Koreakonfliktes beginnt 1950 die Remilitarisierung der Bundesrepublik. Das Amt für Verfassungsschutz wird installiert. 1951: Revision des Besatzungsstatuts, Demontagestop und Ende des Industrierembates. Die BRD erhält die deutschen Auslandsschulen zurück. 1952: Beitritt der BRD zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft im Rahmen des Nato-Paktes. Im kalten

Krieg werden der wirtschaftlich erstarkenden Bundesrepublik neben dem Aufbau einer militärischen Front mehr und mehr Aufgaben in der ideologischen Bekämpfung des Kommunismus zugewiesen. Die Front geht jetzt nicht nur quer durch Europa, sondern liegt vor allem, geographisch nicht auf den Meter fixierbar, in den Entwicklungsländern, die man damals noch „unterentwickelte Länder“ nannte. Dort sollte die Bundesrepublik in Form von Entwicklungs- und Bildungshilfe ihren Anteil an der Aktion „Rettet die Welt vor dem Kommunismus!“ absolvieren. Daß deutsche Emissäre von einigen Ländern, die um Befreiung von der Kolonialherrschaft und deren Folgen kämpften, begrüßt wurden, weil man glaubte, heimliche Verbündete gegen die Kolonialherren gefunden zu haben, wurde stillschweigend und mit augenzwinkerndem Wissen der Nato-partner als willkommene Starthilfe hingenommen. Im rechten Augenblick wurde 1952 das neue Goethe-Institut als eingetragener Verein „zur Pflege deutscher Sprache und Kultur im Ausland“ gegründet.

Der in München eingetragene Verein war und blieb bis heute sehr exklusiv. Man kann sich nicht durch Antrag um eine Mitgliedschaft bewerben, denn die Vereinsmitglieder rekrutieren neue Mitglieder lediglich durch Berufung, Wahl oder wie man so etwas nennen mag. Dennoch unterstützen alle Steuer zahlenden Bürger auf dem Umweg über den Fiskus unfreiwillig die Ziele des privatrechtlichen Vereins. Der e. V. hat zwar nur 27 Mitglieder, erhält aber jährlich fast 40 Millionen DM Zuwendungen vom Auswärtigen Amt. Den 40 Millionen Staatszuschuß für die Auslandsarbeit stehen eine Viertelmillion Eigeneinnahmen gegenüber. Der Verein, der sich mit dem im In- und Ausland am meisten bekannten deutschen Dichternamen schmückt, dürfte damit eine Spitzenleistung im deutschen Vereinswesen einnehmen, was die Höhe des Staatszuschusses pro Vereinskopf und das Verhältnis von Zuschuß und Eigeneinnahmen betrifft.

Wie kommt es zu jener seltsamen Vereinskonstruktion, die Millionen Steuergelder schluckt, ohne daß ein normaler Staatsbürger Mitglied des Vereins werden dürfte, um — sagen wir einmal ganz naiv — sich die Kassenberichte des Vereinskassierers anzuhören oder den Präsidenten des Vereins mitzuwählen? Die Antwort ist einfach: Der Verein ist zusammen mit einer Reihe ähnlicher Hilfsorganisationen nur das Vehikel für bestimmte Aktionen der Regierung im Ausland. Diese Konstruktion hat unter anderem einen wichtigen Vorteil: Im Ausland, das etwaigen Regierungsaktionen mißtrauisch gegenüberstehen könnte, kann man darauf hinweisen, daß es sich nur um die Aktivität eines privaten Unternehmens handelt. Diese Täuschung auf Grund der — formal gesehen — privatrechtlichen Stellung des Goethe-Instituts wurde im Ausland zwar oft durchschaut — so mußten in einigen arabischen Staaten beim Abbruch der diplomatischen Beziehungen auch die Angestellten des Goethe-Instituts zusammen mit den Diplomaten die Koffer packen — geht aber andererseits so weit, daß selbst Mitarbeiter des Instituts im unklaren darüber blieben, welche Rechtsstellung sie zwischen dem formal als Arbeitgeber fungierenden Verein und dem faktischen

Auftraggeber Auswärtiges Amt innehaben. Im Jahresbericht 1965 gibt die Geschäftsführung des Instituts — allerdings in anderer Absicht — selbst zu, daß das Goethe-Institut „in vielerlei Hinsicht eine Zwittererscheinung“ ist.

Da vom Auswärtigen Amt und anderen Ministerien ein paar Dutzend ähnlicher Zwitterwesen unterhalten werden, liegt der Schluß nahe, daß Methode hinter dieser Praxis steckt. Abgesehen von der schon erwähnten Zweckmäßigkeit ihres privatrechtlichen Status sind diese Institutionen leicht zu handhabende Instrumente der Ministerialbürokratie. Das Delegieren von Aufgaben an Hilfsorganisationen, die außerhalb des Apparates zu stehen scheinen, sieht auf den ersten Blick sehr liberal aus, ist aber in Wirklichkeit nur eine raffinierte Weise der Herrschaft. Der Konkurrenzneid der Organisationen untereinander, der Streit um mehr Zuschuß, d. h. mehr Macht, ihre Kompetenzquerelen — die in öffentlichen Kommuniqués natürlich nie zugegeben werden; da ist man sich einig — liefern die zuverlässigste Handhabe, sie bei der Stange zu halten. Die Ministerialräte blieben Sieger, sooft der Vorschlag diskutiert wurde, auf dem Gebiet der auswärtigen Kulturarbeit an Stelle der vom Ministerium abhängigen Organisationen mit ihrer mangelnden Koordination untereinander eine halbwegs autonome Stiftung oder Körperschaft des öffentlichen Rechts zu schaffen. Vorgeschieben wurden meist verfassungsrechtliche Argumente: man könne keine autonome, zentrale Institution schaffen, weil die Kulturhoheit in die Kompetenz der Länder gehöre; beliebt ist auch ein Argument aus der Biologie: was bisher auf diesem Boden (auswärtige Kulturarbeit) gewachsen sei, könne man nicht von heute auf morgen ändern. Der irrationale Hinweis auf Gewachsenes macht in Deutschland immer noch Diskussionen überflüssig. Über Gewachsenes läßt sich nicht diskutieren, das kommt aus dem Boden und wächst und wächst. So sieht auch der derzeitige Leiter der Bonner Kulturabteilung in seiner ersten öffentlichen Erklärung sich selbst als „Gärtner“, der die ins Kraut schießenden Organisationen mit der Gießkanne des Staatszuschusses „begießt“.

Theodor Heuss, der als Bundespräsident eine liberale Institutionalisierung der auswärtigen Kulturarbeit befürwortete, konnte sich gegen die im Corpsgeist vereinten Ministerialräte und Vereinsfunktionäre nicht durchsetzen. Er hat daher immer abgelehnt, das Goethe-Institut offiziell zu besuchen, so sehr man sich in Kreisen des Instituts um diese Weihe durch das Staatsoberhaupt bemühte. Erst der Zwergschulanhänger Lübke sah auch hier die sauerländische Lösung als die beste aller möglichen und ließ sich nicht lange um einen offiziellen Besuch bitten.

In den grundsätzlichen Fragen der kulturellen Repräsentanz im Ausland ergriff die SPD auch vor der Großen Koalition keine Initiative. Sie kritisierte höchstens durch ihren Kulturexperten Kahn-Ackermann die Randerscheinungen: mangelnde Koordination, zu wenig Geld, zu geringe Effektivität. Expressis verbis fand sie sich damit ab, daß die Bundesrepublik im Ausland kulturell

von einem Verein mit provinziellem Zuschnitt vertreten wird; von einem Verein, der nichts mehr als der verlängerte Arm des Bonner Auswärtigen Amtes ist. Man wolle nicht in Hoheitsrechte der Regierung eingreifen, stellte ein SPD-Sprecher seiner Kritik beschwichtigend voran, als im Bundestag — selten genug — über auswärtige Kulturpolitik debattiert wurde. Der Außenminister der Großen Koalition erklärte zwar, die Kulturpolitik sei nunmehr „eine tragende Säule“ der auswärtigen Politik überhaupt, aber in der entscheidenden Frage, wie und durch wen die Bundesrepublik kulturell im Ausland vertreten ist, blieb alles beim alten. Trotz angestrebter Betriebsamkeit der beteiligten Organisationen herrscht Ruhe über dem etablierten Gleichgewicht der Interessen. Man macht überraschende Entdeckungen, wenn man die für die Auslandsarbeit wichtigste Organisation näher betrachtet. Über den derzeitigen Präsidenten des Goethe-Instituts Botschafter a. D. Peter Pfeiffer schrieb die New York Post, als Bonn 1954 seine Ernennung zum ersten deutschen Beobachter bei den Vereinten Nationen bekanntgab: „Über die Frage, ob Pfeiffer während seiner Jahre im Auswärtigen Amt Hitlers ein großer oder kleiner Nazi war, kann man lange streiten . . . zum Sprecher einer Demokratie [ist er] nicht berufen. Bonn scheint diese Gelegenheit benutzt zu haben, um das Stehvermögen von Männern hervorzuheben, die Hitler dienten.“ Auf Grund zahlreicher ähnlicher Proteste im In- und Ausland mußte Pfeiffers Ernennung schnell wieder rückgängig gemacht werden. Ein großer Nazi war Pfeiffer sicher nicht, aber er war einer der unzähligen, sich anpassenden Erfüllungsgehilfen des Naziregimes. Vor 1930 war er im Ministerbüro von Reichsaußenminister Stresemann, 10 Jahre später hatte er das Vertrauen Ribbentrops und unterschrieb Briefe mit „Sieg Heil“. Kaum aus der Nachkriegshaft entlassen, war er 1946 Mitbegründer der Christlich-Sozialen Volkspartei in Baden. 1950 hatte er auch das Vertrauen Adenauers erworben und wurde Leiter der neugegründeten Diplomatenschule. Kurz nach seinem mißglückten Avancement zum deutschen UNO-Beobachter wurde er zum Inspekteur der diplomatischen Vertretungen der Bundesrepublik und Chef des gesamten Ausbildungswesens befördert. Nach seiner Pensionierung wurde der nicht zu stoppende Karrierediplomat Präsident des Goethe-Instituts, wo er als Statthalter des Auswärtigen Amtes darüber wacht, daß nicht vom Bonner Kurs abgewichen wird.

In den maßgebenden Gremien derjenigen Institution, deren erklärtes Ziel „die Pflege deutscher Sprache und Kultur im Ausland“ ist, sucht man mühsam nach Namen, die man landläufig mit den Begriffen „Sprache“ und „Kultur“ verbindet. Freie Schriftsteller, Musiker, darstellende Künstler haben in diesem Kreis kaum mitzureden. Ein paar Universitätsprofessoren — der prominenteste unter ihnen Walter Jens — müssen das kulturelle Image der Institution wahren. Vorstandsmitglieder führender Kapitalunternehmen, Bankpräsidenten, höhere Ministerialbeamte in und außer Diensten bilden eine ansehnliche Gruppe in den Spitzengremien des Instituts. Wo haben eigentlich der Präsident der Deutschen

Bundesbank, der Vizepräsident des Bundesverbandes der deutschen Industrie, ein Direktor der Farbwerke Hoechst, ein Vorstandsmitglied der Münchener Rückversicherungsgesellschaft die Qualifikation erworben, in Fragen der kulturellen Auslandsarbeit an entscheidender Stelle mitzubestimmen? — Über den Einfluß der Wirtschaft in der auswärtigen Kulturpolitik wird noch zu sprechen sein.

Daß das Goethe-Institut nicht viel mehr als eine *Dépendance* des Auswärtigen Amtes ist, läßt sich anhand vieler Details dokumentieren. Gewiß muß es sich als Zuwendungsempfänger des Amtes gefallen lassen, von diesem finanziell überwacht zu werden. Das ist nach der Reichshaushaltsordnung aus dem Jahre 1922, die für solche Manipulationen heute noch zuständig ist, geboten und ist auch einzusehen, sofern man die ganze kulturpolitisch fragwürdige Konstruktion einer Zusammenarbeit zwischen privatrechtlichem Verein und einem allmächtigen Ministerium akzeptiert. Die „finanzielle“ Überwachung erstreckt sich aber keineswegs nur auf eine haushaltsrechtliche Kontrolle, sondern umfaßt inhaltlich alle Arbeitsbereiche des Goethe-Instituts. Vertreter des Bonner Amtes sitzen in allen Ausschüssen, die politisch relevant sind. Das Amt kann sogar auf das Dabeisein in dem relativ unpolitischen „Fachausschuß für Methodik und Unterrichtspraxis“ verzichten, da es im zentralen Finanzausschuß ja sowieso die Macht hat, die Durchführung mißliebiger Projekte zu sperren. Im Jahresbericht des Goethe-Instituts liest man dann auch den ausdrücklichen Hinweis, daß selbst ein Einzelprojekt, wie die Herstellung eines Unterrichtsfilms, mit der Genehmigung des Auswärtigen Amtes verwirklicht wurde. — Eine weitere Schlüsselstellung hat das Amt im Personalgutachterausschuß, wo jeder für die Auslandsarbeit vorgesehene Mitarbeiter zunächst einmal unter die Lupe genommen wird. Da das Institut gegen ein Veto des Amtes letztlich nichts auszurichten vermag, kann und darf es also nicht allein darüber entscheiden, wer von seinen Angestellten ins Ausland versetzt wird. Nun wirbt aber das Institut eifrig unter jungen Akademikern mit dem Hinweis auf verlockende Auslandsposten, ohne den Bewerbern und schließlich Angestellten klar zu sagen, daß letztlich das Auswärtige Amt über ihre Verwendung im Ausland entscheidet. In grober Weise werden hier Hoffnungen und Berufswünsche junger Akademiker irreführt. Gutgläubige Arbeitnehmer entdecken eines Tages, daß ihr in allen Personalfragen formal zuständiger Arbeitgeber gar nicht so alleinverantwortlich ist. Je nach Opportunität werden sie gelegentlich als Angestellte eines Privatunternehmens deklariert oder den strengeren Bestimmungen für Angestellte des Öffentlichen Dienstes unterworfen, falls jemand zur Insubordination gegen den Regierungskurs neigen sollte. Es wäre interessant, eine Liste der Opfer dieses im Zwitterwesen des Instituts begründeten Mißverständnisses aufzustellen.

Das bisher prominenteste Opfer war Eckart Peterich. Sein Fall zeigt zugleich, daß das Auswärtige Amt auch im Kulturprogramm seine Vorstellungen durch-

setzt. Peterich schien den Herren im Amt hinlänglich konservativ und anpassungsfähig zu sein, um ihn auf den Posten eines Programmdirektors zu berufen. Was die Anpassungsfähigkeit betraf, hatten sich die Herren getäuscht. Anlaß zu einem Eklat war das Jodler- und Trachtenballett des Herrn Raffalt. Der Schreiber von Theaterstücken über Papstnachfolge und „Bayerisches Gold“, der Rundfunkspezialist für Papst- und Fürstenbegräbnisse hatte schon als Leiter der deutschen Bibliothek in Rom kulturpolitische Meriten erworben, als er im Kerzenschein der Paläste römischer Hocharistokratie deutsche Barockkultur präsentierte. Das niederbayerische Genie produzierte für den Kulturexport ein Opus, das nur als einmalige Synthese christlich-abendländischer, deutscher und bayerischer Kultur klassifiziert werden kann: ein Schuhplattler- und Jodlerballett mit Mozartweisen vor dem Hintergrund eines aufrollbaren, leicht transportablen Alpenglühens. Das Watschentanzensemble, dessen Künstler man trotz der Verdienste des Bayerischen Rundfunks bisher nur im bayrischen Oberland kannte, sollte mit großem finanziellen Aufwand per Charterflugzeug auf Welttournee geschickt werden, um unterwegs „unterentwickelte“ Araber und hungrige Inder zu beglücken. Peterich, als vor der Öffentlichkeit verantwortlich zeichnender Programmdirektor, wollte verhindern, daß sich die Bundesrepublik mit Raffalts grandiosem Kitsch lächerlich machte. Er stellte seinen Posten zur Verfügung, wenn das Auswärtige Amt gegen seinen Willen die Tournee der oberbayrischen Bildungshelfer durchsetzen würde. Peterich ging.

Die letzte Überwachungsinstanz für alle Veranstaltungen des Goethe-Instituts im Ausland bilden die Botschaften. Auf Grund der satzungsmäßigen Absprachen zwischen Amt und Institut hat jeder Botschafter der Bundesrepublik ein politisches Vetorecht gegenüber dem Goethe-Institut am Ort. Sollte trotz der vielfältigen Kontrollmaßnahmen in der Zentrale ein auswärtiger Institutsleiter den Mißgriff tun und auf eigene Faust einen Vortragenden einladen, von dem der Botschafter glaubt, daß er die Politik der Bundesregierung gefährden könne, hat der Botschafter — da „Gefahr im Verzuge“ — das Recht, dem formal ihm gar nicht unterstehenden Institutsleiter die Veranstaltung zu verbieten.

In Fragen der Deutschland-Politik liegt das Goethe-Institut seit seiner Neugründung 1952 ganz auf Bonner Kurs, was einen bei der Zusammensetzung seiner Aufsichtsgremien nicht wundert. Die Zuwendung von Millionenbeträgen und die Übernahme einer Reihe zunächst bundeseigener Institute erkaufte es sich mit der völligen Gleichschaltung in Sachen Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik. Der Herausgeber des Buches „Deutsche Kulturpolitik im Ausland“ (Schriftenreihe des Goethe-Instituts, Bd. 2), der zugleich unmittelbarer Vorgesetzter aller auswärtigen Institutsleiter ist, konstatiert ausdrücklich als eine der „Leitvorstellungen für die deutsche auswärtige Kulturpolitik“: „Unterstützung der Deutschland-Politik der Bundesregierung“. Diese Übertragung der Hallstein-Doktrin auf die Kulturarbeit hat in der Praxis merkwürdige Fol-

gen: Wichtigstes Argument für Gründung oder Ausbau einer Zweigstelle in einem Land außerhalb des Natopaktes war fast immer die „drohende Gefahr“, daß ein oder mehrere Sprachlehrer aus der DDR in das betreffende Land einreisen werden. Die Angst der Bundesregierung vor der Initiative der DDR treibt mitunter groteske Blüten: Institutsleiter, die einen weiteren Dozenten anforderten, Botschafter, die ihren Auslandsposten mit einem Goethe-Institut schmücken wollten, bauten zur Begründung ihrer Anträge einen DDR-Buhmann auf, den es gar nicht gab. „Laut umlaufenden Gerüchten“ aus dem Erziehungsministerium des Gastlandes — die natürlich schwer zu überprüfen waren — sei in nächster Zeit mit der Einreise eines Deutschlehrers aus der DDR zu rechnen. Dieses Argument veranlaßt in Bonn Sofortaktionen, während normale Anträge unter Umständen jahrelang in der Schreibtischschublade modern. So erreichten Botschaft und Institut in Kairo zum Beispiel, daß die Zahl der Goethe-Dozenten nach und nach auf fast 30 anwuchs, während in Länder, wo dringender Bedarf für Deutschunterricht gewesen wäre, aber keine „DDR-Infiltration“ drohte, kein Dozent entsandt wurde. Referenten des Auswärtigen Amtes buchten es in öffentlichen Erklärungen als ihr Verdienst, daß sie mit Goethe-Männern in verschiedenen Ländern eine Anti-DDR-Front aufgebaut haben.

Eine Möglichkeit des Goethe-Instituts, die Deutschland-Politik der Regierung in das Vorstellungsrepertoire des Auslandes zu bringen, sind die Fortbildungskurse für ausländische Germanisten und Deutschlehrer. Die Tätigkeit dieser Ausländer als Oberschullehrer und Collegeprofessoren bietet Gewähr dafür, daß von ihnen geschluckte Thesen sich in den Köpfen ihrer Schüler unzählige Male vervielfachen. Jahr für Jahr werden mehrere Hundert ausländischer Germanisten zur Aufpolierung ihres Deutschlandbildes in die Bundesrepublik eingeladen. Ihrer Wichtigkeit entsprechend werden die Kurse generalstabsmäßig vorbereitet. Den eingeladenen Lehrern schickt man Monate vor ihrer Anreise vorbereitende Bücher, außer Belletristik auch Literatur über Probleme des Nachkriegsdeutschland. Kurze Zeit mit der Programmgestaltung dieser Kurse beauftragt schlug ich 1962 einmal vor, man solle doch das damals gemäßigt kritische, aber gewiß nicht staatsgefährdende Buch „X-mal Deutschland“ von R. W. Leonhardt zur Einführung schicken. Der Vorschlag wurde verworfen, weil das Buch zu zersetzend sei. Nach der Lektüre rückte eine Front kritischer Kursteilnehmer heran, auf die man nicht erpicht sei.

Seitdem die SPD immer mehr auf Regierungskurs einschwenkte, durfte auch sie neben Vertretern der Regierungsparteien und des Bundespresseamtes den ausländischen Gästen ihre Vorstellungen vortragen. Aber noch 1962 wurde mir vom zuständigen Bonner Referenten erklärt, das Auswärtige Amt gebe nicht Geld, damit das Goethe-Institut Ausländer mit den „regierungsfeindlichen“ Vorstellungen der Opposition bekannt mache. (Als ich gar den damaligen Redakteur des „Vorwärts“ Alexander von Cube zu einem Vortrag über die Deutschland-Politik einlud, wurde mit dem Verlust der Stellung gedroht. Die Geschäftsführung, der ich die

Drohung von seiten des Auswärtigen Amtes in einer Aktennotiz mitteilte, gab mir achselzuckend zu verstehen, die Politik im Hause bestimme der Geldgeber.) Zum Abschluß der Fortbildungskurse werden die ausländischen Germanisten für mehrere Tage nach Berlin verfrachtet. Die Kosten zahlt das Ministerium für gesamtdeutsche Fragen, das in Berlin einen eigenen Besucherdienst unterhält und dort auch die ausländischen Gäste des Goethe-Instituts betreut. Selbst wohlgesonnene Kursteilnehmer beschwerten sich nach den Berlin-Tagen, sie seien nicht nach Deutschland gekommen, um mit Regierungspropaganda in Sachen Alleinvertretungsanspruch und „Sowjetzone“ gefüttert zu werden. Während einer Rundfahrt durch West-Berlin erlebte ich, wie der vom Bundesministerium bestellte Führer nach zahlreichen Grenzstadt-Geschichten durch Geschichtsklitterung auch die historischen Vorstellungen der Ausländer ein wenig korrigieren wollte. Beim Besuch der Hinrichtungsstätte Plötzensee wurde der Attentatsversuch vom 20. Juli als Volksaufstand deklariert, dessen Anführer hier geendet hätten. Ausländische Germanisten, die sehr genaue Kenntnisse der jüngsten deutschen Geschichte hatten, wurden ironisch als Besserwisser abgefertigt. In den programmatischen Aufsätzen und Reden führender Goethe-Funktionäre wird fast immer das „große deutsche Kulturerbe“ beschworen, das „dem Deutschen in der Welt zu Ansehen und Verbreitung verholfen“ habe. Es gilt, „in Anknüpfung an das, was wir einmal, der Welt zum Nutzen, waren, . . . das Deutsche von neuem als Kultursprache glaubhaft zu machen“, so Dr. Werner Ross als derzeitiger Direktor des Goethe-Instituts. Auch Präsident Pfeiffer bekennt sich „zur Fortsetzung einer großen Überlieferung“ und will „zusammen mit dem Auswärtigen Amt (!) . . . der deutschen Sprache und Kultur jenes Ansehen zurückgewinnen, das sie in ihren großen Tagen besessen.“ Selbstverständlich wird „das unselige Dutzend Jahre, wo man der Sprache des Herrenmenschen und der Panzerfaust glaubte“ (Ross) aus dieser Tradition ausgeklammert. Dies war eben ein bedauernswertes, singuläres Ereignis, das mit der großen Tradition der deutschen Geistesgeschichte wenig oder nichts zu tun hat. Gegen das „Wiederanknüpfen“ ist an sich nichts zu sagen, wenn es in kritischer Reflektion geschieht, aber die vage Berufung auf die geistesgeschichtliche Größe der Tradition und der typische Versuch, den Nationalsozialismus als außerhalb der Tradition stehend und daher auch nicht von ihr bedingt darzustellen, beweisen das Unvermögen dieser Herren, das Jahr 1945 nicht nur als Bankrott einiger Machthaber, sondern als Bankrott eines von der Tradition mitbedingten Systems zu verstehen. In Übereinstimmung mit der restaurativen Generaltendenz der offiziellen Bundesrepublik glauben auch die Programmierer der auswärtigen Kulturpolitik, man könne nach dem „Interregnum“ der Nazis „wiederanknüpfen“ und „fortsetzen“. Männer wie der Präsident und Botschafter a. D. Pfeiffer, der unter Stresemann, Hitler und Adenauer reussierte, Professoren der Germanistik wie die Herren Mooser und Fricke (beide in Ausschüssen des Goethe-Instituts tätig) sind daher auch gar nicht der Kollaboration verdächtig, sondern Garanten dafür,

daß die Tradition gewahrt bleibt. Es signalisiert das unkritische Verhältnis zur Tradition, wenn der Direktor des Goethe-Instituts in einer Podiumsdiskussion über Bildungspolitik behauptet, die heutige Schule in der Bundesrepublik sei gar nicht so schlecht; sie erscheine nur so schlecht, weil die deutsche Schule vor dem ersten Weltkrieg exzeptionell gut gewesen sei. Der humanistisch gebildete Dr. Ross ist 1966 nicht in der Lage zu sehen, was kritische Abiturienten schon in den Schützengräben des ersten Weltkrieges erkannten, daß der deutsche Philologe und Ideale predigende Oberschullehrer eine Schlüsselstellung in dem System einnahm, das für die Opfer von Langemarck verantwortlich ist. — Pauschaler Kommentar eines ausländischen Germanisten, nachdem er mehrere Wochen Gelegenheit hatte, sich Vorträge von Goethe-Dozenten und deutschen Universitätsprofessoren anzuhören: „Sie haben seit 1945 nichts gelernt.“ Nichts gelernt haben Ross und seine führenden Mitarbeiter auch, was die Beurteilung der auswärtigen Kulturpolitik der europäischen Kolonialländer angeht. In fast allen Berichten, die sich lamentierend mit den zu geringen Mitteln und der angeblich darin begründeten mangelhaften Effektivität ihrer Arbeit beschäftigen, sehen sie teils bewundernd, teils neidisch nach Frankreich und England. Dort gibt es ihrer Meinung nach seit langem ein nachahmenswertes System kultureller Auslandsarbeit. Vergeblich sucht man jedoch nach einer kritischen Analyse der historischen Bedingungen, die zu dieser Kulturpolitik führten. Ross sieht vielmehr in Frankreich ohne Vorbehalte „das Musterland wohl geplanter, reich finanzierter, voll wirksamer kultureller Außenpolitik“ (Stimmen der Zeit, Februar 1967). Er ist immer wieder erstaunt, wie die französischen Schulmethoden unabhängig von den jeweiligen Bedingungen eines Landes durchgesetzt werden. Daß diese Kulturpolitik eine sublimale Weise der Kolonialherrschaft ist, stört die führenden Köpfe des Goethe-Instituts zur Pflege der deutschen Sprache und Kultur im Ausland nicht. Sie postulieren vielmehr, das Hauptziel der deutschen Kulturpolitik im Ausland müsse sein, dem Deutschen neben Englisch und Französisch Weltgeltung zu verschaffen, wenn möglich neue Sprachprovinzen zu erobern. Was sich da humanitär als „Bildungs- und Entwicklungshilfe“ tarnt, ist faktisch eine expansive Sprachpolitik alten Stils. Die Kreuzritter der deutschen Sprache stimmen dabei mit dem Kulturpolitiker der CDU, MdB Dr. Martin überein, der im August 1967 dem Bundestag im Namen des Auswärtigen Ausschusses „ein Aktionsprogramm für die Wiederherstellung der Weltgeltung der deutschen Sprache“ ankündigte. Einen Punkt im Aktionsprogramm des Dr. Martin konnten Leser des Münchener Merkur am 15. April 1967 aus ihrer Zeitung erfahren: „Der CDU-Kulturexperte (Dr. Martin) setzte sich nachdrücklich dafür ein, in die Bonner Kulturpolitik auch die Leistungen von Wissenschaftlern, Künstlern, schlechthin von Intellektuellen aus Mitteleuropa einzubeziehen, sie . . . im Ausland als deutsche Kulturleistungen bekanntzumachen. ‚Das muß unsere Antwort auf die kommunistische Zwei-Kulturen-Theorie sein‘ erklärte Martin.“ — Nachdem man jahrelang dem In- und Aus-

land weismachen wollte, daß im kommunistischen System der DDR keine kulturellen und wissenschaftlichen Erfolge möglich seien, versucht man jetzt, die nicht mehr zu übersehenden Leistungen zu usurpieren, indem man sie nicht als Erfolge des Systems, sondern als Erfolge des mystischen Wesens Deutschland deklariert, für das die Bundesrepublik das Alleinvertretungsrecht beansprucht.

Der Direktor des Goethe-Instituts fragt sich besorgt: „Kann der Zeitgeist noch deutsch?“ Er fordert dazu auf, aufmerksam die Tendenzen auf der internationalen „Sprachenbörse“ zu buchen und wie Engländer und Franzosen um jeden Schüler im Ausland zu kämpfen. Es gilt, für die deutsche Sprache nach Englisch und Französisch zumindest den dritten Platz auf dem Weltmarkt zu erobern, bzw. zu halten. Bedauernd konstatiert Ross, daß Deutsch nicht dabei war, als Molotow nach dem Kriege auf einer UNO-Konferenz neben Englisch und Französisch auch Russisch, Chinesisch und Spanisch als internationale Verhandlungssprachen forderte. Im Goethe-Institut macht man zur Zeit mit großem Aufwand eine Bestandaufnahme der deutschen Sprache im Ausland. Seit Jahren arbeitet man eifrig an didaktischen Verbesserungen des Deutschunterrichts für Ausländer. Es ist aber symptomatisch, daß es im Institut mit seinen ca. 2000 Mitarbeitern keine Stelle gibt, die sich wissenschaftlich mit den jeweiligen Voraussetzungen und Bedingungen der Gastländer beschäftigt. Selbst die recht und schlecht bemühten Halbjahresberichte der Institutsleiter im Ausland, deren Erfahrungen ja immerhin etwas von der Realität des jeweiligen Landes widerspiegeln, werden nicht systematisch ausgewertet, sondern verschwinden mehr oder weniger im Aktengrab. Da man letztlich den Gastländern nicht helfen, sondern der deutschen Sprache zur Weltgeltung verhelfen will, erscheint eine Analyse der jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Situation auch gar nicht wichtig. Dementsprechend wird auch das allgemeine Kulturprogramm konzipiert, das von Bach bis zu Raffalts Schuhplattlerballett, von Prof. Rahner S. J. („Kann der Mensch sich selber schaffen?“) bis zu Prof. Eschenburg („Die Parteien in der Bundesrepublik“) reicht, aber ohne eingehende Bedarfsanalyse entsteht. Das einzige Kriterium für diese Art Bildungshilfe scheint die Frage zu sein, was dem „deutschen Ansehen“ im Ausland nützt. Dabei kann dieses Kriterium so liberal ausgelegt werden, daß gelegentlich sogar Namen wie Kästner, Kipphardt, Grass und Enzensberger in den Programmen auftauchen. Das Goethe-Institut weist ausdrücklich auf diese Namen hin und benutzt sie als Aushängeschilder für seine angeblich demokratische Gesinnung. (Einem Bonner Legationsrat lag das deutsche Ansehen so sehr am Herzen, daß er nach der Tournee eines deutschen Künstlers mit nicht eindeutig deutsch klingendem Namen bei den Vertretungen im Ausland vertraulich anfragte, ob das Auftreten des betreffenden Herrn noch im Sinne deutscher Kulturwerbung verstanden werden könne.)

Was auf den ersten Blick wie naive Deutschtümelei aussieht, ist in Wirklichkeit mit den Interessen des deutschen Kapitals im Ausland eng verbunden. Die In-

dustrielobby in Bonn drängt daher auch ständig, die Mittel für die Auslandsarbeit zu erhöhen. Die Kalkulation geht dahin, daß Sprachschüler im Ausland ihre Sympathie für Deutsch in ihrer späteren Tätigkeit unbewußt auch auf deutsche Wirtschaftsprodukte übertragen. Diese psychologische Hintertreppenwerbung auf Staatskosten fand prompt die einstimmige Unterstützung des Bundestages. Im August 1967 wurde folgender Antrag des Auswärtigen Ausschusses angenommen: „Die Bundesregierung wird ersucht . . . vor künftigen Programmentscheidungen in der auswärtigen Kulturarbeit gutachtliche Fachgremien zu hören, in denen Vertreter der in der kulturellen Auslandsarbeit tätigen Organisationen und Vertreter der Wirtschaft mitwirken sollen.“ — Da die erwähnten Organisationen selbst Instrumente der Regierung sind, wird die Regierung allen Ernstes vom Parlament ersucht, sozusagen in einem Akt kulturpolitischer Onanie zunächst einmal sich selbst gutachtlich anzuhören und darüber hinaus, als einzige nichtamtliche Vertreter, die Herren von der Wirtschaft. Die Vertreter der Wirtschaft sind aber schon längst mit dabei; man sehe sich nur die Spitzengremien des Goethe-Instituts an. Da gibt es aber auch noch einen „Arbeitsring Ausland für kulturelle Aufgaben e. V.“, der von den Spitzenverbänden der Wirtschaft und einigen großen Firmen getragen wird, ferner den „Bundeskreis deutscher Auslandsschulen e. V.“, dessen Geschäftsführung beim deutschen Industrie- und Handelstag liegt. Kratz man etwas an der humanitären Oberflächenpolitik dieser Organisationen, kommen handfeste Interessen von Industrie und Wirtschaft zum Vorschein.

Im Juni 1966 veranstaltete die in einer Berliner Villa residierende „Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer“ — eine Zwittererschöpfung des Ministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit — eine Tagung mit dem Thema „Aufgaben der deutschen Kulturinstitute in Entwicklungsländern“, an der auch Zweigstellenleiter des Goethe-Instituts teilnahmen. Im Jahresbericht der Zentrale heißt es über diese Tagung: „Die Tagungsteilnehmer hatten Gelegenheit mit Vertretern . . . des Auswärtigen Amtes, des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und des Kulturkreises im Bundesverband der deutschen Industrie wichtige Fragen zu besprechen.“ — Was da an wichtigen Fragen besprochen wurde, wird verschwiegen, aber man kann es sich ungefähr vorstellen, wenn man weiß, was der langjährige Staatssekretär im genannten Ministerium zum Thema Bildungshilfe Richtungweisend zu sagen hat. Während der „unseligen Jahre“ hatte Vialon Gelegenheit, Erfahrungen mit „unterentwickeltem“, bzw. „minderwertigem Menschenmaterial“ — wie man das damals nannte — zu sammeln. Der Mann, der 1943 Erlasse schrieb, was mit den beschlagnahmten jüdischen Vermögenswerten zu geschehen habe, hat 1964 in unserem Staat in höchster Beamtenstellung Gelegenheit, „Leitvorstellungen“ für die deutsche Kulturpolitik in Entwicklungsländern zu geben. Natürlich hat sich auch für Vialon seit 1943 die Welt etwas geändert, er fragt sich daher allen Ernstes: „Wie macht man so etwas, wenn nach allen Regeln des Völkerrechts und der politischen

Beziehungen ohne die Zustimmung der Regierungen keine unmittelbaren Hilfen zulässig sind? Da muß man sich Freunde suchen, die keinen Diplomatenpaß brauchen und die die vielen Wege menschlicher Beeinflussung gehen, die nötig sind, um einem Land, besser gesagt, einer hoffnungslosen Bevölkerung im Rahmen einer selbstgewählten Ordnung zu einem besseren Weg zu verhelfen.“ — Deutschland verhilft anderen Ländern schon wieder zu einem besseren Weg, notfalls ohne Zustimmung der betreffenden Regierung und ein wenig außerhalb der Regeln des Völkerrechts. Wer weiß, vielleicht läßt sich sogar die „hoffnungslose Bevölkerung“ der sozialistischen Staaten durch Vialons kulturpolitische Untergrundmissionare beglücken und ohne Zustimmung der Regierungen „im Rahmen einer selbstgewählten Ordnung zu einem besseren Weg verhelfen.“ Männer wie Vialon könnten dann sogar auf ihren alten Arbeitsplatz östlich der Oder-Neiße-Grenze zurück, um auf ihre Weise hoffnungslose Menschen zu beglücken. So lange die auswärtige Kulturpolitik und Entwicklungshilfe ihre Leitvorstellungen von Leuten wie Vialon erhält, bleibt die Reserve kommunistischer Staaten gegenüber kulturpolitischen Anbietern der BRD nur zu verständlich.

Das Goethe-Institut hat sich nicht von der Tendenz der zitierten Äußerung distanziert. Die Sätze wurden 1966 in Band 2 der Schriftenreihe des Goethe-Instituts publiziert, in einem Buch, das laut Vorwort des Herausgebers einer breiteren Öffentlichkeit die Möglichkeit geben will, „sich mit einigen Ordnungsprinzipien, die hier (in der auswärtigen Kulturpolitik) . . . wirksam sind, bekannt zu machen.“ Wenn Sätze, die den Geist des Neokolonialismus verraten, in einer programmatischen Dokumentation des Goethe-Instituts stehen, müssen das Ausland und die innerdeutsche Kritik sie in *dem* Sinne verstehen, den die Funktionäre des Instituts energisch ableugnen werden.

Bernt Richter Männer und Könnner — gesucht für ungenannte Zwecke

„Unsere Bundeswehr“ und ihre Werbung

Sie haben Tod und Verderben gespielt:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.
(Ferdinand Freiligrath „Die Trompete von Gravelotte“)

Eine Öffentlichkeit, die derart offene und emphatische Anpreisung der eigentlich militärischen Zwecke und Leistungen, potenziert auf den heutigen Stand der Zerstörungs- und Tötungstechnik, mit Zustimmung aufnahme, ist hierzulande anscheinend noch nicht restauriert:

Das könnte man folgern aus Zeitungsanzeigen, mit denen die Bundeswehr ihrem fortwährenden Mangel an professionellem Personal an Offizieren, Unteroffizieren und Beamten des höheren technischen Dienstes abzuweichen sucht.

Im zweiten Halbjahr 1966 brachten: DIE ZEIT 14 solcher Anzeigen, DER SPIEGEL 6, die FRANKFURTER ALLGEMEINE 16 (+ 2 in der Stadt-Ausgabe), DIE WELT 15, die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG 13.

Der Anzeigen-Fundus, den DIE ZEIT enthält, soll, als repräsentativer Mittelwert, hier betrachtet werden.

Von den 14 Anzeigen appellieren 2 an Bewerber für Unteroffiziersstellen, 8 an Bewerber für Offiziers- und Unteroffiziersstellen, 4 an Bewerber für Beamtenstellen des höheren technischen Dienstes.

Alle Anzeigen sind aus 4 Elementen zusammengesetzt:

1. Werbe-Foto (von Anzeige zu Anzeige wechselnd);
2. Kommentar-Text zum Werbe-Foto mit deutlicher Einstimmungs- und Überzeugungsabsicht (von Anzeige zu Anzeige wechselnd);
3. Standard-Texte für die verschiedenen Anzeigenkategorien in folgender Verteilung: einer für Unteroffiziere, zwei für Offiziere und Unteroffiziere, einer für Beamte des höheren technischen Dienstes.
4. Formular-Coupons, die der Bewerber ausfüllen und an die Rekrutierungsstellen der Bundeswehr für Berufssoldaten und technische Beamte einsenden soll. Dazu sachliche Angaben über Bewerbungs- und Einstellungsbedingungen.

Reklame pflegt zu übertreiben. Das ist bekannt. Reklame legt dem, was sie anpreist, häufig Funktionen und Effekte bei, die dem eigentlichen Zweck des Angepriesenen nur vermittelt oder auf Umwegen zukommen. Das hat Vance Packard mit seinen Analysen der gängigen Werbemethoden enthüllt. Wenig beachtet dagegen blieb bisher ein anderes Suggestivverfahren der Werbung, das den eigentlichen Zweck des angepriesenen Angebots durch vorgeschobene Qualitäts- und Funktionsanpreisungen zu verbergen sucht.

In den Werbeanzeigen der Bundeswehr beginnen Übertreibung, Hervorhebung sekundärer Qualitäten, Verschleierung des Hauptzwecks der angepriesenen Einrichtung bei den Anzeigen für Unteroffiziersbewerber. Unteroffiziere sind, so will es die annoncierende Dienststelle, Meister.

Unteroffiziere — Meister ihres Fachs.

Das ist die Überschrift des Standard-Textes mit folgendem Wortlaut: „Unteroffiziere erfüllen interessante und verantwortungsvolle Aufgaben. Sie sind freiwillig Soldaten auf Zeit. Sie können sich während ihrer Dienstzeit aus- und weiterbilden. Dienst in der Bundeswehr ist für sie gewonnene Zeit. Sie kommt uns allen zugute.“

Für Chargen, deren Besoldung inklusive der Unterbringungs- und Verpflegungskosten dem Einkommen eines subalternen Angestellten in Handel und Industrie entspricht, wird hier das Sozialprestige einer End- und Spitzenposition in Handwerk und Gewerbe bereitgestellt. Das überlieferte altdeutsche Wort Meister wird ausgebeutet: höchste Stufe fachlichen Könnens, Solidität, Lehrherrn- und Arbeitgeber-Funktion.

Der Standard-Text ergänzt dies Assoziationsarrangement nicht eben sparsam und nicht eben stimmig. Wenn man ihm glauben will, sind Meister:

Männer, die freiwillig interessante und verantwortungsvolle Aufgaben erfüllen, sich ausbilden und weiterbilden lassen, damit Zeit gewinnen und zugleich dem Gemeinwohl dienen. Und die Bundeswehr ist demnach hauptsächlich erst Ausbildungsstätte, dann gewerbliches Betätigungsfeld für solche Männer.

Die Kommentartexte zu den Fotos der beiden Anzeigen stellen auch für technologisch Interessierte günstige Mittel und Möglichkeiten in Aussicht. Die Texte selbst forcieren mit naßforscher Knappheit, die Personalpronomen, Artikel und Verben ausspart, jene markige und zugleich lockere Note, die an vielen Produktionsstätten deutscher Publizistik als überzeugender Ausdruck sportiver Zünftigkeit bevorzugt wird.

Die erste Anzeige für Unteroffiziersbewerber (DIE ZEIT Nr. 31) kommentiert ihre Abbildung, eine Gruppe von Matrosen an einem Meßtisch und vor einem Radargerät (Überschrift: „Luftziel in 20 Grad“) unter anderem so: „M4 rot — Achtung Zielanweisung . . . gut. Scheint wieder alles in Ordnung zu sein an dem

Waffenleitgerät. Hab' die defekte Leitung schnell gefunden. Schon reine Routine . . . dabei war's ziemlich schwer am Anfang . . . Bekam aber eine Menge mit . . . von meinem Waffenleitmeister. Na ja, hat sich ausgezahlt. Bin heute selbst . . . Waffenleitmeister. Fünf Maate und sechs Gasten gehören zu meinem Abschnitt. Hoffe, die lernen genausoviel von mir . . . M4 rot — Achtung, neue Zielanweisung.“

Die zweite Anzeige (DIE ZEIT Nr. 45) kommentiert ihre Abbildung — zwei Angehörige des Flugpersonals mit Sturzhelm und Sauerstoffmaske an einem Tisch mit Funk- und Sprechfunkgerät (Überschrift: „Testhöhe 25 000“) unter anderem so:

„So, den nächsten Prüfling hat jetzt mein Kamerad übernommen . . . habe ihn mit ausgebildet. Jetzt geht's in der Unterdruckkammer los . . . Mal sehen, wie er mit seinem Probanden zurechtkommt. Mit meinem letzten Prüfling ging es ganz schön heiter zu. War der vielleicht aufgeregt! . . . Mußte ihn ein bißchen beruhigen . . . danach hinauf in die Höhe . . . Bis 25 000 Fuß. Ganz schön fürs erste Mal . . . Mußte viel lernen . . . besonders in meiner Spezialausbildung. Ans Flugmedizinische Institut kommt doch nicht jeder. Na ja, so ein interessanter Beruf fordert schon was.“

Welche militärischen Aufgaben werden die Piloten übernehmen, von deren Ausbildung hier so markig-zünftig geplaudert wird? Davon erfahren wir nichts.

Offenkundig ist, daß die Überredungsmethode dieser beiden Anzeigen zwei Faktoren bevorzugt, deren Wirkung die Veranstalter demnach für bewährt, für sicher oder mindestens für aussichtsreich halten:

1. Im Inhalt der Anzeigen dominiert das Könner-Image. Der beabsichtigte Überredungseffekt dieses Faktors wäre so zu artikulieren: Hier spricht ein Mann, der sein Metier aus dem Effeff beherrscht; einer, der schon in seiner Ausbildung zu beweisen hatte und auch in seiner Endposition ständig beweist, daß er allen Anforderungen gewachsen ist; ein Mann, der mit Pannen spielend fertig wird, ein erprobter Prüfer, ein versierter Hochleistungstechniker.
Dies also wäre die beabsichtigte Werbewirkung auf Interessenten, die technische Apparaturen mit erheblichen Schwierigkeitsgraden „beherrschen“ lernen wollen, damit sie hernach andere in solche Instrumentar-„Beherrschung“ einweisen können. Für introvertiertere Gemüter wird in beiden Anzeigen links am Rand — ein Gesichtsausschnitt mit gesammelt sinnendem Ausdruck beigeleitet.
2. In der Diktion der beiden Anzeigen dominiert jene saloppe Schneidigkeit, deren konzentriertes Muster die Umgangssprache wilhelminischer Offizierskasinos war:
„Dajewesen?“ „Dajewesen!“ „Tolle Weiber?“ „Tolle Weiber!“ „Total besoffen?“ „Total besoffen!“ „Ooch'n Kater?“ „Ooch'n Kater!“ „Morjen!“ „Morjen!“

Wo Männer noch Männer sind.

Nicht weniger differenziert in der Rücksicht auf unterschiedliche Interessenten-Temperaturen, doch direkter und massiver sind die 8 Anzeigen, die Bewerber für Offiziers- und Unteroffiziersstellen suchen.

Hier wird selbstbewußt geworben: eine Institution preist sich damit an, daß sie ihre hohe Meinung von sich und ihren Mitarbeitern zur Schau stellt.

Hier wird die Differenzierung nicht in die einzelne Anzeige eingebracht, sondern es werden zwei Anzeigengruppen mit verschiedenartigem Tenor verwendet.

Die erste Gruppe besteht aus vier Anzeigen (DIE ZEIT Nr. 35, 37, 51, 53). Mit Bild und Wort appellieren sie an den Mann im Manne, den männlichen Mann: den Kämpfer, den Athleten, den modernen Uniformträger mit der individuellen Note. Gemeinsamer Standard-Text: „Solche Männer hat die Bundeswehr.“

Die einzelnen Anzeigen kombinieren folgende Überschriften und Abbildungen:

„Er weiß, daß er gut ist“ — dazu: von vorn ein Froschmann mit prüfendem Blick und entschlossenem Mund, der Oberkörper muskulös gedrunen (Nr. 35);

„Fester Boden“ — dazu: von oben ein Infanterist, an einem Doppelseil emporkletternd, sieghaftes Lächeln unterm Stahlhelmsrand (Nr. 37);

„Paßt!“ — dazu: von vorn ein schlanker Bundeswehrneuling, mit beiden Händen an den Knopfleisten den Sitz des eben empfangenen Uniform-Jacketts prüfend, lächelnde Befriedigung im Gesicht (Nr. 51);

„Ruhige Kugel?“ — dazu: von der Seite ein Mann im Uniformhemd mit Kopfhörern und konzentriertem Blick vor der Schalttafel einer Flugleitstelle (Nr. 53).

Die Kommentar-Texte zum Bild der einzelnen Anzeige sprechen nicht Zunftslang (wie die Anzeigen für Unteroffiziersanwärter), sondern kernig gemessenes Schriftdeutsch.

Der Froschmann (Überschrift: „Er weiß, daß er gut ist“) wird mit forciertester Sachlichkeit gewürdigt, mit Angaben zur Person: „1,86 m groß — 91 Kilo — 27 Jahre ... sieben Jahre bei der Bundeswehr. Er kam als Industriekaufmann. Heute hat er 60 Fallschirm-Absprünge, auch über See.“ Fazit: „Als Kampfschwimmer ist er der Prototyp des modernen Soldaten. Er hat das Zeug dazu. Das zeigte er bei vielen Übungen ... Er hat den Wunsch, Berufssoldat zu werden.“

Abschließend werden Können und Streben charakterisiert: „Er kann mehr als nur schwimmen (und das kann er gut!) Und lautlos wie die Fische unter Wasser tätig sein.“

(Was sind das für Tätigkeiten, die er da verrichtet? Sind sie staatsgeheim?)

„Über Wasser war ihm ein guter Job allein nicht genug. Sich selbst erproben und erkennen, was er leisten kann, das war sein Wunsch. Die Bundeswehr gibt ihm dazu Gelegenheit. Sie fordert viel und sie kann vieles bieten. Wer hier besteht, weiß, daß er gut ist.“

(Demnach könnte man vermuten, daß der Mann mit der Kampfschwimmer-Ausrüstung unter Wasser sportliches Training absolviert. Was für Veranstalter, die ihm uneigennützig und zweckfrei dafür Mittel und Möglichkeiten verschaffen!)

Der Seil-Erkletterer (Überschrift „Fester Boden“) wird nicht ohne dialektischen Schmiß aus der Situation entwickelt. Auch hier steht eine, diesmal allerdings schmuck gesteigerte, Faktenkennzeichnung am Anfang: „80 Meter hoch in der Luft hängt dieser Einzelkämpfer. Unter ihm ist erstmal nichts, dann harte Steine und Geröll, ein allzu fester Boden, wenn man hinunterfällt.“

Doch das soll für alle, die ebenfalls bei „unserer Bundeswehr“ solche Leibesübung absolvieren wollen, kein Grund zu Besorgnis sein, denn: „Er wird nicht fallen.“

Zur Begründung wird auf das Kollektiv hingewiesen, das den Einzelnen, den Einzelkämpfer sichert, ihn nicht zum — wie man weiß, stets gefährdeten — Einzelgänger werden läßt:

„Trotz seiner körperlichen Gewandtheit und viel Training kommt es auf seine Kameraden an. Denn sie haben die Seile fest verankert und sie sichern ihn.“

Abschließend folgt die Moral: „Dieser Soldat und seine Kameraden wissen, daß es keine Leistung ohne Gegenleistung gibt. Daß die persönliche Freiheit den Dienst an der Gemeinschaft voraussetzt. Einzelkämpfer sind eben keine Einzelgänger. Sie setzen sich hart ein und verdienen sich damit Vorteile, die unsere Gemeinschaft bietet. Das ist der Boden der Tatsachen. Für den Mann am Seil — für uns alle. Wer das erkannt hat, bekommt festen Boden unter die Füße.“

Der Dispatcher vor der Schalttafel einer Flugleitstelle (Überschrift „Ruhige Kugel?“) wird zum Beweisträger für die hohen Leistungsanforderungen, die schwerwiegenden Verantwortungen, denen Bundeswehr-Angehörige in dirigierenden, kontrollierenden Funktionen gewachsen sein müssen — wachsame Wegweiser auf einsamen Kommandotürmen. Die sind zwar behaglich ausgestattet, doch: „Von Behaglichkeit nicht eine Spur. Für diesen Flugsicherungsmeister gibt es keine Möglichkeit auszuruhen“. ... denn er „trägt in Schichten ‚rund um die Uhr‘ die Verantwortung für die Sicherheit der Piloten in der Luft. Er führt sie auf dem Leitstrahl und lotst sie metergenau auf die Rollbahn.“ Da ist einer, der für, der über die anderen wacht, der sie auf dem rechten, dem vorgeschriebenen Weg führt, zu ihrer Sicherheit. Er selber strahlt Sicherheit aus, „schon der Klang, die Ruhe seiner Stimme“ vermittelt denen, die er leitet, „ein zusätzliches Gefühl der Sicherheit“. Nicht nur Flugzeugen, auch Gemütern gibt er sicheres Geleit. Ein Mann mit umfassender Autorität, eine Führernatur durch und durch, besitzt er auch das durchdringende Erkenntnisvermögen des Führers, denn schon an ihren Stimmen erkennt er die anfliegenden Kameraden und ihre Verfassung, schon am Akzent identifiziert er die Piloten befreundeter Länder.

Der Leser dagegen findet in der Anzeige nichts, was ihm auch nur die Möglichkeit gäbe, Flugzeugtypen zu identifizieren, die der „Flugsicherungsmeister“ so meisterhaft sicher zur Erde leitet. Wie viele Starfighter, von denen die Bundeswehr bis heute insgesamt mehr als 70 durch Absturz verlor, mögen darunter gewesen sein? Gerade Flugzeugen dieses Typs wieder „festen Boden unter den Füßen“ zu geben: wäre das nicht eine besonders rühmensewerte Leistung? Warum wird sie hier ganz übergegangen?

Die Bundeswehr — eine Aktion Gemeinsinn, die dem Einzelnen und seiner persönlichen Leistung, wenn sie der Gemeinschaft (welcher?) dient, Freiheit, Sicherheit, verlässliche Führung durch Berufene und (verdienten) Vorteil garantiert — kurz: „festen Boden unter den Füßen“. Denn den verdient, wer, wie der Seilkletterer, „sich hart einsetzt“.

Ein erprobtes wertneutrales Verb wird hier benutzt. Besonders wirkungsvoll erprobt wurde es von den Veranstaltern jener Vergangenheit, der die Bundesrepublik (der Staat, dem „unsere Bundeswehr“ dienen soll) mit einer allgemein „Bewältigung“ genannten Bemühung Herr zu werden sucht. Damals, wie auch heute wieder, wurde an Gemeinsinn, Uneigennützigkeit, Opferbereitschaft appelliert. Damals, wie auch heute wieder, wurde „Dienst an der Gemeinschaft“ zur obersten Norm erhoben. Damals, wie auch heute wieder, wurden die Ziele, die Interessen dieser Gemeinschaft öffentlich eher wohlklingend umschrieben, als deutlich benannt. Damals, wie auch heute wieder, blieb zumeist ungesagt, wer diese Ziele bestimmt und mit welchem Recht. Damals, wie auch heute wurde öffentlich nicht geklärt, wer den Nutzen davon hätte, wenn diese Ziele erreicht würden, und mit welchem Recht er den Nutzen hätte.

Damals, wie auch heute wieder, wurde und wird gewaltet und verwaltet und bewältigt: Wiederaufrüstung, vorteilhafte Darstellung militärischer Gewalt in der Öffentlichkeit, Luftschutz, Gesetze zum Schutze eines Staates, dessen Walter, Verwalter und Bewältiger behaupteten und behaupten, er könne jederzeit unverschuldet in Not und Bedrängnis geraten und dann müsse der Einzelne seinen Nutzen dem gemeinen Nutzen unterordnen.

So — belehren uns Bundeswehr-Werbeanzeigen — paßt Wichtigeres, Gefährlicheres zusammen als der freundliche junge Mann und seine Uniformjacke, den die dritte Anzeige mit der männlichen Note ins Bild bringt. Hier hat (unter der Überschrift: „Paßt!“) die Person hinter der Sache zurückzustehen. Der Mann, der die Uniform anprobiert, wird im Text nur als Uniformträger gebraucht. Er wird benutzt als „Aufhänger“ für die Werbeparole, daß „unsere Bundeswehr“ immer das Passende bietet.

Ihre Werbung bietet gepflegte Kalauer — „diese Uniform zeigt im Dienstbetrieb das Bild der soldatischen Einheit, nicht aber von Einheitssoldaten.“

Ihre Kleiderkammern bieten Maßkonfektion für jede Figur — „45 individuelle Größen für eine Uniform.“

Ihre spezialisierte Arbeitsteilung bietet Maß-Aufgaben für jede Ausbildungs-

und Betätigungswünsche — besonders im Hinblick auf spätere kommerzielle Verwendung der erlernten Fertigkeiten außerhalb der Bundeswehr:

„... Da gibt es Optiker und Drucker, Speditionsfachleute, Schiffbauer, Taucher und Tischler, Schmiede, Tankwarte und Dreher... diese und jene Spezialisten... vor allem aber gibt es den Beruf des soldatischen Führers und Erziehers! Diese Uniform bietet jedem Rekruten viele interessante Möglichkeiten — Berufschancen, von denen er vielleicht nur zu träumen wagte.“ Wem aber so viel geboten wird (selbst die Verwirklichung des Traumes, soldatischer Führer und Erzieher zu sein), der muß auch selber etwas dazu tun:

„Er muß sich entscheiden, er muß entschlossen sein zu dem, was zu ihm paßt.“ Man sollte denken, hiermit sei ein Maximum erreicht: pluralistischer als mit dieser Kombination zahlreicher nützlicher Zivilberufe und zweier von jeher ehrenvoller militärischer Funktionen, von rentablem Selberkönnen und respektablem Wollen, das andere auszuführen haben, könne kein Unternehmen sich annoncieren.

Die Bundeswehr kann noch mehr. Sie kommt nicht nur denen entgegen, die Kampf, Kommandogewalt und gesicherten kommerziellen Erwerb suchen. Sie geht auch auf speziellere und ambitioniertere Bedürfnisse ein: auf das Streben nach Sozial- und Bildungsprestige, nach Aufgaben mit besonderen Leistungsanforderungen und nach Positionen mit selbständiger Entscheidungsbefugnis.

Für die Anspruchsvollen

Die zweite Gruppe der Anzeigen für Offiziers- und Unteroffizierskandidaten, wiederum vier (DIE ZEIT Nr. 34, 42, 47, 52), rechnet mit Bewerbern, die sich außerordentliche Fähigkeiten und Leistungen zutrauen und deshalb Ausbildung für Führungsfunktionen und entsprechende Rang-Positionen anstreben: Elitäre Werbung.

Der gemeinsame Standard-Text lautet:

„Sie können sich verpflichten als — Berufsoffizier auf Lebenszeit — als Zeitoffiziere auf mindestens 3 (Luftwaffe und Marine 4 Jahre) und höchstens 15 Jahre. Höchstalter 25 Jahre. Einstellungen an jedem Quartalsbeginn.“ Dann folgen Angaben zum Bewerbungsweg. Die einzelnen Anzeigen kombinieren folgende Überschriften und Abbildungen:

„Format...“ — dazu: eine Bundeswehr-Dienstmütze mit Kopfumfang-Meßgerät;

„Doppeltes Stipendium...“ — dazu: ein Einberufungsbescheid der Bundeswehr mit Kuvert und Einschreiben-Etikett;

„Absolutes Maß...“ — dazu eine Präzisionsuhr mit Zentimetermaß als Armband;

„Aussichten...“ — dazu eine Luke mit Peil- oder Visier-Vorrichtung, im Sichtfeld der Luke ein Kriegsschiff.

Die Kommentar-Texte zu den Bildern der einzelnen Anzeigen geben sich nicht weniger selbstbewußt als die in der Werbung mit männlichen Qualitäten, aber sie sind gepflegter, lockerer formuliert, sie arbeiten mit Wortspielen und versuchen, mit ironischen Pointen zu glänzen.

Die Bundeswehr-Dienstmütze (Überschrift: „Format...“) kommentiert ein Text, der assoziativ geschickt von Mütze und Mützenmeßgerät („Konformateur“) ausgeht: „Konformität macht noch keinen Kopf. Denn große Köpfe haben auch Platz in kleinen Mützen und passende Größen ergeben noch keine passablen Köpfe. Dazu gehört Format, nicht nur Facon (übrigens, nach seiner Facon kann jeder selig werden — auch bei uns)“.

Nachdem der Begriff „Facon“ als sekundärer Wert unter dem höheren Wertbegriff „Format“ eingeordnet ist, wird Facon-Freiheit, also Freiheit im Bereich sekundärer Wertsetzungen, auch für Angehörige der Bundeswehr zugesichert. Das ist nicht gerade geschickt und absichtslos informativ. Da der Werbetext, allerdings ohne Anführungszeichen und Quellen-Angabe (warum so schamhaft?), die Äußerung Friedrichs II. von Preußen benutzt, in seinem Staat könne jeder nach seiner Facon selig werden, wird die Deutung begünstigt, der Begriff „Facon“ meine hier verschiedene Lebensauffassungen und Glaubensvorstellungen, Gedanken und Gefühle, die dem Verhältnis von Bürger und Staat allenfalls mittelbar zugeordnet werden können. Was im Gegensatz dazu der Begriff „Format“ meint, macht der zweite Abschnitt des Textes, wenn auch wieder ohne Absicht des Verfassers, deutlich.

„Nach seinem Format wird jeder beurteilt — auch bei uns. Ihre Mitgift also: Format. Unsere Gegengabe: Eine großzügige und vielseitige Ausbildung über Jahre. Und bei noch größerem Format: Noch mehr Ausbildung über noch mehr Jahre in Strategie — Militärpolitik — Militärtechnik — Organisation und Führungspraxis (oder modernes Management — falls Sie das lieber hören) bis zum welt-offenen Militärwissenschaftler von Format.“

Format, ein Wort mit hinlänglich formaler Bedeutung und verlässlichem elitärem Nimbus, wird hier als funktioneller Wertbegriff benutzt, meint Eignung oder Befähigung des Bewerbers für Ausbildung höheren Ranges, die ihm wiederum die Eignung vermittelt für bestimmte Funktionen und Positionen höheren Ranges. Als Beispiel für Status-Ergebnisse solcher Ausbildung wird nur der „Militärwissenschaftler“ genannt. Da hier eine Institution spricht, die im vorliegenden Text ihr eigenes Vokabular als auswechselbar und anpassungsbereit kennzeichnet (und dabei übrigens ausnahmsweise einen falschen obliquen Kasus verwendet) — „in... Organisation und Führungspraxis (oder modernes Management — falls Sie das lieber hören)“ — ist der kritische Leser gewiß nicht falsch beraten, wenn er anstelle des Status-Beispiels „Militärwissenschaftler“ Befähigungs- und Funktionsbezeichnungen setzt wie: „wissenschaftlich ausgebildeter Spezialist für nukleare oder bakterielle oder chemische Vernichtungsmittel“.

Der in der zweiten Anzeige für Anspruchsvolle abgebildete Einberufungsbescheid

ist Deckblatt und Einleitung zu einer Chancen-Anpreisung, die Argumentation vorspiegelt und peinlich offen ihre Darlegungen als Spiegelfechtereie entlarvt. Möglicherweise als Sonderanfertigung für Personen gedacht, die von den Veranstaltern der Bundeswehr-Werbung vermutlich als Karrieristen mit akademischem Standesehrgeiz und besonderer Empfänglichkeit für finanzielle Ausbildungsvergünstigungen eingeschätzt werden, stellt diese — übrigens von allen 14 Anzeigen der Serie singulär unseriöse — Variante folgende Möglichkeiten in Aussicht:

„Doppeltes Stipendium... durch so ein Schreiben? Das gibt's! Wenn Sie uns anschreiben. Wir antworten mit diesem Einberufungsbescheid, vorausgesetzt, daß Sie sich berufen fühlen und nicht nur einberufen lassen und — Ihr Format uns überzeugt.“

Auch hier wird wieder der formale und elitäre Begriff „Format“ als Prämisse und Hauptkriterium für mögliches Arrivieren und Avancieren der Bewerber angesetzt.

„Das erste Stipendium erhalten Sie bei uns für ein Studium in moderner Führungspraxis. Das zweite Stipendium bewilligen Sie sich selbst durch Ihre geldliche Abfindung. Wir gewähren Sie Ihnen für den Fall, daß Sie nur eine Zeitlang bei uns Erfahrungen sammeln wollen.“

Hier wird eine Abfindung für ausscheidende Berufssoldaten auf Zeit (d. h. eine notwendige finanzielle Starthilfe für Ex-Offiziere und Unteroffiziere, die in Berufe überwechseln, wo sie die in der Bundeswehrausbildung erlernten Fähigkeiten nicht verwenden können) als „zweites Stipendium“ deklariert.

Die abschließend benutzte Gewinn-Lockung: „Wer Zeit investiert, gewinnt Zeit und dient sich selbst durch ein — doppeltes Stipendium“, wiederholt nicht nur die Trick-These vom „doppelten Stipendium“, sondern wird außerdem noch durch die vorangestellte Kurz-Pression „Dienen müssen Sie ohnehin“ diskreditiert.

Auch die Mehrzahl der Wortspiele mit „schreiben“ / „anschreiben“, „sich berufen fühlen“ / „sich einberufen lassen“, „dienen“ / „sich selbst dienen“ ist eher geeignet, die bloßstellenden Entgleisungen des Textes hervorzuheben als sie zu verdecken.

In der dritten Anzeige dieser Gruppe diskreditiert der Kommentar-Text vom zweiten Satz an fortgesetzt das Werbe-Image technischer Genauigkeit und Verlässlichkeit, das die Abbildung einer Präzisionsuhr und die Überschrift „Absolutes Maß“ hervorzubringen sucht. Das Präzisions-Image wird überdeckt und abgewertet durch eine Ballung von funktionellen Fähigkeiten und Charaktervorzügen, die den Bewerbern abverlangt und nach altüberlieferten Mustern den technischen Qualitäten des verfügbaren Apparats kontrastierend übergeordnet werden:

„Absolutes Maß... sind weder Fliegeruhr noch Millimetermaß: Piloten messen und rechnen nach Fuß und Meilen, nach Alpha- und Zulu-Zeit. Vieles ist heute relativ, doch eines bleibt absolut: die Verantwortung für sich selbst, für die Kameraden und für das anvertraute Material. Das verlangt von den Flieger-

offizieren ständige Kontrolle der eigenen Leistungsfähigkeit und genaue Kenntnis der modernen Flugzeug- und Waffentechnik... aber auch Mut zu einem gefährlichen Beruf und zugleich Besonnenheit zur Abwendung von Gefahren. Ob Pilot bei der Luftwaffe, bei den Heeres- und Marinefliegern: Verantwortungsfreude, Können und Mut sind das absolute Maß.“

Nicht nur für sich selber soll der Bewerber in der angestrebten Funktion aufkommen, sondern außerdem für seine Kameraden und die benutzten Geräte. (Nicht diese sichern ihn, sondern er hat sie zu sichern.) Er muß nicht nur sich selbst kontrollieren, sondern auch das verwendete Instrumentar. Er muß nicht nur Risiken eingehen wollen, sondern auch jederzeit Risiken entgehen können. Resümiert man diese Anforderungen, so kann man mit Grund urteilen, daß diese Anzeige selbst von Anspruchsvollen etwas zu viel verlangt. Denn schließlich wird hier um Anspruchsvolle geworben, die im Zeitalter des Understatement leben. Das scheinen die Werbe-Texte der Bundeswehr vergessen zu haben. Die vierte Anzeige dieser Gruppe gehorcht einem mildereren und neutraleren Konzept. Der abgebildeten Luke mit Zielvorrichtung und der Überschrift „Aus-sichten...“ schließt sie folgende Kombinationen von Anforderungen und Chancen an:

„Zielbewußtsein — mehr Aussichten“, „Klarer Blick für das Erforderliche auch in schwierigen Situationen“ — Erfolg, Fähigkeit, richtig zu entscheiden — dazu nötige „harte und umfassende Ausbildung“. In Summa: „nichts für jedermann, aber für den richtigen Mann: interessante Aussichten“.

Auch hier wieder wird die Aufnahme in die Elite abhängig gemacht von funktionellem Können und von Charaktervorzügen, die in diesem Fall nur indirekt, im Hinblick auf die „harte“ Ausbildung, am überlieferten militärischen Männlichkeitsbegriff orientiert sind.

Und etwas für die Freunde des Fortschritts

Techniker sind nach Einschätzung der Bundeswehr-Werbeleiter offenbar am sichersten zu gewinnen mit möglichst gleichbleibenden Argumenten und Angeboten, am sichersten zu beeindrucken mit Behauptungen, die — im Unterschied zu den Anzeigen für Offiziere und Unteroffiziere — nicht Mittel und Möglichkeiten der Bundeswehr hervorkehren und keine Anforderungen an die Bewerber stellen, sondern ausschließlich einen modernen, einen höchst fortschrittlichen Standard der Wehrtechnik anpreisen. Wird dies Verfahren bevorzugt mit Rücksicht auf die höhere Altersgrenze (40 Jahre statt 25 Jahre für Offiziers- und Unteroffiziersanwärter) für Bewerber um Beamtenstellen des höheren technischen Dienstes der Bundeswehr?

Die vier Anzeigen für diese Sparte (DIE ZEIT Nr. 44, 46, 48, 50) benutzen die gleichbleibende Schlagzeile „Wehrtechnik immer an der Spitze des Fortschritts.“ Im übrigen bieten alle vier Anzeigen bis auf die von Anzeige zu Anzeige wech-

selnde Abbildung und einen einzigen Satz, der vom Bild zum Werbetext überleitet, ausschließlich einheitlichen Standardtext.

Die vier Abbildungen verwenden, passend zur gediegenen Note dieser Anzeigen-Gruppe, kein Photo-Material, sondern graphische Vorlagen.

Und das sind die Kombinationen von Abbildungen und Überleitungssätzen (das in allen vier Anzeigen gleichbleibende erste Wort des Satzes dient zugleich als Bild-Überschrift):

Ein altertümlicher Mörser mit Winkelmesser und dreizehn aus der Rohrmündung hervorgehenden Kurven, die verschiedene Geschosßbahnen kennzeichnen, am Ende jeder Bahn eine Kanonenkugel — dazu: „Damals... war die Entwicklung dieser Kanone eine umwälzende Pioniertat.“

Das Holzmodell eines Schiffsrumpfes in Koggenform, der anstelle des Mastes für Segel einen starken Balken mit Katapultvorrichtung trägt — dazu:

„Damals... war die Ausrüstung dieses Katapultschiffes eine epochemachende Errungenschaft.“

Eine auf Rädern stehende ballistische Maschine, die sowohl Kanonenkugeln als auch Ladungen von Steinen oder grob zerhacktem Eisen schleudern kann — dazu:

„Damals war die Fertigung dieser Belagerungsmaschine eine außergewöhnliche Leistung.“

Das Modell eines Streitwagens, dessen Wände auf beiden Seiten eine zweifache Wölbung mit einer Einbuchtung dazwischen zeigen — offenbar zum Schutz für zwei Personen, das Heck mit Einstieg-Öffnung dem Betrachter zugewandt — dazu:

„Damals... war die Einführung dieses Kampfwagens eine bahnbrechende Neuerung.“

Dann folgt in allen vier Anzeigen ein umfangreicher Standardtext.

Er argumentiert mit angeblich moderner und fortschrittlicher Ausrüstung und Organisation (der nicht genannten Bundeswehr), mit der Behauptung, daß nur modernste Waffensysteme militärische Überlegenheit garantieren, die Frieden und Freiheit sichert.

Er wertet Wehrtechnik als „mitbestimmend und richtungsweisend für den technischen Fortschritt unserer Zeit.“

Er formuliert sehr unbestimmt, sehr pauschal die Aufgaben der Wehrtechnik-Ingenieure: Sie „forschen nach neuen Wegen, planen Projekte der Zukunft und lösen Probleme von morgen“.

Wofür sie neue Wege suchen, welche Art von Projekten sie planen, was für Probleme sie lösen, bleibt ungesagt.

Was die Bundeswehr den Wehrtechnikern zu bieten hat, wird ebenso luftig umschrieben: „Wirkungs- und Entfaltungsmöglichkeiten“ — „auf den Gebieten Lenkung und Auswertung der Forschung, Steigerung der Entwicklung, Erprobung und Überwachung der Forschung“.

Fast jede dieser Funktionsbezeichnungen, formal und abstrakt, wie sie sind, kann beim Wort genommen, auch als Synonym für das Amt eines Wissenschaftsensors oder Wissenschaftsplaners verstanden werden.

Was den Bewerbern geboten wird, ist gleichfalls formal und abstrakt gefaßt, ohne jede Abgrenzung der Fertigkeiten und Leistungsfähigkeiten, die in der Ausbildung vermittelt, in der Karriere beansprucht werden: „eine breit angelegte und gründliche Ausbildung auch bei den verbündeten Staaten im Ausland“ und „sehr aussichtsreiche berufliche Aufstiegsmöglichkeiten“.

Die einzige konkrete Angabe ist hier der Hinweis auf Ausbildung im Ausland, übrigens mit einer tautologischen („verbündeten Staaten im Ausland“) und in der verwendeten Präposition („bei verbündeten Staaten“) inkorrekten Ortsangabe.

Wer will unter die Soldaten ...

Die 14 Werbeanzeigen der Bundeswehr, die DIE ZEIT im zweiten Halbjahr 1966 in ihre Spalten aufnahm, vermitteln den gesuchten Bewerbern ein eigenümlich schemenhaftes, inhaltsloses, zweckfreies Bild der Bundeswehr.

Sie stellt sich dar als eine korporative Institution mit starkem elitärem Ehrgeiz und mit ungenannten Zwecken, als eine arbeitsteilig hochspezialisierte und technisch modern ausgerüstete Einrichtung, die anscheinend nur sich selber dient oder einem zweckfreien Trainingsprogramm für ihre Angehörigen.

Von den Tätigkeiten, die in ihr ausgeübt werden und in ihren Ausbildungsstätten erlernt werden, werden nur in den Anzeigen für Unteroffiziersbewerber einige Beispiele genannt. Und das sind keine spezifisch militärischen Tätigkeiten sondern genuin zivile, teils handwerkliche, teils technische Berufe.

In den 14 Anzeigen kommt viermal das Wort „Waffe“ vor, freilich nur in dem Kompositum „Waffentechnik“, mithin durch den Zusatz „Technik“ sachlich neutralisiert oder doch gemildert: in den vier Anzeigen für Bewerber um Stellen des „höheren technischen Dienstes“ der „Waffentechnik“. Von den 14 Anzeigen zeigen wiederum nur vier (ebenfalls die für Interessenten der Waffentechnik) in ihren Abbildungen Waffen, jedoch historische, die seit Jahrhunderten veraltet sind, in der Gegenwart nicht mehr gebräuchlich, von gattungsverwandten Geräten mit vervielfachtem Tötungs- und Zerstörungseffekt beseitigt — Waffen mit dem ästhetischen Gepräge antiquarischer Harmlosigkeit und Komik.

Die Organisation der Bundeswehr, ihre hierarchische Kommando-Struktur, wird allenfalls in wohlklingender Bemäntelung angedeutet, mit verschleiern den Vokabeln wie: „Verantwortung“, „Führung“, „Führungspraxis“, „Führer“ und „Erzieher“, „Format“, „Entscheidungen“. Die überlieferten nüchternen Worte „Befehl“ und „Kommando“ werden in den Anzeigen (mit zwei Ausnahmen) ver-

mieden. Bevorzugt wird die schmuckere, erst kürzlich vom nationalsozialistischen Staat als Kennwort des Regimes so gründlich beanspruchte und ausgenutzte Vokabel „Führung“, die in den Bundeswehr-Anzeigen vielfach, in verschiedenen Verbindungen und Abwandlungen, wiederkehrt.

Die Anforderungen, die nach dem Wortlaut der Anzeigen an Bewerber für die verschiedenen Karriere-Kategorien von Berufssoldaten gestellt werden, sind:

1. Spezielle technische Fertigkeiten, die zumeist erst in der Bundeswehr erlernt werden sollen und (deshalb?) zumeist nicht konkret benannt werden.
2. Formale Charaktereigenschaften und Tugenden, wie Mut, Verantwortungsfreude, Dienstbereitschaft, Selbständigkeit, Zielbewußtsein, Präzision.

Im einzelnen werden diese Qualitäten zwar dialektisch aufgegliedert: es werden Führer-Naturen von Format gesucht und solide Vollzugstechniker, Einzelkämpfer und solche, die ihre Kameraden sichern; es werden Leitende und Geleitete, Prüfer und Geprüfte einander zugeordnet.

Im übrigen werden keine primären intellektuellen Fähigkeiten verlangt: weder schlüssiges noch selbständiges Denken, weder genaue Kalkulation noch methodische Kritik, schon gar nicht spontane Zielsetzung oder eigene Wertmaßstäbe. Allenfalls sekundäre intellektuelle Qualitäten wie Konzentrationsvermögen, Zielbewußtsein, Aufmerksamkeit, Entscheidungsbereitschaft werden als erwünschte Faktoren der Bundeswehr-Eignung von Bewerbern angeführt. Die in den Anzeigen angeführten Qualitäten bleiben inhaltslos, zweckfrei und gleichermaßen umfassend wie unbestimmt. Nachweislich werden nur jene sekundären und formalen Vollzugsfähigkeiten und -tüchtigkeiten gefordert, auf die auch ein Staat wie der nationalsozialistische Wirksamkeit und Erfolg seiner Herrschaft gründen konnte.

Die Selbstdarstellung der Bundeswehr in ihrer Werbung erzeugt den Gesamteindruck, hier sei eine zweckfrei und formal funktionierende Einrichtung gegeben, die wesentlich sich selbst erhält und dennoch ihren Angehörigen für Karriere und Versorgung gewichtige Sicherheiten bietet. Diese Einrichtung stellt vielfältige, einerseits wiederum zweckfreie und formale, andererseits jedoch umfassende, das heißt totale Qualitätsansprüche an diejenigen, die ihr angehören wollen.

Dieses Fazit der Befunde läßt zwei Schlußfolgerungen zu:

1. Die Bundeswehr verschweigt in ihrer Werbung konsequent die politischen Ziele und Absichten, denen sie bei militärischer Gewaltanwendung nach innen oder außen mit ihren Vernichtungsmitteln zu dienen hätte.
2. Die Bundeswehr verschweigt in ihrer Werbung konsequent die vielfältigen Funktionen organisierter Tötung von Menschen und organisierter Zerstörung von technischen und zivilisatorischen Einrichtungen, die ihre eigentliche Aufgabe sind.

3. Die Bundeswehr präsentiert sich in ihrer Werbung
 - als funktionstechnisch vielfältig spezialisierte,
 - als ebenso zweckfreie wie sachliche und
 - als technisch hochleistungsfähige Einrichtung.

Mit einer vollständig neutralisierten Selbstdarstellung also sucht die Bundeswehr für den konstitutiven Kern ihres Personalbestandes, für die verschiedenen Sparten von Berufssoldaten (Offiziere, Unteroffiziere, Techniker) reibungslos effektive Funktionsträger — Menschen, die bereit sind und durch entsprechendes Training die garantierte Befähigung erwerben, Tötung und Zerstörung verlässlich, präzise und effektiv auszuüben.

Die Personen, die diese Tätigkeiten ausüben sollen, müssen bereit sein, Zweck und Effekt ihrer Tätigkeit ohne kritische Überprüfung und Widerspruch hinzunehmen. Diese grundlegende Implikation wird kaschiert

1. dadurch, daß die zu erlernenden und gegebenenfalls auszuübenden Tüchtigkeiten und Tätigkeiten zu sportlicher Leistung und Bewährung stilisiert werden;
2. dadurch, daß die zu erlernenden und gegebenenfalls auszuübenden Tätigkeiten als intellektuell und charakterlich anspruchsvoll dargestellt werden;
3. dadurch, daß für Einübung und Ausübung dieser Tätigkeiten ein technisch hochentwickeltes Instrumentar angeboten wird;
4. dadurch, daß den Personen, die diese Tätigkeiten zu erlernen und verlässlich auszuüben bereit sind, das Prestige von Autorität und elitärem Rang zugesprochen wird;
5. dadurch, daß als Hauptqualitäten der Einrichtung, die mit solcher Werbung ihren konstitutiven Personalbestand zu ergänzen sucht, Gemeinnützigkeit, Sicherheit, Homogenität, hohe Ansprüche und große Aufstiegsmöglichkeiten angepriesen werden.

Mit diesen Methoden fügt sich die Bundeswehr einer generellen Ziel-Tendenz der Anwerbung und einem allgemein etablierten Modell des brauchbaren Personals. Nach dem gleichen Muster suchen Banken und Industrien, Verlage und Versicherungen, staatliche und kommunale Bürokrationen zur Integration geeignete Anwärter.

Die staatliche und gesellschaftliche Ordnung, der die Bundeswehr angehört, bevorzugt für eine Vielfalt subaltern-ausführender und dirigierender Tätigkeiten reibungslos effektive Funktionsträger,

- die weder nach Zwecken noch nach Wirkungen ihrer Tätigkeit fragen,
- die deshalb Zwecke und Wirkungen ihrer Tätigkeit auch nicht unter dem Aspekt prüfen, wer den möglichen Nutzen und wer den möglichen Schaden trägt,

- und die deshalb ihre Funktionstüchtigkeit für verfügte Zwecke und Wirkungen einspannen lassen, ohne Alternativen in Erwägung zu ziehen oder nach kritischem Vergleich von Gegebenem und erkennbar Besserem das Gegebene abzulehnen.

Solche kritische oder gar oppositionelle Haltung zu Funktionen, deren verlässliche Ausübung die etablierte Ordnung zu ihrer Erhaltung braucht, sucht sie mit jener Ideologie scheinbar wertneutraler Sachlichkeit und jener Prestige-Suggestion elitärer Autorität zu unterbinden, die das Methoden-Aufgebot der Bundeswehr-Werbung prägen.

Daß die Bundeswehr mit dieser Werbung ein Maximum der Tarnung erreicht, soll nicht bezweifelt werden.

Daß sie damit ein Maximum der beabsichtigten Wirkung erzielt, sollte vereitelt werden.

Als Beitrag zur Gegen-Wirkung wurde diese Analyse geschrieben.

Franz Schonauer Preußische Legende

Vor einundzwanzig Jahren, am 25. Februar 1947, hat der alliierte Kontrollrat durch Gesetz Nr. 46 den Staat Preußen aufgelöst. Die Auflösung wurde u. a. damit begründet, daß Preußen, seit langen Zeiten Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland, faktisch aufgehört habe zu existieren. Das Preußische schien den Siegern damals die Inkarnation alles dessen, was sie sechs Jahre lang bekämpft hatten: die Verkörperung des brutalen Kommiß- und Kasernen-Geistes, der nicht erst unter Hitler sondern bereits unter Wilhelm II. auf Welt-eroberung aus war. Die Liquidation des preußischen Staates — das sollte der Schlußstrich sein, der das Ende der bisherigen deutschen Geschichte markierte. Ob der Befehl des Kontrollrats sich historisch begründen läßt, mag dahingestellt bleiben. Sieger machen und schreiben Geschichte, dabei kümmert sie die Frage nach der geschichtlichen Gerechtigkeit wenig. Mit anderen Worten: die Beseitigung Preußens ist eine politische Maßnahme der unmittelbaren Nachkriegszeit, über deren Sinn und Zweck eindeutige Ansichten schwerlich sich bilden werden. Inzwischen, so hat es den Anschein, beginnt Preußen, der Sündenbock von gestern, in einen strahlenden Mythos sich zu verwandeln, gibt es Anzeichen, zumindest literarische, die darauf hindeuten, daß eine posthume Ehrenrettung des alten Preußen begonnen hat. — Der erste, der nach dem Kriege, anfang der fünfziger Jahre, ein öffentliches Bekenntnis zu Preußen ablegte, war Hans Joachim Schoeps. Ein recht romantisches Bekenntnis, das aber, gerade weil es von einem nach Deutschland zurückgekehrten jüdischen Emigranten kam, seine emotionalisierende Wirkung tat. In diesem Buch „Die letzten dreißig Jahre. Rückblicke“, erschienen 1956, schreibt Schoeps über Preußen folgendes: „Wer einmal an den Ufern der Oder oder Weichsel gelegen hat, wenn die Abendröte die Landschaft verzaubert, daß die Nähe weit und das Weite nah wird, und einen die Süße dieser irgendwo tief traurigen Landschaft überkommt, die zur Selbstauflösung verführen will, der versteht erst, warum in Preußen Befehl sein muß und warum das Lebensgesetz des preußischen Bauern Gehorsam heißt, auch wenn die Auflehnung ihm im Blute brennt.“ Und weiter heißt es bei Schoeps, der Wandervogelsentimentalität und Geopolitik hier zu einem einzigen ideologischen Gemeinge verarbeitete: „Preußen liegt in der norddeutschen Tiefebene. Das will sagen: Preußen ist der

zu starrer Form geronnene Widerstand gegen das erschlaffende Erliegen vor der Weite nordostdeutschen Flachlandes. Auf die bedrängende, Angst hervorrufende Übermacht der endlosen Ebene gibt es nur zwei mögliche Reaktionen: die widerstandslose Hingabe an die Weite der Landschaft, die mystische Vermählung mit der Unendlichkeit, in die hinein die Ebene gegen den dunstigen Horizont verschwimmt. Das ist die artgemäße Reaktion des russischen Menschen, wie er repräsentativ war im Vorkriegsrußland, in der Dostojewskijschen Welt, in der unerhörte religiöse Einsichten und die Machtfülle der östlichen Kirche möglich werden. Es gibt aber auch eine zweite, andere Antwort: die des heroischen Trotzes, des Widerstandes gegen den Hang zur Selbstauflösung. Aus ihm ist die preußische Kaserne entstanden, der rote Backsteinbau, in dessen vier Mauern die Steppe eingefangen und überwunden war in der Sichtbarkeit der nüchternklotzigen Baugestalt. Aus dem Widerstand gegen die auflösende Gewalt der Ebene erwuchs geprägte Form und Regel, militärisches Kommando und Disziplin, Herrschaftswille und Befehlsgewalt: der Staat Preußen. Seine Errichtung, ein Werk unerhörter geistiger Kraftanstrengung; hinter seiner Fassade alle Spannungen, die die Form immer wieder zu sprengen drohen, und der zurückgehaltene Wille zum Chaos. In Preußen können darum keine Kleinbürger leben, selbst sie werden in Miniaturformat gewaltsam heroisch gemacht. Preußen als Kunstprodukt geschichtlicher Formung war ein Staat, der mit Blut und Rasse herzlich wenig zu tun hatte, in den jeder hineinwachsen konnte, der, von der tragenden Gewalt dieser Landschaft ergriffen, jenen ursprünglichen Widerstandswillen in sich nachvollzog, der die Einsicht in das preußische Lebensgesetz erschließt. Daher konnte es auch den preußischen Juden geben als legitime historische Figur. Denn in den altpreußischen Provinzen waren zahlreiche Juden zu finden, die einfach nirgendwo anders hingehörten, als zwischen die roten Backsteinbauten und in die nüchterne Sachlichkeit dieser Beamtenstädte mitten in der leicht dunstigen Landschaft, in der alles anscheinend nach einem Dienstreglement seiner Arbeit nachging . . .“

Schoeps' romantisches verschwommenes Bekenntnis zu Preußen fand Widerhall und Nachahmung vor allem, weil die Entwicklung, die die Bundesrepublik während der letzten zehn Jahre nahm, in eine Richtung ging, von der aus Preußen als Gegenbild in einem besonders vorteilhaften Licht erscheinen mußte. So konnte nicht ausbleiben, daß das Thema Preußen mehr und mehr an publizistischer Bedeutung gewann. Allein während des Jahres 1966 sind mehrere Bücher erschienen, die sich mit Preußen beschäftigen. Sie alle haben es sich zur Aufgabe gemacht, die angeblich falschen, d. h. negativen Vorstellungen abzubauen, sie wollen zeigen, wie es wirklich gewesen ist. Kaum weniger interessant, als Symptom der Aufwertung, ist, daß beispielsweise ein Publizist wie Hans Schwab-Felisch in der Dezember-Nummer 1966 der Zeitschrift „Merkur“ die politische Zwangsläufigkeit dieser Preußen-Renaissance in der Bundesrepublik mit den Worten begründet:

„Man wird einen Staat an Preußen erinnern müssen, dessen Regierungschef vergeblich nach einem Staatssekretär Ausschau hält; der die Interessen-Egoismen nicht mehr zu kontrollieren vermag; der einen Minister im Amt behält, dem nur das Mißtrauen nicht ausgesprochen wird, weil er noch einige Monate bis zur Pensionsreife absitzen muß. Einen Staat, dessen Beamte und Militärs revoltieren und der einen Haushalt vorlegt, den er wie eine schlechte Klassenarbeit zurückbekommt. Einen Staat, der es zuläßt, daß Widerständler gegen Hitler erst bei der europäischen Menschenrechtskommission vorsprechen müssen, ehe ihnen Genugtuung widerfährt, während einer seiner Minister nach dem anderen dem politischen Beschluß moralisch zum Opfer fällt oder zum Rücktritt gezwungen wird.“ Und Marion Gräfin Dönhoff widmete in der Wochenzeitung „Die Zeit“, anläßlich des zwanzigsten Jahrestages der Liquidierung des preußischen Staates, dem Thema sogar einen Leitartikel, der nach der Vorbildlichkeit Preußens fragt. Es heißt dort:

„Heute könnten wir ein bißchen mehr preußisches Maß und preußische Strenge und Bescheidenheit ganz gut gebrauchen. Jene Amerikaner, die Preußen abschafften, weil es immer schon reaktionär gewesen sei, wußten offenbar nicht, daß zu der Zeit, da ihre Verfassung von George Washington verkündet wurde, die am meisten fortschrittliche und liberale Gesetzgebung des damaligen Europa gerade kodifiziert wurde, das Allgemeine Preußische Landrecht.“

Im Hinblick auf die aktuelle Frage: „Können wir im Zeitalter der Industriegesellschaft und der Weltraumforschung von Preußen wirklich lernen?“ antwortet die Autorin:

„Gewiß nicht im Sinne der Verwaltung. Der hierarchische Ständestaat, bei dem alle Energien auf eine Aufgabe gerichtet sind, ist an einem vollständig anderen Modell orientiert als unsere egalitäre Gesellschaft, in der es um den einzelnen und diesem um seinen Erfolg geht. Aber was den Stil angeht, so könnten wir in unserer auf Pseudoglanz, Fernseheffekte und Statussymbole ausgerichtete Public-Relations-Society doch einiges lernen: ein bißchen mehr innere Unabhängigkeit, ein bißchen mehr von jenem ‚Um der Sache Willen‘, das nicht nach dem Nutzeffekt für die eigene Person, für das Image, fragt.“

Die Rehabilitierung Preußens steht also im Zusammenhang damit, daß in der Bundesrepublik ein Staatsbewußtsein sich nicht gebildet hat. Der Staat Preußen, der — wie man sagt — seine Existenz auf Pflichterfüllung, Gehorsam, Sparsamkeit und selbstloses Dienen gründete, wird nun einer Gesellschaft als Vorbild offeriert, die über ein Jahrzehnt mehr dem Verdienen als dem Dienen ihre Aufmerksamkeit widmete. Einer Gesellschaft, die der Aufforderung des Enrichissez-vous ohne soziale Skrupel nachkam und auf diese Weise die alten Besitzverhältnisse restaurierte und festigte, so als habe es 1945 keinen totalen Zusammenbruch des Deutschen Reiches gegeben. Es ist von einigem Belang, daß in einem Augenblick wirtschaftlicher Stagnation die derzeit geltenden Besitzverhältnisse durch Maßhalteappelle (und Restriktionen) gesichert werden sollen und daß gerade zu

dem Zweck Preußen zitiert wird. Als gelte auch heute noch, was einst, 1806, nach dem Debakel von Jena und Auerstedt den preußischen Untertanen abverlangt wurde: „Der König hat eine Bataille verloren! Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht!“ Ein zweiter Gesichtspunkt, der die posthume Ehrenrettung Preußens suspekt erscheinen läßt, ist der permanente Vorwurf, die alliierten Liquidatoren hätten, bar jeder Geschichtskennntnis, Preußen und das Dritte Reich Adolf Hitlers in einen Topf geworfen. Hitler aber sei kein Preuße gewesen sondern das genaue Gegenteil eines solchen. Dagegen ist zu sagen: der Mann aus dem Waldviertel hätte seine Diktatur nicht errichten und funktionsfähig halten können, ohne die disziplinierte, vorbildlich arbeitende preußische oder im „preußischen Geist“ erzogene Beamtenschaft, die nach 1933, bis auf einige Ausnahmen, im Dienst blieb. Das Gros dieser Beamtenschaft war konservativ oder ausdrücklich deutsch-national; das heißt: ohne Sympathien für die Weimarer Republik. Auf sie vor allem war der Theatercoup berechnet, den Hitler mit dem sogenannten „Tag von Potsdam“ (am 21. März 1933) veranstaltete, als er sich, der „unbekannte Gefreite aus dem Weltkrieg“, vor dem Repräsentanten des alten Preußen, Paul von Hindenburg, tief verneigte und damit symbolisch die Fortsetzung der preußischen Traditionen durch das Dritte Reich bekundete. Eine Regieleistung ersten Ranges, die sogar das Glockenspiel der Garnisonskirche mit der frommbescheidenen Devise „Üb immer Treu und Redlichkeit bis an das kühle Grab und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab“ im rechten Moment „zum Einsatz brachte“. Auch wird daran erinnert werden müssen, daß, schon vor der „Machtübernahme“, zwei Söhne Wilhelms II. den nationalen Kampfverbänden angehörten: Prinz Eitel Friedrich dem „Stahlhelm-Bund“ und Prinz August-Wilhelm (Prinz „Auwi“ genannt) der SA; der preußische General Karl Litzmann war Mitglied der NSDAP seit 1929. — Gewiß kam vielen alten Preußen, zumal den Adeligen unter ihnen, Hitler mitsamt seiner Partei weder ganz salonfähig noch ganz geheuer vor, was sie indessen an dem Versuch nicht hinderte, die braune Bewegung für ihre nationalen Ziele nutzbar zu machen. Sie saßen dabei dem gleichen Irrtum auf wie die Industriellen und Bankiers des „Rhein-Ruhr-Clubs“. Golo Mann hat in seiner „Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ eine zutreffende Charakteristik Hindenburgs gegeben, die auch für die Frage der preußischen Mitschuld am Dritten Reich von Belang ist. Golo Mann schreibt dort: „Die Nazis waren ihm (Hindenburg) zugleich unheimlich und willkommen. Unheimlich, denn es waren wilde Männer und Volksaufwiegler, sogar Sozialisten, ihrer eigenen Behauptung nach. Willkommen, denn sie waren die Kraft, durch die man die Sozialdemokraten vorläufig mattsetzen konnte, um sie später ganz auszulöschen. Es seien, schreibt Schleicher noch im Jahre 1932, die Nazis wohl auch keine guten Brüder, aber froh sei er doch, daß sie ein Gegengewicht bildeten: ‚Wenn sie nicht wären, müßte man sie geradezu erfinden.‘ Nichts und wieder nichts hatten die Sozialdemokraten dem Heer, den Junkern, den reichen Leuten getan, auch in ihrer mächtigsten Zeit nicht. Jetzt (anfangs

1932) waren sie ohnehin entmachtet durch die Nazis und die Wirtschaftskrise . . . Bescheiden und hilflos war die große Partei geworden, die seit 1914 dem Staat so viele rettende Hilfsdienste geleistet hatte. Im Interesse des Staates hätte jetzt sie selber Hilfe verdient. Aber die überklugen Leute um Hindenburg sahen das nicht. Sie sahen die Chance, den lästigen Marxisten, den hochgekommenen ‚Proleten‘ es endlich einzutränken; wozu nichts notwendig war, als die Nazibewegung einzufangen, zu ‚zähmen‘ und sich ihrer zu höheren Zwecken zu bedienen. Die wilden Männer waren schließlich auf der richtigen Seite, wenn auch ein wenig zu weit; sie waren ‚national‘, sie waren ‚wehrwillig‘, sie würden, einmal durch begrenzte Mitverantwortung kirre gemacht, der Vergrößerung der Armee gewiß kein Hindernis in den Weg legen . . .“ Und an einer anderen Stelle heißt es bei Golo Mann: „Hindenburg präsentierte würdig, obgleich ein wenig geizig, hielt er sich streng an seine Pflichten, ging auf die Jagd, nahm Paraden ab, wie er es seit einem halben Jahrhundert gehalten, sprach auch hin und wieder mit einem Sozialdemokraten. Da waren ja ganz anständige Menschen darunter, Otto Braun, Hermann Müller und andere. Schade nur, daß sie ‚Sozis‘ waren, schade nur, daß sie nicht dort geblieben waren, wohin sie eigentlich eben doch gehörten: als tüchtige Vorarbeiter, biedere Feldwebel, als Gutsaufseher oder Schriftsetzer — das hätten sie eigentlich bleiben sollen . . .“ Den Apologeten des Preußentums zufolge ist Preußen 1871 im neugegründeten Deutschen Reich aufgegangen. Wenn nicht politisch, so doch geistig soll es die Zeit der Gründerjahre nicht überlebt haben. Damit wäre denn auch die Frage: ob preußischer Geist für den Ausgang der deutschen Geschichte, für Wilhelminismus und Nazismus, ein Teil Verantwortung trage, irrelevant geworden. Mir scheint dieser Versuch der Dispensierung Preußens von den letzten 80 Jahren deutscher Geschichte, zumal wie er in den jüngsten historischen Darstellungen praktiziert wird — zum Beispiel in den 1966 erschienenen Büchern von Richard Dietrich („Kleine Geschichte Preußens“) und Hans Joachim Schoeps („Preußen — Geschichte eines Staates“) — wenig überzeugend. Ganz abgesehen davon, daß demzufolge das Problem weiterhin ungelöst bleibt, inwieweit die deutsche Misere der letzten Jahrzehnte mitverschuldet wurde durch den Verlauf der eigentlichen preußischen Geschichte. Inwieweit die Entwicklung, die Brandenburg-Preußen, von der Mitte des 17. Jahrhunderts an bis zum deutsch-französischen Krieg von 1870/71, durchlief, Folgen hatte für den Kurs, den das Deutsche Reich dann einschlug. Mit anderen Worten: es wird zu untersuchen sein, ob denn Preußen so vorbildlich war, wie seine Verteidiger von heute es behaupten.

In der erwähnten Darstellung von Richard Dietrich „Kleine Geschichte Preußens“ endet der historische Rückblick mit folgender Quintessenz:
„ ‚Militaristisch‘ ist dieses Preußen nicht mehr und nicht weniger gewesen als seine Rivalen im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland und Europa. Die Bombastik und Großmannssucht des wilhelminischen Zeitalters, die Erstarrung des preußischen Konservatismus in einer rein sozialen und wirtschaftlichen Inter-

essenwahrung haben mit dem Geist des Altpreußentums ebenso wenig gemeinsam wie die religiös-mystischen Erscheinungsformen der Herrschaftsausübung in der Heiligen Allianz oder gar der Romantizismus Friedrich Wilhelms IV. und seiner Kamarilla. Dienst um des Dienstes willen, Pflichterfüllung um der Pflichterfüllung, sich den Interessen des Ganzen unterzuordnen auch unter Opferung des eigenen Interesses, wie es Friedrich des Großen Wahlspruch ‚Ich bin der erste Diener meines Staates‘ ausdrückt, das ist viel eher das Wesen des echten Preußentums als Militarismus und Reaktion . . . unablässige Arbeit und strenge Pflichterfüllung aus der unmittelbaren Verantwortung vor Gott, wie Friedrich Wilhelm I. sie vorgelebt hat, erschienen doch immer wieder als die wirklichen Charakteristika des Preußentums, wie es nur in der herben und kargen Schönheit der Mark Brandenburg und Ostpreußens entstehen konnte.“

Hans Joachim Schoeps endet sein Buch „Preußen — Geschichte eines Staates“ mit dem Hinweis auf die Männer des 20. Juli 1944. In ihnen, den Adeligen wie den Arbeiterführern, die an dem Aufstand gegen Hitler beteiligt waren, sieht Schoeps die letzten Vertreter des alten Preußen, die letzten Repräsentanten der sittlichen Idee dieses Staates. Auch Harald von Koenigswalds „Preußisches Lesebuch“, eine Zusammenstellung von Zeugnissen aus drei Jahrhunderten, die ebenfalls im Jahre 1966 erschien, bringt zum Abschluß einen Text über einen der Verschwörer des 20. Juli 1944, den in Ostpreußen begüterten Grafen Lehndorff, der auf das Exemplarische preußischer Gesinnung, preußischen Verantwortungsbewußtseins hinweisen soll. Diese Versuche einer Ehrenrettung durch eine total negative Kritik bloßstellen zu wollen, verbietet sich von selbst. Freilich bedürfen sie einer gründlichen Korrektur.

Der Aufstieg Preußens von den kärglichsten, bescheidensten Anfängen bis zu jener europäischen Großmacht, die unter Friedrich II. den Siebenjährigen Krieg überstand, ist eine Leistung ersten Ranges. Und man wird Golo Mann Recht geben müssen, wenn er schreibt: „Dieser Staat war das Werk von ein paar von der Furie der Staatsräson besessenen Königen und den Dienern, welche sie kommandierten“. Daran knüpft sich aber zwangsläufig die Überlegung — jedenfalls für uns, die wir gelernt haben, allzu großartigen Kraftakten in der Geschichte zu mißtrauen — auf Grund welcher Voraussetzungen es möglich wurde, daß Preußen seinen Weg machte. Anders ausgedrückt: wer trug die Lasten des Aufstiegs, wer bezahlte die politische Karriere Preußens. Darüber erfährt man in den Büchern von Dietrich, Schoeps und Koenigswald so gut wie nichts. Denn weder ihre Hinweise auf die vorbildlich arbeitende Verwaltung, die Sparsamkeit im Staatshaushalt oder die Ansiedlung der vertriebenen Hugenotten aus Frankreich und der Protestanten aus dem Salzburgischen, noch die Bemerkung, daß nicht nur Österreich sondern ebenfalls Preußen durch geschickte Heiratspolitik territoriale Vorteile sich zu verschaffen wußte, erklären auch nur annähernd das Phänomen.

Die brandenburgisch-preußischen Gebiete hatten während des Dreißigjährigen

Krieges von allen Ländern des Reiches am meisten gelitten. Stadt und Land, schon von Natur aus eher ärmlich, waren in einem unvorstellbaren Maße heruntergekommen, proletarisiert. Daran änderte auch die Herrschaft des Großen Kurfürsten nichts, der, unter den brandenburgischen Landesherren, der erste war, der im Sinne des Absolutismus regierte und als erster seines Hauses an der großen europäischen Politik sich beteiligte, freilich nur als Herr einer „Auxiliarmacht“. Franz Mehring, der sich in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit der Preußischen Geschichte vom historisch-materialistischen Standpunkt aus beschäftigte und infolgedessen von den bürgerlichen Historikern bis auf den heutigen Tag ignoriert wird, schrieb in seiner „Lessing-Legende“ über die sozialen Verhältnisse in Brandenburg-Preußen:

„Die Städte führten unter der Herrschaft dieses Kurfürsten das elende Dasein fort, in das sie durch den Dreißigjährigen Krieg geworfen worden waren, und ebenso die Bauern: die langjährigen Kriege vernichteten schon im Keime jeden Ansatz zu nachhaltiger Erholung. Namentlich der Einfall der Schweden im Jahre 1671 erneuerte alle Greuel des großen Krieges. Dagegen erholte sich der Adel, dem der Kurfürst die Stange hielt, wozu er sich im Landtagsabschied von 1655 verpflichtet hatte und in Bauern-, Gesinde-, Hirten- und Schäferordnungen von neuem verpflichtete; blieb der Adel ja auch von dem furchtbaren Steuerdruck verschont, unter dem Bauern und Städte ächzten.“ — Man wird den Sätzen Mehrings, des besseren Verständnisses wegen, hinzufügen müssen, daß die Staatsform des Absolutismus einerseits mit erheblicher Verspätung in Preußen Eingang fand, andererseits zur Anwendung kam in einem Land, dessen Gesellschaftsstruktur mittelalterlich-feudal war, und es auch blieb bis in die Ära Wilhelms II. Das will sagen: Der Aufstieg Preußens ging vor allem zu Lasten der unterprivilegierten Stände, er wurde sozialen und ökonomischen Voraussetzungen abgezwungen, die denen der modernen Staaten Westeuropas genau entgegengesetzt waren. Das sogenannte preußische Wunder, die funktionierende Maschinerie des Obrigkeitsstaates, war zum Teil eine Folge der politisch-gesellschaftlichen Rückständigkeit des Landes und zugleich auch die Ursache der Misere, in der dann die Geschichte Preußens ihr Ende fand. Doch kehren wir zu den konkreten historischen Vorgängen zurück.

Die kostspielige Hofhaltung Friedrichs I. („König in Preußen“) ruinierte die Finanzen des Landes, obwohl der Monarch seine Einnahmen dadurch erheblich aufbesserte, daß er zwölf Jahre lang brandenburgische Truppen an Habsburg vermietete und außerdem ausländischen Subsidien gegenüber nicht heikel war. 1709 brach in Ostpreußen die Pest aus. Sie hielt an bis 1711 und entvölkerte weite Gebiete. Im Gegensatz zu Dietrich und Schoeps, die der Epidemie keinerlei Erwähnung tun, ist bei Koenigswald wenigstens zu lesen:

„Die hohen Steuern und Mißernten, die ebenso auf ungünstige Wetterverhältnisse, wie auf unzureichende Bestellung der Felder zurückzuführen sind, brachten das Land in den Abgrund. Da brach unter den Hungernden in Ostpreußen,

aus Polen eingeschleppt, die Pest aus und vollendete die Katastrophe. Ganze Landstriche wurden durch die Seuche menschenleer. Wartenberg, des Königs Minister, wagte nicht, dem König das ganze Ausmaß des Unglücks einzugehen.“

Friedrich Wilhelm I. machte der Verschwendung am preußischen Hof rigoros ein Ende. Selbst anspruchslos und von einer Sparsamkeit, die schlicht Geiz zu nennen gewiß nicht übertrieben wäre, verlangte er von seiner Umgebung, zumal aber von seinen Untertanen, ein Gleiches. Vermutlich geht die Mehrzahl jener sogenannten altpreußischen Tugenden auf diesen Monarchen zurück, der seinen Landeskindern, notfalls mit dem Rohrstock, Sparsamkeit, Fleiß, Ehrlichkeit, Gottesfurcht und im besonderen Respekt vor seiner Majestät beibrachte. Ein grotesker Haustyran; vielleicht auch — unter seinen deutschen Kollegen — eine imponierende Figur, die es sich nicht leicht werden ließ, ein preußischer König zu sein, die gewiß aber erst recht dem „gemeinen Mann“ es zur Qual machte, in Preußen leben zu müssen. Johann Joachim Winkelmanns Ausspruch: er wolle lieber ein verschnittener Türke als ein preußischer Untertan sein, kann durchaus als repräsentativ gelten für die damalige Meinung der Gebildeten über diesen christlichen Despoten und seinen Staat. Nicht nur, daß der „roi sergent“ um jedes Detail sich kümmerte und nach der Art eines ebenso pedantischen wie cholerischen Hausvaters regierte; er wußte auch, daß seine Macht allein auf Soldaten und Geld sich gründete und handelte danach. Friedrich Wilhelm I. steigerte im Laufe seiner Regierung (von 1713—1740) durch ein weitverzweigtes System direkter und indirekter Steuern die Jahreseinnahmen auf 7 Millionen Taler — eine enorme Summe, wenn man den wirtschaftlich unterentwickelten und außerdem ruinierten Zustand des Landes bedenkt — und unterhielt ein Heer von 80 000 Mann. Das heißt: ein Heer, das viermal größer war als es, auf Grund der Einwohnerzahl des Landes, hätte sein dürfen. Zum Vergleich: Preußen wurde unter dem Soldatenkönig, nach Frankreich, Rußland und Österreich, die viertgrößte Militärmacht Europas. Nach Quadratkilometern gemessen, rangierte Preußen an zehnter Stelle, nach der Zahl seiner Einwohner sogar erst an dreizehnter Stelle. — Gewiß, Militärstaaten waren sie alle, doch in keinem von ihnen war der Staat mit dem Heer derart identisch wie in Preußen. Und in keinem anderen europäischen Staat der Zeit gab es einen König wie Friedrich Wilhelm I., der es beispielsweise nicht unter seiner Würde fand, selbst einer der Exerziermeister seiner Soldaten zu sein. Von dort her kommt in erster Linie der Vorwurf des Militarismus. Denn Eroberungskriege — ein spezifisches Merkmal absolutistischer Kabinettspolitik — hat Preußen nicht mehr geführt als die anderen Mächte, eher weniger. In dem Zusammenhang muß an den Satz Mirabeaus erinnert werden: Preußen sei nicht ein Staat, der sich eine Armee, sondern eine Armee, die sich einen Staat halte. — Um noch einmal Zahlen zu nennen: von den 7 Millionen Talern, die die Finanzverwaltung des Königs jährlich einnahm, fanden etwa 6 Millionen für den Ausbau des Heeres Verwendung. Bei dem Heer

Friedrich Wilhelms I. handelte es sich um eine Söldnertruppe, deren Kampfwert recht fragwürdig gewesen sein mag. Denn, obwohl unter barbarische Strafen gestellt, waren Desertionen an der Tagesordnung. Die Methoden des preußischen Drills und der dort praktizierten Militärgerichtsbarkeit sind allzu bekannt, als daß unsere Autoren daraus einen Hehl machen könnten. Was sie nicht erwähnen, ist hingegen die weit weniger bekannte Tatsache, daß es Friedrich Wilhelm I., der den „Junkers ihre Autorität ruinieren“ wollte, nicht gelang, auch nicht mit Hilfe der Armee, die Macht des Adels zu brechen. Vielmehr sah sich der König gezwungen, mit dem Adel einen Kompromiß zu schließen, indem er ihm, als Entschädigung für den Verlust einiger politischer Privilegien, die Offiziersstellen im Heer anbot, die dazumal einträgliche Erwerbsquellen waren. Der Chef einer Kompanie arbeitete sozusagen als freier Unternehmer auf eigene Rechnung. Eine genaue Strukturanalyse des preußischen Militärwesens gäbe Aufschlüsse über diesen Staat und das in ihm geltende Herrschaftssystem. Jedenfalls wäre eine solche Untersuchung sehr viel sinnvoller und nützlicher als die alte Legende zu wiederholen: Friedrich Wilhelm I. war Preußens größter innerer König. Um noch einmal auf die Qualität der Verwaltung zu kommen, die in Preußen bezeichnenderweise „General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktorium“ hieß, so funktionierte sie zu Zeiten des Soldatenkönigs so vortrefflich, daß dieser seinem Nachfolger (Friedrich II.) nicht nur ein großes Heer hinterließ sondern außerdem noch einen Kriegsschatz von 10 Millionen Talern. Eine Leistung, die nur durch Zwang zustande kam, d. h. nur durch Ausbeutung. Damals kam vermutlich das Wort auf: „Travaillez pour le Roi de Prusse“, umsonst arbeiten. Die patriotische Geschichtsschreibung übersetzte es mit: Eine Sache um ihrer selbst willen tun. Besonders einfallsreiche Ideologen sehen in diesem System den Beweis für die Existenz eines preußischen Sozialismus.

Noch revisionsbedürftiger als das Bild Friedrich Wilhelms I. wäre freilich das Friedrichs II. Friedrich der Große ist der König, wie er im preußischen Lesebuch steht; und genauso wird er uns noch im Jahre 1966 von Schoeps, Dietrich und Koenigswald geschildert. Vor allem seine Aussprüche: „Ich bin der erste Diener des Staates“; und: „In meinem Staat soll jeder nach seiner Façon selig werden“, haben es den genannten Autoren in einem Maße angetan, daß sie darüber vernachlässigten, die Schattenseiten des fraglos bedeutenden Monarchen zu zeigen. Doch nicht nur das! Die Interpretation, die sie dem „aufgeklärten Despotismus“ angedeihen lassen, ist fragwürdig, wenn nicht falsch. Sie verschweigt nämlich u. a., daß der Satz: „Ich bin der erste Diener des Staates“ nicht so sehr die Einschränkung des königlichen Absolutheitsanspruchs signalisiert als vielmehr den Staat für omnipotent erklärt und von dort her auch die unbezweifelhafte Stellung des Königs definiert. Ganz abgesehen davon, daß Theorie und Praxis bei Friedrich in den seltensten Fällen übereinstimmten. — Auch die Toleranzerklärung: „In meinem Staat soll jeder nach seiner Façon selig werden“ verdient, kritischer betrachtet zu werden als Schoeps und Dietrich es tun. Der Laxheit

Friedrichs in religiösen Fragen kommt nicht die geistige Bedeutung zu, die man ihr gerne nachsagt. Von Heinrich IV. von Frankreich weiß man, daß er aus politischen und dynastischen Gründen seinen Glauben mehrmals wechselte — u. a. mit der Begründung: Paris ist eine Messe wert! — und der sächsische Kurfürst Friedrich August I. (August der Starke) trat zum Katholizismus über, um in den Besitz der polnischen Krone zu kommen. Solche Eskapaden blieben den Herrschern Brandenburg-Preußens erspart. Aber Friedrich, wie schon sein Vater, mußte daran interessiert sein, das dünnbesiedelte Land zu „peuplieren“. Denn nach dem merkantilistischen Wirtschaftssystem bedeutete eine Zunahme der Bevölkerung schließlich auch einen finanziellen Gewinn (Steuern); nicht zu reden von den größeren Rekrutierungsmöglichkeiten für die Armee. Bei seiner Lage war Preußen auf Einwanderer aus dem Ausland angewiesen und eine Toleranzpolitik verstand sich von selbst. Und ebenfalls von selbst verstand sich, daß diese Toleranzpolitik sich nicht auf die Juden erstreckte. In der „Geschichte der Juden in Deutschland“ von Ismar Elbogen und Eleonore Sterling erfährt man, was Schoeps, Dietrich und Koenigswald zu diesem Thema mitzuteilen offenbar vergaßen. „Wie alle anderen Untertanen waren die Juden Objekt der Zwangsmaßnahmen des Obrigkeitsstaates. Da sie keinem Stand angehörten, unter einem einschränkenden und stets kündbaren Fremdenrecht standen, konnten sie unmittelbar und noch rücksichtsloser als andere im Sinne der Staatsräson ‚nutzbar‘ gemacht werden. Im Generalprivilegium Friedrich des Großen von 1750 wurden die einschränkenden Bestimmungen noch schärfer. Er glaubte zunächst, nunmehr auch ohne Unterstützung von jüdischen Kaufleuten und Manufaktoren die absolutistisch-merkantilistische Politik weiterführen zu können, eine Absicht, die er später änderte. Er übernahm dabei die Argumente der Krämer und meinte, daß Juden, weil sie eben Juden sind, für den Staat und die christlichen Untertanen schädlich seien. Man müsse sie unterdrücken und an der Vermehrung hindern. ‚So viel man die Juden aus dem Comertio halten kann je besser ist es.‘ Zugleich gebot die Staatsräson ein strengeres Vorgehen gegen die armen, nicht abgabekräftigen, als gegen die vermögenden Juden.“

Daß dieser durchaus zeitgenössische Antisemitismus Friedrich II. nicht daran hinderte, das preußische Münzwesen den Berliner Bankjuden Nathan Ephraim und Daniel Itzig in Generalpacht zu geben, um mit ihrer Hilfe eine der übelsten Geldentwertungen zu inszenieren — vor allem des Königs treue Staatsdiener wurden von ihr betroffen — sei nur am Rande erwähnt. Unsere Historiker halten dieses Faktum nicht für berichtenswert. Desgleichen nicht, daß der König die Eintreibung der Zölle und der indirekten Steuern (Akzise) französischen Steuerpächtern in „Regie“ gab und sie an dem Ertrag mit hohen Tantiemen beteiligte. Die „Regie“ wurde eine der verhaßtesten Einrichtungen des Staates. Nimmt man außerdem noch zur Kenntnis, daß Friedrich unmittelbar nach dem Siebenjährigen Krieg mit erheblichem Kostenaufwand das „Neue Palais“ bauen ließ und im letzten Jahrzehnt seiner Regierung auf die Mitarbeit der Minister gänzlich ver-

zichtete, sie wie Gesindel traktierte, dann erscheint das Regime dieses Königs doch in einem sehr fragwürdigen Licht. Als der König 1786 starb, ging ein Aufatmen durch das ganze Land. Zwanzig Jahre nach dem Tode Friedrichs II. brach der preußische Staat zusammen. Die Ursachen des Zusammenbruchs wird man eher in der Regierungszeit Friedrichs zu suchen haben als in der seiner weit weniger befähigten Nachfolger.

Preußens große Zeit, die Zeit der Reform, begann mit der Niederlage von Jena und Auerstedt gegen Napoleon und endete mit dem „Zweiten Pariser Frieden“, durch den die „Befreiungskriege“ endgültig ihren Abschluß fanden. Sie dauerte also etwa acht bis zehn Jahre, nicht länger. Der Sieg der „Heiligen Allianz“ über Napoleon machte der Reformbereitschaft ein Ende zu Gunsten der Restauration, der Wiederherstellung der Herrschaft von Thron und Altar. — Die Reformen der „preußischen Jakobiner“, der Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Wilhelm von Humboldt usw. waren bestimmt vom Geist der Französischen Revolution. Sie wurden deshalb nach 1815 zum größten Teil wieder rückgängig gemacht, bzw. nicht realisiert wie das Konstitutionsversprechen Friedrich Wilhelms III. — oder derart verändert zu Gunsten des adeligen Grundbesitzes wie die Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern, die zu einer völligen Verproletarisierung der kleinen Bauern führte. Über das Restaurativ-Reaktionäre dieses Umschlags ist bei unseren Apologeten der preußischen Geschichte sehr viel weniger zu lesen als beispielsweise über die politischen und menschlichen Tugenden Friedrich Wilhelms III. und IV. Eine reaktionäre Maßnahme ersten Ranges wie die Auflösung der preußischen Landwehr, d. h. einer Truppe, die ihre überwiegend bürgerlichen Offiziere selber wählte und somit ihrer Struktur nach eine demokratische Miliz war, ist heute noch, allem Anschein nach, von geringerer historischer Bedeutung als die Ehrenrettung eines, gelinde gesagt, romantischen Monarchen, der es nicht leiden mochte, daß ein „Stück Papier“ — so nannte er die Verfassung — sich zwischen ihn und sein Volk drängte und der es erst recht verabscheute, die Kaiserkrone aus den Händen eben dieses Volkes zu empfangen. Bei solcher Einschätzung der Geschichte überrascht es nicht, bei Schoeps über Friedrich Wilhelms IV. Auffassung seines königlichen Amtes zu lesen:

„Er hat es in einem tiefen und sehr reinen Sinn als Gottesgnadentum aufgefaßt. Das Wort ‚König von Gottes Gnaden‘ ist ja später in Verruf und Lächerlichkeit gekommen; aber es muß hier, wo es als politischer Glaubenssatz in der neuen Geschichte wieder auftaucht, in der vom König gemeinten rechten Weise verstanden werden. Dieser Erweckungschrist auf dem preußischen Thron hat das Königsamt lutherisch verstanden aus der Verantwortung der Obrigkeit vor Gott...“

Mag sein, daß es so war! Das aber sollte uns heute nicht hindern, den Sachverhalt bei seinem richtigen Namen zu nennen: historische Verzögerung, vernunftswidrige Altertümelei.

Daß ein politisch aktives, wachsames Bürgertum sich in Deutschland nicht bildete, dürfte eines der sichersten Resultate preußischer Geschichte sein, der rote Faden dieser Historie bis zu ihrem Ende, das nicht zufällig von der Ära des Altpreußen Bismarck eingeleitet wurde. Doch darauf kann hier nicht mehr eingegangen werden. — Unter Neokonservativen gilt es heute als schick auf Preußen zu verweisen, vor allem darauf, daß dem strengen Legitimus Preußens der Mut zum Widerspruch, zur Rebellion gegen Willkür, zugeordnet war. Diese Mythe bedarf im besonderen der Entschleierung, denn sie unterstellt, daß der politische Spielraum, den sich der preußische Adel auf Grund der unterentwickelten Sozialstruktur gegen seinen Landesherrn immer hat bewahren können, eine Entscheidungsfreiheit bot, die jedermann zugänglich war. Genau das aber trifft auf Preußen nicht zu.

Statt Verklärung täte im Falle Preußens Aufklärung not. Erst dann ließe sich die Frage beantworten, ob und inwieweit dieser nun seit über zwei Jahrzehnten liquidierte Staat für uns noch von Belang sein könnte.

Anmerkungen

Unsere beiden ersten Beiträge gelten diesmal dem Andenken *Bertolt Brechts*, der am 10. Februar 70 Jahre alt geworden wäre. Der 1937 in Berlin geborene *Kurt Bartsch* übte nach Besuch der Oberschule verschiedene Tätigkeiten aus, nach einem kurzen Aufenthalt am Johannes-R.-Becher-Institut in Leipzig lebt er heute als Mitarbeiter einer Wochenzeitung in Ostberlin. *kürbiskern* bringt in der nächsten Nummer eine größere Auswahl seiner Gedichte. — *Manfred Wekerth* (Jahrgang 1929) ist Chefregisseur des Berliner Ensembles.

Petra v. Morstein wurde 1941 in Potsdam geboren, studierte deutsche Literaturwissenschaft und Philosophie in Münster und Oxford, z. Zt. lebt sie als Assistant Professor für Philosophie in Calgary, Kanada, wo sie u. a. an einer Übersetzung von *Wittgensteins* „Blue and Brown Books“ arbeitet.

Rainer Wochele, geboren 1943 in Brunn, studiert z. Zt. in Köln Theaterwissenschaft, Philosophie und Psychologie, seine Erfahrungen in der Arbeitswelt sammelte er u. a. als Montagearbeiter, Nachtwächter und Telefonist in verschiedenen Betrieben.

Ernst F. Steffen verbrachte vom 12. Lebensjahr an (geboren 1936 in Heilbronn/Neckar) insgesamt 17 Jahre in Fürsorgeheimen und Strafanstalten, war Schriftsetzer in Karlsruhe und wurde am 21. Dezember 1967 aus dem Zuchthaus Bruchsal entlassen, „seither auf der Suche nach der versprochenen Freiheit; kenne die sieben Weltwunder auswendig und gebe nach wie vor Anlaß zu Sorgen“ — wie er der Redaktion schrieb.

Rolf Haufs hat seit einigen Jahren mehrere Bücher — vorwiegend Lyrik — publiziert, der 1935 in Düsseldorf Geborene lebt seit 1960 in Westberlin.

Unsere Auswahl politischer Lyrik und politischer Songs bringt Arbeitsproben von Autoren, die sich — zunehmend im vergangenen Jahr — mit der Überwindung des breiten Grabens zwischen Lyrik und einem größeren Publikum beschäftigen, wozu sich insbesondere der persönliche Vortrag von Texten auf politischen Veranstaltungen als sinnvoll erwiesen hat. Die Revue-Veranstaltungen der Kampagne für Abrüstung und Demokratie (Ostermarsch) sowie zahl-

Anmerkungen

reiche lokale Initiativen haben dankenswerterweise Foren geschaffen, die für Theorie und Praxis der Beziehungen zwischen Autor und Publikum neue Möglichkeiten bieten: sie zu nutzen, ist Sache der Autoren.

Das Gespräch mit *Professor Thießen* entnehmen wir der Nummer 20/67 der Ostberliner FDJ-Zeitschrift „Forum“.

Johannes Bobrowskis „Fortgeführte Überlegungen“ werden zusammen mit Erzählungen und anderer Prosa aus dem Nachlaß in dem Quarthett „Der Mahner“ im Verlag Klaus Wagenbach erscheinen.

Unser *Protokoll* beschäftigt sich diesmal mit den Vorgängen bei der NPD-Versammlung in Ulm, die insbesondere im Nachspiel der Veranstaltung (Presse und Polizei) Parallelen zu einer antifaschistischen Kundgebung in München aufweist, die kurz nach Redaktionsschluß am 31. Januar stattfand.

Erich Frieds letzte BBC-Sendung wurde am 21. 1. 1968 ausgestrahlt — in der Bundesrepublik fand sie eine recht verkürzte Darstellung in der Presse. Wir bringen sie daher im Wortlaut — ebenso wie (als Beilage) die Note der Regierung der UdSSR, deren Behandlung in der Tagespresse ebenfalls vorwiegend unvollständig und polemisch war.

Der Autor unseres Beitrags über das Goethe-Institut, *Dr. Hans Peter Hohn*, wurde 1932 in Koblenz geboren. Nach Studien in München, Freiburg und Bonn (Philosophie, Geschichte und Germanistik) war Dr. Hohn zunächst Volksschullehrer in Köln, dann Mitarbeiter des Goethe-Instituts und schließlich Leiter des deutschen Kulturinstituts in Bagdad. Anschließend als Referent in der Zentralverwaltung des Goethe-Instituts tätig, kündigte er 1962 wegen Differenzen mit der Institutsleitung — diese wandelte *seine* freiwillige Kündigung jedoch während der Kündigungsfrist von sich aus in eine fristlose Entlassung um.

Der 1929 in Berlin geborene *Bernt Richter* lebte dort als Schüler und Student der Germanistik, Neueren Geschichte und Politischen Wissenschaft an der FU. Nach der Promotion mit einer Arbeit über Thomas Mann Volkshochschul-Kurse und journalistische Versuche. Dann drei Jahre Redakteur beim Propyläen Verlag, seit 1964 Lektor bei Rowohlt, Reinbek.

Beilagenhinweis:

Wir bitten um freundliche Beachtung der Beilagen der Verlage Ernst Klett, Stuttgart, und Marxistische Blätter, Frankfurt.

FRÖHLICH ISST DU WIENER SCHNITZEL Zeitkritische Chancons
 von Dieter Süverkrüp **WARNUNG-RATTENGIFT AUSGELEGT** Chancons von
 Gerd Semmer & Dieter Süverkrüp **EIN LIED, DREI, VIER!** Moderne
 Chancons von Gerd Semmer und Dieter Süverkrüp **ÇA IRA (1+2)** Lieder der
 Französischen Revolution 1789-1795 übersetzt von Gerd Semmer
 gesungen von Dieter Süverkrüp **HANNS DIETER HÜSCH - CHANCONS**
CARMINA URANA Vier Gesänge gegen die Bombe von Hanns Dieter
 Hüsch 1933-1963 **lieder des europäischen widerstandes gegen den faschismus**
 Chöre und Solisten aus vielen Ländern **SOLIDARITY FOREVER** Amerik. Arbeiterlieder
 gesungen von Perry Friedman **I'M ON MY WAY** **Negro Songs**
 gesungen von Perry Friedman **FASIA - Songs u. a. „An meinen amerikanischen**
Brieffreund Jonny“ (2. Preis beim Folksong-Wettbewerb des Süddeutschen Rundfunks)
SING OUT! The Folksong Magazine Herausgegeben von Irwin Silber, ständige
 Mitarbeiter: Pete Seeger, Barbara Dane, Tom Paxton, Jerry Silverman
 Jahresabonnement DM 24,- (6 Hefte) **OAK PUBLICATIONS NEW YORK**
 Folk Music Books u. a. von Phil Ochs, Pete Seeger, Leadbelly,
 Tom Paxton, Civil Rights Movement, Reprints from Sing Out (Katalog anfordern)

99pläne66

verlag »pläne« gmbh 4 Düsseldorf, Kruppstraße 18 und
 46 Dortmund, Humboldtstraße 12
 17 cm/LP's DM 8,50-30 cm/LP's DM 18,- und DM 21,-

WIKTOR DAWAKIN

Rostafenster

Majakowski — Dichter und bildender
 Künstler

Aus dem Russischen von Franz Leschnitzer
 Verlag der Kunst Dresden 1967
 21 x 30 cm + Etwa 160 Seiten mit 76
 Abbildungen, davon 30 mehrfarbig +
 Ganzleinen etwa DM 25,20.

Die Rosta-Fenster waren Großplakate
 besonderen Typs mit politischen, militä-
 rischen und wirtschaftlichen Tagesthemen,
 die von Anfang September 1919 bis An-
 fang Februar 1922 zunächst die Russische
 Telegraphen-Agentur (ROSTA), dann die
 Hauptverwaltung für politische Aufklä-
 rungsinstitutionen des Volkskommissariats
 für Bildungswesen der RSFR (GPP) her-
 ausbrachte.

Initiator dieser Plakate war Michail
 Tscherepnyn, dem sich bald Majakowski
 und schließlich Iwan Maljutin anschlos-
 sen. Sie haben als das berühmte „Drei-
 gespann“ das Kollektiv der künstleri-
 schen Abteilung in der Telegraphen-
 Agentur angeleitet, von dem die Rosta-
 fenster geschaffen wurden.

El Lissitzky

Maler, Architekt, Typograf, Fotograf

Erinnerungen, Briefe, Schriften
 übergeben
 von Sophie Lissitzky-Küppers
 Verlag der Kunst Dresden 1967
 20,5 x 27 cm + Etwa 440 Seiten
 mit etwa 300 Abbildungen, davon 40
 mehrfarbig
 Ganzleinen etwa DM 60,90

El Lissitzky — ein Name, der zwar in
 den meisten Abhandlungen über die mo-
 derne Kunst genannt wird, dessen Werk
 aber insgesamt kaum bekannt ist und
 um den sich deshalb eine Legende bil-
 dete, die bestenfalls halbe Wahrheiten
 verkündet.

Allen Spekulationen über diesen Mann,
 der in der Kunst des zwanzigsten Jahr-
 hundertis eine singuläre Erscheinung ist,
 möchte das vorliegende Buch einen Rie-
 gel vorschreiben, einmal durch Authen-
 zität eines Lebensberichtes, zu anderen
 durch einen Überblick über sein künst-
 lerisches Werk und nicht zuletzt durch
 Lissitzkys Wort selbst.

BRÜCKEN-VERLAG GmbH
 Buch - Import - Export
 4 Düsseldorf 1 + Postfach 1928



Was ist der Springer-Konzern:
 Das Instrument eines romantischen
 Nationalismus oder eine bewundernswerte
 unternehmerische Leistung? Wie ist er
 organisiert? Welche Besitzverhältnisse
 herrschen in ihm? Sind diese identisch
 mit den Machtverhältnissen?



Steuert der Konzern eine politische Linie?
 Hängt die Information der Öffentlichkeit
 durch Springer-Blätter von den
 politischen Ansichten Axel Cäsar
 Springers ab? In dreijährigen Vorarbeiten
 hat Hans Dieter Müller untersucht, was es
 mit den Urteilen und Vorurteilen über
 den Springer-Konzern auf sich hat.

Er
 schildert den rasanten Aufstieg des Unter-
 nehmens und untersucht, wodurch er
 ermöglicht wurde. Rasonieren erscheint
 in der jetzigen Situation naiv: Jetzt
 müssen präzise Kenntnisse und Fakten
 her! Verschaffen Sie sich diese. Das Buch,
 in dem sie stehen, erschien in der Reihe
 der »Piper-Paperbacks«, hat einen
 Umfang von über 400 Seiten und kostet
 DM 14,80. Sie können es bei jedem
 Buchhändler anblättern. Und kaufen.

Piper

kürbiskern 2/67

1. März 1967

Willi Sitte	Zwei Männer, Zeichnung, 1956
Rainer Kirsch	Zeichnung
Heinrich Böll	Hinweise auf Josef W. Janker
Josef W. Janker	Der Umschuler
Friedrich Hitzer	„Jedem das Seine“
Guntram Vesper	Gedichte
Rainer Kirsch	Ansicht Roßleben/Unstrut
Heinar Kipphardt	Gedichte
Günter Kunert	Betonformen
Gregor Laschen	Gedichte
Walter Jopke	
Dietrich Mühlberg	Marxismus — Theorie und Aktion
Yaak Karsunke	Präsentation einer Wirklichkeit
Helmut Salzinger	With God on Their Side
Donald Duncan	Es war alles Lüge!
Reinhard Baumgart	Vier Gelegenheitsgedichte, ein Epilog
Karl Mickel	Bericht nach Burchett
Christa Wolf	Deutsch sprechen
Protokoll I	Krisenloser Kapitalismus

kürbiskern 3/67

1. Juni 1967

Günter Kunert	Bedauerlicher Hitler
Johannes Schenk	Produktiva
Guntram Vesper	Vorgeschichte einer Bewerbung
Oliver Behnssen	Gedichte
Reinhard Hummel	Die Stube
Christoph Meckel	
Volker von Törne	Die Dummheit liefert uns ans Messer
Konrad Farner	
Matthias Becker	Zum Dialog Christ — Marxist
Heinrich Treblin	
Oswald Jacobi	Dialog oder Dogma?
Jean-Jacques Boileau	Dialog mit Aktion
Friedrich Hitzer	Gespräch mit Joris Ivens
Heinz-Joachim Heydorn	Rede zum Krieg in Vietnam
Helmut Salzinger	Griechenland!
Roman Ritter	Der Krieg ist anderswo
Elmar Altvater	Westdeutschland: Rezession und Repression
Sven G. Papcke	Es gab deutsche Jakobiner
Peter Krumme	Mystifizierte Ideologie
Thomas Weerth:	Die Kunst der Koexistenz

kürbiskern 4/67

1. September 1967

Bernd Jentzsch	Führender Kopf
Protokoll I	Lenin in München
Literarische Manifeste	Vom Symbolismus bis zum Oktober
Friedrich Hitzer	Manifeste, Literatur und der Große Oktober
Reinhard Baumgart	Diese Revolution steht im Museum
Josef W. Janker	50 Jahre Oktoberrevolution
Gregor Laschen	Andererseits / Hommage à Dimitroff
Johannes Schenk	Der rote Schwan
Dieter Süverkrüpp	Versuch eines Wiegenliedes
Guntram Vesper	Drei Gedichte
Martin Walser	Ein sehr bescheidener Vorschlag
Wolfgang Weyrauch	Dummer August
Maurice Dobb	Der Rote Oktober heute
Anton Frank	Hundert Jahre „Das Kapital“
Protokoll II	Geschichte einer Verfolgung
Ludwig Harig	Guten Tag, Herr Hitler!
Lew Ginsburg	Christmann
Bernhard Schütze	Berliner Protokolle

kürbiskern 1/68

1. Dezember 1967

Herbert Asmodi	Sermon
Werner Bräunig	Einer liest
Bernd Jentzsch /	
Yaak Karsunke	Briefwechsel in memorian Johannes Bobrowski
Márton Kalász	Schattenland Psalmen
Charles Senger	Brief an Lyndon B. Johnson
Philipp Wiebe	Ein verwirrender Fall
Renate v. Gizycki	Gedichte
Peter Hacks	Der Schuhu und die fliegende Prinzessin
Melchior Schedler	Dämmerung nach vorwärts
Helmut Pieper	Zehn Gedichte
Christine Steiger	Herr Bruno H. Momm
Geert Hesse Goeman	Animalische Aspekte
Georg Lukács	Der große Oktober 1917 und die heutige Literatur
Elvira Högemann-	
Ledwohn	Fragen an Georg Lukács
Gerd Oesterwind,	
Rudolf Schultz,	Zum Dialog Christ — Marxist
Hans Ohly	
Martin Walser	Amerikanischer als die Amerikaner
Heinz Bruno Sand	Aufruf
Mikis Theodorakis	Erklärung

probleme sozialistischer politik

Band 3

Ernest Mandel

Einführung in die marxistische Wirtschaftstheorie

2. Auflage 1967, 76 Seiten

DM 4,—

Band 4

Fritz Lamm, Wolf Rosenbaum, Helmut Schauer, Ursula Schmiederer

Die Große Koalition und die nächsten Aufgaben der Linken

79 Seiten

DM 4,—

Band 5

Kurt Steinhaus

Zur Theorie des internationalen Klassenkampfes

104 Seiten

DM 5,—

Band 6

Palmiro Togliatti

Ausgewählte Schriften

247 Seiten

DM 14,—

DM 14,—

Band 7

Pierre Jalée

Die Ausbeutung der Dritten Welt

Ca. 160 Seiten, März 1968

DM 9,—

Band 8

Ursula Schmiederer

Zur Theorie der Friedlichen Koexistenz

Ca. 80 Seiten, April 1968

DM 5,—

Band 9

Reimut Reiche

Sexualität und Klassenkampf

Ca. 130 Seiten, April 1968

DM 8,—

Verlag Neue Kritik KG, 6 Frankfurt/M., Wilhelm-Hauff-Str. 5

Voltaire Flugschriften



**Voltaire Flugschriften,
herausgegeben
von Bernward Vesper**

16 Fidel Castro, Über Che Guevara. Nachwort Antonio Sanchez

DM 2,— / 1,60

15 Günther Grass, Der Fall Axel C. Springer am Beispiel Arnold Zweig

DM 3,— / 2,40

14 Black Power, Die Ursachen des Guerillakampfes in den Vereinigten Staaten

DM 2,— / 1,60

12 Abendroth, Habermas, Dutschke, Nirumand, Hentig, Kuby, Lefèvre, Gollwitzer, Meschkat, Nevermann, Wilhelmer, Mahler, Preuß, Bedingungen und Organisation des Widerstandes, Der Kongreß von Hannover, Protokolle

DM 6,— / 4,80

11 Hans Magnus Enzensberger, Staatsgefährdende Umtriebe, Politische Justiz in der Bundesrepublik. Offener Brief an Justizminister Heinemann

DM 3,— / 2,40

10 Larsson, Marcuse, Taubes, Lettau, Schneider, Dutschke, Buch, Demonstrationen. Ein Berliner Modell. Fotos und Texte

DM 6,— / 4,80

8 Leo D. Trotzki, Ihre Moral und unsere. Anmerkungen und Nachwort Bernward Vesper

DM 4,— / 3,20

7 Heinrich Hannover, Schubladentexte. Die geheimen Notstandsverordnungen der Bundesregierung

DM 5,— / 4,— (Großformat)

6 Günther Anders, Nürnberg und Vietnam. Ein synoptisches Mosaik

DM 1,— / 0,80

5 Bertrand Russell, Jean-Paul Sartre, Plädoyer für einen Kriegsverbrecherprozeß. Nachwort Bernward Vesper

DM 4,— / 3,20

4—1 Flugschriften von Peter Weiss, Otto Brenner, Heinrich Böll, Jean-Paul Sartre, beim Verlag vergriffen.

In Vorbereitung

Peter Schneider, Franz Josef Strauß, der Verfolgte Verfolger, Jacob Taubes u. a., Linker Faschismus?

Voltaire Flugschriften können mit 20 % Rabatt abonniert werden.

Voltaire Verlag, 1000 Berlin 31, Halberstädter Straße 9

kürbiskern

Songbuch

mit
140 Liedern
von



F. J. Degenhardt, F. Jansen, R. Rowald, D. Süverkrüp, H. Stütz u. v. a.

Illustrierte Ausgabe mit Noten und Gitarrensätzen, ca. 240 Seiten.

Paperback ca. DM 12.80

Damnitz Verlag München

Wenn Ihnen die BILD-Zeitung genügen würde und Sie die politische Meinungsbildung nur „denen da oben“ überlassen möchten —

dann wäre es sicher vergebliche Mühe, Ihnen eine politische Wochenzeitung wie die DEUTSCHE VOLKSZEITUNG zu empfehlen.

Wenn Ihnen jedoch an Informationen und Argumenten gelegen ist, die eine sachliche Beurteilung des politischen Geschehens erleichtern,

wenn Sie — wie wir — die Demokratie nicht durch Notstandsgesetze gefährdet sehen wollen,

wenn Sie konkrete Vorschläge zur Sicherung der Arbeitsplätze und der Währung erfahren möchten,

wenn Sie die Verringerung der Rüstungskosten für notwendig halten,

wenn Ihnen die DDR nicht nur „ein Dorn im Auge“ ist,

dann sollten Sie die DEUTSCHE VOLKSZEITUNG einmal kennenlernen!
Auf unsere Kosten!

Fordern Sie unverbindlich Probe-Exemplare an!
Postkarte genügt!

Deutsche Volkszeitung

4 Düsseldorf, Oststraße 154 Postfach 2726

Kritisches für Demokraten

Zur Politik und Ideologie der Gegenwart

Ideologie

Ideologiekritik und Wissenssoziologie.
Herausgegeben und eingeleitet von Kurt
Lenk. Soziologische Texte, Band 4. 3. durch-
gesehene und erweiterte Auflage 1967.
466 Seiten, Leinen DM 28,—, Studienausgabe
DM 18,—.

Student und Politik

Eine soziologische Untersuchung zum
politischen Bewußtsein Frankfurter
Studenten. Herausgegeben von Jürgen
Habermas, Ludwig von Friedeburg,
Christoph Oehler, Friedrich Weltz.
Soziologische Texte, Band 18. 2. Auflage
1967. 359 Seiten, Studienausgabe DM 19,80.

Lucien Goldmann

Dialektische Untersuchungen
Soziologische Texte, Band 29. 1966. 336 Seiten,
Leinen DM 30,—, Studienausgabe DM 22,—.

Gesellschaft, Recht und Politik

Wolfgang Abendroth zum 60. Geburtstag.
Herausgegeben von Heinz Maus u. a.
Soziologische Texte, Band 35. 1967. Etwa
400 Seiten, Leinen DM 32,—, Studienausgabe
DM 28,—.

Leo Kofler Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft

Eine verstehende Betrachtung der Neuzeit.
Soziologische Texte, Band 38. 1966.
690 Seiten, Leinen DM 40,—, Studienausgabe
DM 28,—.

Theorie und Soziologie der politischen Parteien

Herausgegeben von Kurt Lenk und Franz
Neumann. Politica, Band 26. 1968.
432 Seiten, Leinen DM 37,—,
Studienausgabe DM 25,—.

Herbert Marcuse

Der eindimensionale Mensch
Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen
Industriegesellschaft. Soziologische Texte,
Band 40. 3. Auflage 1968. 382 Seiten,
Leinen DM 26,—, Studienausgabe DM 18,—.

Paul A. Baran Politische Ökonomie des wirtschaftlichen Wachstums

Soziologische Texte, Band 42. 1966. 470 Seiten,
Leinen DM 36,—, Studienausgabe DM 26,—.

Georg Lukács

Schriften zur Ideologie und Politik
Ausgewählt und eingeleitet von Peter Ludz.
Soziologische Texte, Band 51. 1967. 852 Seiten,
Leinen DM 68,—, Studienausgabe DM 39,—.

Georg Lukács

Schriften zur Literatursoziologie
Ausgewählt und eingeleitet von Peter Ludz.
Soziologische Texte, Band 9. 3. Auflage 1968.
568 Seiten, Leinen DM 28,—.

Wolfgang Abendroth Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie

Aufsätze zur politischen Soziologie.
Soziologische Texte, Band 47. 1967. 578 Seiten,
Leinen DM 42,—, Studienausgabe DM 32,—.

Rudi Ver Requiem auf einen Rechtsstaat

Reihe Demokratie und Rechtsstaat. 1967.
83 Seiten, kartoniert DM 6,80.

Helmut Ridder

Aktuelle Rechtsfragen des KPD-Verbots
Reihe Demokratie und Rechtsstaat. 1966.
62 Seiten, kartoniert DM 6,—.

Sieghart Ott

Das Recht auf freie Demonstration
Reihe Demokratie und Rechtsstaat. 1967.
105 Seiten, kartoniert DM 10,80.

E. J. Hobsbawm Sozial-Rebellen

Archaische Sozialbewegungen im 19. und
20. Jahrhundert. Soziologische Texte,
Band 14. 1962. 269 Seiten, Leinen DM 24,—,
laminierter Pappband DM 19,80.

Ausführliche Gesamtverzeichnisse der
Reihen Soziologische Texte, Soziologische
Essays, Politica, Demokratie und Rechts-
staat über den Buchhandel oder direkt vom
Hermann Luchterhand Verlag, 545 Neuwied,
Postfach 1780.

Luchterhand

INHALT

Kurt Bartsch: chausseestraße 125

187

Manfred Wekwerth: Brief an einen westdeutschen Journalisten

188

Petra v. Morstein: Gedichte

193

Rainer Wochele: Drei Geschichten

197

Ernst F. Steffen: Gedichte

208

Rolf Hauß: Ein Lohnbuchhalter erzählt drauflos

217

Annemarie Czaschke: Das Todeskarussell

221

KRITIK

Yaak Karsunke: Belanglose Belletristik

226

Auswahl politischer Lyrik

233

Auswahl politischer Songs

244

Prof. Dr. P. A. Thießen: Wissenschaftlichkeit ohne Abstriche

255

Johannes Bobrowski: Fortgeführte Überlegungen

266

KLASSENKAMPF

Protokoll: Ulm im Schneider

268

Erich Fried: Abschied von der BBC

283

Johannes Schenk: Portugiesische Wedel

286

Hilde Rubinstein: Gesammelte Stimmen über Portugal

288

Hans Peter Hohn: Schutzmarke: Goethe

308

REZENSIONEN

Bernt Richter: Männer und Könner — gesucht für ungenannte Zwecke

321

Franz Schonauer: Preußische Legende

336

Anmerkungen

348

5. APR. 1968

FR No. 82, S. 8

Das neue „kürbiskern“-Heft

Unter den kritischen Zeitschriften, die in der Bundesrepublik erscheinen, vertritt „kürbiskern“ mit ruhiger Beharrlichkeit osteuropäische Denkmodelle. Die dialektisch zugespitzte Grundsatzdiskussion, die jedes Enzensbergersche „Kursbuch“ wieder am marxistischen Nullpunkt beginnen läßt, wird nicht angestrebt. Die Entdeckungen stecken im Detail. Heft 2/68, insgesamt die elfte Nummer der Vierteljahresschrift, trägt wieder eine Fülle mißlicher Materialien zusammen. Am beschämendsten ist wohl Hans Peter Hohns Abrechnung mit den Goethe-Instituten: beschämend für eine noch immer latent imperialistische Kulturpolitik der Bundesrepublik; beschämend für die windigen Methoden des Auswärtigen Amtes, das mit dem Goethe-Institut, ein pseudo-privates Unternehmen, in Wirklichkeit vollkommen ein Instrument der Regierungspolitik in der Hand hat; beschämend schließlich auch wegen der engen, zuweilen heuchlerisch verhohlenen Verquickung von kulturellem Sendungsbewußtsein und handfesten wirtschaftlichen Interessen.

Zu den Landschaftsbildern des politischen Deutschland gehört vor allem der Report „Ulm im Schneider“, der zeigt, wie die Querelen um eine NPD-Kundgebung im polizeilichen Nachspiel auf dem Rücken der Gegendemonstranten ausgetragen werden: dahinter steht die Beobachtung, die Tätigkeit der Ordnungsorgane sei praktisch schon auf seiten der Rechten. Bernt Richter analysiert in „Gesucht für ungenannte Zwecke“ die Zeitungswerbung der Bundeswehr. Sein Versuch, Ideologiekritik an Werbetexten zu betreiben, bleibt

zwiespältig, ist er doch eher für „Werbung“ aufschlußreich als für „Bundeswehr“. Franz Schonauers „Preußische Legende“, eine Absage an das in einigen Neuveröffentlichungen (Schoeps, Dönhoff, Dietrich) wieder der Glorifizierung angenäherte Preußenbild, bringt durchweg plausibel vorgetragene Gedanken.

Im literarischen Teil polemisiert Yaak Karsunke gegen Günter Herburgers „belanglos belletristische“ Gedichte. Die „kürbiskern“-Lyrik ist denn auch in diesem Heft plakathaft engagiert. Die Beiträge von DDR-Autoren, die stets einen beträchtlichen Raum in dieser Zeitschrift einnehmen, sind diesmal eher parteiamtlich geprägt, vor allem das Gespräch mit dem Leipziger Professor P. A. Thießen über „Wissenschaftlichkeit ohne Abstriche“.

j.

kürbiskern sonderdruck zu 2/68

Erklärung der Regierung der UdSSR an die Regierung der Bundesrepublik Deutschland

Der stellvertretende Minister für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR W. S. Semjonow hat — wie TASS meldet — dem interimistischen Geschäftsträger der BRD in der UdSSR, H. H. Sante, am Freitag im Zusammenhang mit der Aktivierung der militaristischen und neonazistischen Kräfte in der Bundesrepublik folgende an die Regierung der westdeutschen Bundesrepublik gerichtete Erklärung der Sowjetregierung überreicht:

Im Bewußtsein der Verantwortung, die die Sowjetunion für die Erreichung der von den Mächten der Antihitlerkoalition in dem historischen Potsdamer Abkommen proklamierten Ziele trägt, erachtet es die Sowjetregierung als notwendig, die Regierung der BRD auf die gefährlichen Seiten der derzeitigen politischen Entwicklung der Bundesrepublik aufmerksam zu machen. Sie sieht sich gezwungen, darzustellen, daß eine Lage entsteht, in der Revanchismus und Militarismus immer größere Bereiche des gesellschaftlichen und politischen Lebens der BRD erfaßt und Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit Deutschlands, an die Geschichte des Wachstums und der Stärkung des Hitlerfaschismus wach werden läßt.

In ihrer der Regierung der BRD am 28. Januar 1967 übermittelten Erklärung hatte die Sowjetregierung bereits warnend auf die rapide Verstärkung der Aktivität der neonazistischen und der militaristischen Kräfte in der Bundesrepublik hingewiesen und darauf bestanden, daß ihrer Tätigkeit entschieden ein Ende gesetzt werde. Die in dieser Erklärung erwähnten anormalen Erscheinungen blieben jedoch unbeseitigt, ja, sie wachsen und festigen sich sogar weiterhin.

Soeben wurden die Völker Europas Zeugen einer dreisten Demonstration, die von den Nachfolgern des deutschen Faschismus unter der Flagge des Parteitags der sogenannten National-Demokratischen Partei in Hannover inszeniert wurde. In dieser Stadt hatten sich Neonazisten jeglichen Schlages aus allen Teilen des Landes zusammengefunden, um den Versuch zu unternehmen, die Verbrechen des Hitlerfaschismus zu rehabilitieren und ihre Treue gegenüber den räuberischen Zielen und Bestrebungen zu bekunden. Ähnlich wie München in der Vergangenheit, so kann Hannover zum Symbol der Erschleichung der Macht durch den Neonazismus werden. Wie erstaunlich das auch klingen mag, so fand diese Zusammenrottung doch völlig legal, ja, mehr noch — unter dem Schutz der offiziellen Behörden der BRD statt.

Es drängt sich die Frage auf: Womit hat die NPD eine solche Gunst der westdeutschen Behörden erworben? Mit welchen Mitteln versucht die National-Demokratische Partei die Sympathien der Bevölkerung zu gewinnen, welchen Kurs verkündet sie?

Es werden vor allem offen Forderungen nach einer Revision der europäischen Grenzen, nach Annexion der Territorien anderer Staaten erhoben. Wie die Presse der BRD in großen Schlagzeilen berichtete, erklärten die Anführer der NPD auf dem Parteitag in Hannover, daß sie sich bei einer Revision der Grenzen „nicht an gewisse Vorbehalte binden lassen wollen“. Sie erklärten auch, daß die Existenz der österreichischen Nation ihnen nicht genehm sei; sie erheben auch auf Norditalien (Südtirol), auf die Territorien der benachbarten Länder östlich und westlich, nördlich und südlich der BRD Anspruch. Die abenteuerlichen Gelüste der Neonazis kommen den wahnwitzigen Plänen Hitlers nicht nur gleich, sondern übertreffen diese sogar in mancher Hinsicht. Wie sehr sich auch die „Ideologen“ der neuen nazistischen Partei bemühen mögen, sich als Demokraten zu tarnen und der Bevölkerung einzureden, sie hätten von der Hitlerpartei nur ihre nationale Färbung übernommen, wird es der NPD nicht gelingen, ihr nazistisches Wesen zu verschleiern.

Im Programm der Hitlerpartei wurde bekanntlich die Parole einer Vereinigung aller Deutschen in einem Großdeutschland auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker aufgestellt. Man hat in Europa nicht vergessen, was diese Parole faktisch mit sich gebracht hat. Man hat nicht vergessen, wie die elementarsten Rechte der Völker unter diesem heuchlerischen Vorwand verunglimpft wurden. Die Zerstörung von Minsk und Stalingrad, von Rotterdam und Coventry, die Vernichtung von Lidice und Oradoursur-Glane, die Massaker an der Bevölkerung von Kiew und Lwow, von Warschau und Kragujevac, die Konzentrationslager Buchenwald und Auschwitz, die Gaskammern und Galgen sowie weitere unzählige Verbrechen markierten den Weg der Hitlerhorden.

Die wahnwitzigen Befehle, Moskau und Leningrad dem Erdboden gleichzumachen, London auszuradieren, Paris niederzubrennen und die Territorien der Sowjetunion, Polens, Jugoslawiens in verbrannte Erde zu verwandeln — das waren für die Völker die Ergebnisse der verbrecherischen Hitlerschen Pläne, die mit der Parole der „Selbstbestimmung“ getarnt wurden. Die Hitlerschen Spekulationen auf den deutschen bürgerlichen Nationalismus haben das deutsche Volk beinahe eine ganze Generation junger Deutscher gekostet, deren Leichen die Felder Europas bedeckten.

Nur Leute, die sich vorsetzlich das verbrecherische Ziel gesetzt haben, die Bevölkerung der BRD erneut mit dem Chauvinismus und Militarismus zu vergiften, können derartige Lehren der Vergangenheit außer acht lassen.

Die Neonazisten versuchen demonstrativ, dem Potsdamer Abkommen zuwider zu handeln. Davon zeugen unumwunden die militärischen und politischen Thesen des NPD-Programms, an dessen Vorbereitung, wie bekannt wurde, Offiziere der Bundeswehr aktiv mitgewirkt haben.

Das Potsdamer Abkommen sieht bekanntlich die vollständige Entwaffnung und Entmilitarisierung Deutschlands, das Verbot der Produktion aller Arten von Waffen und Kriegsgeräten vor. Die Urheber des NPD-Programms aber sind nicht einmal mit den heute hemmungslos betriebenen Kriegsvorbereitungen in Westdeutschland zufrieden. Sie fordern, daß der „deutsche Generalstab“ offen wiedereingesetzt, die Wirtschaft der BRD noch energischer auf die Kriegsvorbereitung umgestellt und eine mächtige Rüstungsindustrie geschaffen wird.

Der kriegslüsterne Militarismus der NPD wird auch dadurch bestätigt, daß auf dem Hannoverschen Parteitag zynisch die Forderungen erhoben wurden, die „Ehre“ der hitlerfaschistischen Gewalttäter und Mordbuben wiederherzustellen, in ihrer Räubertradition eine neue Generation zu erziehen und der Bundeswehr die Vormachtstellung im Staat zu sichern.

Die NPD-Bosse brüsten sich heute unverhohlen damit, daß ihre Partei in einem reichlichen Jahr auf nahezu das doppelte angewachsen sei. Die NPD hat 48 Landtagssitze in sechs Bundesländern erhalten, über eine Million Stimmen der westdeutschen Wähler gewonnen. Deshalb hegen die Neonazis hohe Ambitionen, sie jubeln schon im voraus, daß sich ihnen bei den nächsten Wahlen die Türen des Bundestags, des höchsten gesetzgebenden Organs des Landes, öffnen werden.

Wie erklären nun die Regierung und andere staatliche Organe der BRD eine solche Aktivierung der von dem Potsdamer Abkommen verbotenen Neonazikräfte? Einerseits wird der Gedanke suggeriert, die Neonazipartei sei nur eine kleine Gruppe „unverbesserlicher Demagogen“, die keine nennenswerte Rolle im Leben des Landes spiele, die Neonazibewegung in der BRD sei nur ein harmloser Ausdruck eines gewissen „Radikalismus“, von dem auch andere westliche Länder nicht frei seien.

Andererseits finden sich sofort prominente Politiker, die offensichtlich nicht abgeneigt wären, das Erstarken der neonazistischen Kräfte zur Stützung der Politik der Bundesregierung, die ebenfalls revanchistische Ziele verfolgt, zu benutzen und damit andere Staaten zu erpressen. Selbst einem Menschen, der sich in den Haarspaltereien einer solchen Politik nicht auskennt, ist klar, daß sich hinter alledem Wohlwollen gegenüber dem Nazismus, ja seine direkte Förderung verbirgt.

Die National-Demokratische Partei ist Bestandteil der heutigen gesellschaftlich-politischen Ordnung in der BRD. Ihre Staatsmänner machen im Grunde genommen kein Hehl daraus, daß die Forderungen der NPD bestimmten Zielsetzungen der herrschenden CDU/CSU entsprechen, daß sie in vielerlei Hinsicht Äußerungen der Führer dieser Partei, besonders des rechten Flügels, entlehnt sind.

Die NPD arbeitet eng mit allerlei Verbänden, Vereinigungen und Landsmannschaften von unverkennbar militaristischer Prägung zusammen, die im Organisieren revanchistischer Provokationen Erfahrungen haben. Sie arbeitet eng mit erzreaktionären Parteien und Gruppierungen zusammen, die Abarten

des Nazismus sind. Die Anzahl derartiger Organisationen in der BRD geht in die Hunderte.

Die Zeitschriften und Zeitungen, die in der BRD in Massenauflagen erscheinen, sind voller Memoiren und pseudohistorischer Forschungen ehemaliger Hitlerleute, darunter Generale der Wehrmacht, die die jetzige Generation „lehren“, wie man die Herrschaft in Europa erlangen kann, ohne die Fehler Hitlers“ zu wiederholen. Von Handelsmessen und Ausstellungen bis zu Schulbüchern, von Rundfunk- und Fernsehprogrammen bis zu Landkarten — allen Formen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens Westdeutschlands drückt die Ideologie des Nazismus, des Militarismus und der Revanche ihren unheilvollen Stempel auf.

Das Wüten der reaktionärsten chauvinistischen Kräfte in der BRD ist nichts Überraschendes oder Spontanes. Es ist ein direktes Ergebnis der offiziellen Politik der BRD, die seit vielen Jahren darauf beruht, die bestehenden europäischen Grenzen nicht anzuerkennen, den Zugang zu Kernwaffen zu fördern, das Alleinvertretungsrecht zu beanspruchen und abenteuerliche Anmaßungen gegenüber Westberlin zu erheben, das bekanntlich nicht zur BRD gehört und nicht gehören wird.

Es ist unmöglich abzuleugnen, daß die Hauptsorge der Regierung der BRD nach wie vor einem Programm umfassender Kriegsvorbereitungen gilt. Es ist jedermann bekannt, daß die Bundeswehr bereits rund eine halbe Million Soldaten zählt und als Kernstück für eine Massenarmee geschaffen wird. Die Rüstungsausgaben der BRD verschlingen etwa ein Drittel des staatlichen Budgets.

Die herrschenden Kreise der BRD steuern immer eindeutiger darauf hin, eine eigene Schmiede modernster Waffen zu schaffen. Die Sowjetregierung verfügt über Angaben, wonach in der BRD unter Verletzung des Potsdamer Abkommens neueste Panzer, U-Boote, Düsenflugzeuge und andere Waffen produziert werden. Politiker und Militärs der BRD wollen aber noch mehr. Sie suchen vor allem nach Wegen und Mitteln, um der BRD die Mitverfügung über Kernwaffen zu sichern. Nicht des Drills wegen wird die Bundeswehr immer stärker mit Trägermitteln für Kernwaffen ausgerüstet und ihre Angehörigen im Einklang mit den Vorbereitungen auf einen Atomkrieg ausgebildet. Es liegen auch Angaben vor, wonach die Arbeiten auf dem Gebiete des Raketenbaus in der BRD forciert und immer größere Mittel bereitgestellt werden, um rüstungstechnische Forschungen zu betreiben und die Atomindustrie zu entwickeln, die in kurzer Frist auf Herstellung von Kernwaffen umgestellt werden kann.

Ein untrennbarer Bestandteil der Militarisierung, ein Schritt auf dem Wege zur Faschisierung der BRD ist die immer stärker werdende Offensive gegen die wichtigsten Verfassungsrechte und -freiheiten der Bürger der BRD. Diesem Zweck dient auch die sogenannte Notstandsgesetzgebung, die gegenwärtig auf der Tagesordnung des Bundestags steht. Der Sinn einer solchen Gesetzgebung besteht darin, Bedingungen zu schaffen, um eine Polizei- und Militärdiktatur

zu errichten und die Bevölkerung in die Vorbereitungen zu einem neuen Krieg total einzubeziehen. Nicht zufällig ruft die Notstandsgesetzgebung in weiten Kreisen der Öffentlichkeit der BRD Proteste hervor und wird aber gleichzeitig mit unverkennbarer Ungeduld von den revanchistischen und militaristischen Kräften der BRD erwartet.

Offizielle Persönlichkeiten der BRD behaupten, daß seit einiger Zeit im Lande ein „neuer Kurs“ gesteuert wird, daß eine „neue Ostpolitik“ verkündet wurde, die beinahe ein Rezept gibt, um alle jetzigen Krankheiten Westdeutschlands zu heilen. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um Versuche, die frühere Weigerung, die reale Lage in Europa anzuerkennen, mit einem neuen Aushängeschild zu versehen. Es handelt sich um die Versuche, die alte Politik des Militarismus und der Revanche aufzupolieren und in mancher Hinsicht sogar weiter zu gehen als die Urheber dieser Politik selbst.

Schon die Tatsache allein, daß gewisse Kreise der BRD es für angebracht hielten, bei Durchführung der „neuen“ Ostpolitik hinter dem Schleier des Geredes von einem Streben nach Frieden und Verständigung mit anderen Staaten mit der Konsolidierung der Neonazis zu beginnen, ist ein Schuldspruch gegen diese Politik.

Diejenigen Kreise in der BRD, die heute ungeniert die Plattform des Nazismus wieder betreten, betrachteten offenbar auch die gegenwärtige internationale Situation, da sich die Völker immer häufiger mit Aggressions- und Abenteuerakten der imperialistischen Mächte konfrontiert sehen, als geeignet dazu. Die westdeutschen Politiker wollen dadurch, daß sie der Aktivität der Neonazis Spielraum geben, offenkundig zeigen, daß die BRD in einer Reihe mit den heute agierenden Aggressions- und Kriegskräften steht und daß sie die Absicht hat, auch in Zukunft ihren Beitrag zur Zuspitzung der internationalen Lage zu leisten.

Es ist bezeichnend, daß sich die Regierung der BRD unter verschiedenen Vorwänden dagegen stemmt, in entsprechender völkerrechtlicher Form mit der DDR auf gleicher Grundlage wie mit anderen sozialistischen Ländern Erklärungen über die Nichtanwendung von Gewalt in den gegenseitigen Beziehungen auszutauschen. Das unterstreicht erneut den aggressiven Charakter der gegen die sozialistische Deutsche Demokratische Republik und die anderen sozialistischen Ländern gerichteten Politik der BRD.

Sind sich aber die Politiker der BRD darüber klar, was derartige Pläne bedeuten können? Die Deutsche Demokratische Republik ist bekanntlich durch brüderliche Bündnisbeziehungen mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern verbunden, wobei diese Beziehungen durch entsprechende Verträge untermauert sind; sie gehört der Organisation des Warschauer Vertrags an. Jeder Anschlag auf die Souveränität und Unabhängigkeit der DDR käme einem Anschlag auf die Sicherheit aller sozialistischen Länder, Mitglieder dieser Verteidigungsorganisation, gleich und würde selbstverständlich eine vernichtende Vergeltung nach sich ziehen. Will das Volk der BRD sich auf einen solchen selbstmörderischen Weg begeben?

Wenn man in der Bundesrepublik wirklich die Absicht hegt, die Beziehungen zur Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern, darunter zur DDR, zu normalisieren, mit ihnen Erklärungen über Gewaltverzicht auszutauschen, so gibt es dafür keinen anderen Weg als die Anerkennung der bestehenden Grenzen in Europa, den Verzicht auf die Alleinvertretungsanmaßung Bonns, die Absage an die nuklearen Ambitionen, die Einstellung der Anschläge auf Westberlin, die eindeutige Feststellung, daß das Münchener Abkommen von Anfang an rechtsungültig war.

Gerade die verantwortlichen Staatsmänner der BRD dürfen nicht die unumstößliche Tatsache außer acht lassen, daß die Völker, die gewaltige Opfer für den Sieg über den deutschen Faschismus gebracht haben, nach der Zerschlagung und bedingungslosen Kapitulation des hitlerfaschistischen Reichs feierlich und fest ihre Entschlossenheit erklärten, den deutschen Militarismus und Nazismus restlos zu verhindern. Dieser Wille der Völker fand seinen Ausdruck in den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz, im Urteil des Nürnberger Gerichtshofes, in vielen Beschlüssen der Alliierten.

Als die Staaten der Antihitlerkoalition diese historischen Beschlüsse faßten, gingen sie davon aus, daß der Nazismus Krieg ist, daß der Nazismus blutigen Terror und Massenverbrechen bedeutet, daß es für den Nazismus keinen Platz auf der Welt gibt oder geben darf.

Die Sowjetregierung erachtet es für notwendig, daran zu erinnern, daß das Potsdamer Abkommen die restlose Vernichtung der nationalsozialistischen Partei und ihrer Gliederungen, das kategorische Verbot „jeder nazistischen und militaristischen Bestätigung und Propaganda“ wie auch der „nazistischen und militaristischen Lehren“, die Nichtzulassung aktiver Nazis zur politischen und gesellschaftlichen Tätigkeit vorsah.

Es ist angebracht, die Frage zu stellen, wie sich die Existenz und legale Tätigkeit der neonazistischen National-Demokratischen Partei und anderer profaschistischer Organisationen in der BRD mit den erwähnten Forderungen des Potsdamer Abkommens vereinbaren läßt. Wie kann man eine derart grobe Verletzung internationaler Abkommen erklären, die für die BRD als eine der Rechtsnachfolgerinnen des früheren Deutschlands bindend sind?

Schon in den ersten Nachkriegsjahren wurden in Westdeutschland die Beschlüsse der Alliierten über die Entnazifizierung und Demokratisierung unverhohlen sabotiert. Dann hoben die Behörden der BRD auch formell das Gesetz über das Verbot der Nationalsozialistischen Partei auf. Gleichzeitig verschärfte sich die Verfolgung der fortschrittlichen antifaschistischen Organisationen, sowie aller, die sich gegen die Herrschaft der Militaristen und Revanchisten wenden und für eine demokratische Erneuerung der politischen Lebensordnung in der Bundesrepublik eintreten. Die schändliche Krönung war das Verbot der Kommunistischen Partei Deutschlands, die in der vordersten Reihe des Kampfes der patriotischen Kräfte gegen Reaktion und Faschismus, für eine friedliche und demokratische Entwicklung der BRD schreitet.

Dieselbe Linie der Verfolgung der Demokraten und Friedenskämpfer, der

Ermunterung der neonazistischen Kräfte ist auch heute zu beobachten. Damit läßt die Regierung der BRD eine schwere Verantwortung auf sich gegenüber dem Volk ihres Landes, gegenüber den Völkern der anderen europäischen Staaten, gegenüber der ganzen Menschheit.

Wie den anderen europäischen Völkern liegt dem Sowjetvolk daran, daß die BRD einen neuen Weg einschlägt, den Weg des Friedens und der Zusammenarbeit mit all ihren Nachbarn. Wenn die Führer der Bundesregierung in ihrer Politik von der realistischen Anerkennung der Ergebnisse des zweiten Weltkrieges ausgingen, wenn sie praktische Schritte unternähmen, die von einer ernsthaften Absicht zeugen, mit den anderen den Frieden und die Sicherheit anstrebbenden Staaten Schritt zu halten, so würden sie bei der Sowjetunion Verständnis und Unterstützung finden. Die Sowjetregierung setzt sich für die Herstellung guter Beziehungen zwischen der UdSSR und der BRD ein, die den Völkern beider Länder zum Nutzen gereichen würden und den Interessen des europäischen Friedens dienlich wären. Sie kann sich aber nicht darüber hinwegsetzen, daß die BRD auf dem Wege dazu ein Hindernis nach dem anderen, darunter auch ein so großes auftrübt, wie die zunehmenden Erscheinungen des Revanchismus und Neonazismus.

Der Sowjetregierung liegt es fern, die Anschauungen und Stimmungen der Mehrheit der Bürger der BRD mit der Haltung der eingefleischten Revanchisten und Neonazis zu identifizieren. Die sowjetischen Menschen wissen, daß es in Deutschland Kräfte gab, die sich dem hitlerfaschistischen Terror nicht beugten. Derartige Kräfte gibt es auch in der westdeutschen Bevölkerung. Ihr Kampf gegen die Militarisierung des Landes, für Demokratie, für eine wahrhaft neue Außenpolitik, für die Normalisierung der Beziehungen mit dem anderen deutschen Staat, für einen dauerhaften Frieden in Europa verdient Achtung. Beträchtliche Bevölkerungsschichten der BRD, Menschen unterschiedlicher politischer Überzeugungen, die durch das Streben nach Frieden und friedlicher Zusammenarbeit mit anderen Völkern geeint werden, wollen keine Rückkehr zu der düsteren Vergangenheit, in welcher Form auch immer. Die Sowjetregierung möchte glauben, daß das Volk, alle politischen Kräfte der BRD, die für die Zukunft des Landes verantwortlich sind, die Gefahr des Weges erkennen, auf den die militaristischen und neonazistischen Kreise die BRD treiben, daß sich diese Kräfte nicht von den wahnwitzigen Ideen der Revanche und neuer Kriegsabenteuer umgarnen lassen.

Jetzt muß man jedoch feststellen, daß sowohl die Außen- als auch die Innenpolitik der Regierung der BRD das Erstarken der Kräfte des Nazismus und Militarismus nicht verhindert, sondern im Gegenteil fördert.

Angeichts der gefährlichen politischen Entwicklung in der BRD sieht sich die Sowjetunion genötigt, eine ernste Warnung auszusprechen. Eingedenk der Dutzende Millionen von Opfern, die die Völker im letzten Krieg gebracht haben, hält die Regierung der UdSSR entschiedene Maßnahmen für dringend notwendig, mit denen die entfesselten Revanchisten und Neonazis gezügelt und eine Wiederbelebung oder Reorganisation des deutschen Mili-

tarismus und Nazismus auf dem Boden der BRD wirksam verhindert würden. Die Sowjetregierung geht davon aus, daß es Pflicht aller Teilnehmerstaaten des Potsdamer Abkommens ist, dafür zu sorgen, daß Sinn und Geist dieses Abkommens auf dem Territorium der BRD strikt eingehalten werden. Eine wirksame Kontrolle über die Einhaltung der wichtigsten Forderungen des Potsdamer Abkommens, die eine Ausrottung des Militarismus und Nazismus verlangen, ist notwendig. Die Mächte der Antihitlerkoalition haben in dieser Hinsicht Pflichten gegenüber den Völkern der Welt.

Die Sowjetunion wird ihrerseits alles nur Mögliche tun, um die Völker vor den Umtrieben der neonazistischen und militaristischen Kräfte zu schützen, sie wird gleich anderen friedliebenden Staaten die notwendigen politischen und anderen Maßnahmen treffen, damit einer Entwicklung vorgebeugt wird, die zur Entstehung eines neuen Herdes faschistischer Gefahr in Europa führen und den Weltfrieden gefährden könnte.